<36604215610019

Tiecks Werke

Erster Teil

Der gestiefelte Kater. Liebesgeschichte der schönen Magelone. Leben und Tod der heiligen Genoveva

Herausgegeben

von

Dr. J. Minor

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann

Kürschners Deutsche National-Litteratur Bandausgabe 53

Die

Deutsche National-Litteratur

herausgegeben

von Prof. Joseph Kürschner

bietet die Gesamtheit der Deutschen Litteraturschätze von den Anfängen deutschen Schrifttums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Sie ermöglicht es auch weiteren Kreisen, den Entwicklungsgang unserer Litteratur zu erfassen und deren Werke mit Genuß und Verständnis in sich aufzunehmen.

Unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter herausgegeben, hat sie begründeten Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sowohl mit Rücksicht auf die sorgfältig revidierten, ergänzten und vervollständigten Texte, wie bezüglich der Kommentare, Einleitungen u. s. w. Übersichtlich angeordnete Registerbände erhöhen die Nutzbarkeit des ganzen Werkes und bilden ein in seiner Art unübertroffenes litterargeschichtliches Orientierungsmittel.

Mit der inneren Vorzüglichkeit geht die gediegenste äußere Ausstattung und typographische Schönheit Hand in Hand, vereint mit beiden eine ganz ungewöhnliche Billigkeit des Preises. Kürschners „Deutsche National-Litteratur“ erscheint in Bänden von ca. 20—36 Bogen à 16 Seiten, zum Preis von ℳ 2.50 (Fl. 1.50 = Fr. 3.50); monatlich werden 2 Bände ausgegeben. Die getroffenen Vorbereitungen gestatten die Vollendung des ganzen Werkes in 3—4 Jahren. Gleichzeitig mit jedem Band erscheinen ausgezeichnet schöne Halbfranzdecken zum Preis von 70 ₰.

Inhalt dieses Bandes.

Tiecks Werke. 1. Band. Herausgegeben von Dr. J. Minor.

Inhalt der erschienenen Bände.

1. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“. (Der Werke 1. Bd.)
2. Band: Goethes „Faust“, erster und zweiter Teil. (Der Werke 12. Bd.)
3. Band: Schillers „Räuber und Fiesko“, mit den Theaterbearbeitungen. (Der Werke 3. Bd.)
4. Band: Kortums „Jobsiade“.
5. Band: Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln, Sinngedichte, Epigramme, Fragmente, Fabeln und Erzählungen. Jugenddramen“. (Der Werke 1. Band.)
6. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“. (Der Werke 2. Band.)
7. Band: Wielands „Oberon und verschiedene Erzählungen und Märchen in Versen“. (Der Werke 2. Band.)
8. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 3. Enthält: Maler Müller u. Ch. F. D. Schubart.
9. Band: Grimmelshausens „Simplicianische Schriften“.
10. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 2. Enthält: Lenz und Wagner.
11. Band: Gegner der zweiten schles. Schule. Band 1. Enthält: Joh. Chr. Günther.
12. Band: Stürmer und Dränger. Band 1. Enthält: Klinger und Leisewitz.
13. Band: Gryphius' Werke. (Der ersten Schlesischen Schule 4. Band.)
14. Band: Lessings Jugendfreunde. Enthält: Weiße, v. Cronegk, v. Brawe und Nicolai.
15. Band: Moscherosch, „Gesichte Philanders von Sittewald“.
16. Band: Goethes „Dramen“. Band 1. (Der Werke 6. Bd.)
17. Band: Lessings Jugenddramen II. Abt. und Dramat. Meisterw. I. Abt. (Der Werke 2. Bd.)
18. Band: Schillers „Dramen“. (Der Werke 4. Bd.)
19. Band: Simon Dach, seine Freunde u. Johann Röling. (Der 1. Schlesischen Schule 5. Bd.)
20. Band: Goethes „Gedichte“. Band 1. (Der Werke 1. Bd.)
21. Band: Ziglers „Asiatische Banise“.
22. u. 23. Band: Hebels Werke. 1. u. 2. Abteilung.
24. u. 25. Band: Lessings Werke. 3. Band. 1. u. 2. Abteilung.
26. Band: Gegner der zweiten schlesischen Schule. Band 2. Enthält: Weise, Brockes, von Canitz, Neukirch, Wernicke.
27. Band: Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften“. Bd. 1. (Der Werke 33. Bd.)
28. Band: Albertinus, „Lucifers Königreich vnd Seelengejaidt“.

[*Fortsetzung auf der 3. Seite des Umschlags.*]

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr.
K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

144. Band

Erste Abteilung

Tiecks Werke I

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Tiecks Werke

Erster Teil

Der gestiefelte Kater. Liebesgeschichte der schönen Magelone. Leben und Tod der heiligen Genoveva

Herausgegeben

von

Dr. J. Minor

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Der bedeutendste unter den Dichtern der älteren romantischen Schule ist ohne Zweifel Tieck, ein Stimmungsdichter ersten Ranges, ein Meister des malerischen Kolorits und des musikalischen Tones, von einer mehr dekorativen und ausmalenden als gestaltenden Phantasie, von unerschöpflichem feinem Witze, aber nicht eben hervorragender Tiefe des Gemüts. Im Hintergrunde seines dichterischen Talentes steht das mimische: Tieck war ein Schauspieler von hervorragender Begabung; seine Vorlesungen dramatischer Dichtungen waren weit über die Grenzen Deutschlands hinaus berühmt, seine mimischen Kunststücke wurden höchstens von den Grimassen Brentanos übertroffen. Die Mythologie, welche, wie wir von A. W. Schlegel erfahren haben, die romantische Dichtung überall voraussetzt, schuf sich Tieck mittelst dieses letzteren Talentes, indem er sich schon in frühester Jugend in die Dichtung anderer hineinlebte und die empfangenen Eindrücke mit der Lebendigkeit eines Erlebnisses in sich wieder aufleben ließ. In seiner Kindheit nahm er auf diese Weise die Erzeugnisse der deutschen Sturm- und Dranglitteratur und ihre Nachgeburten, die Ritter- und Gespensterromane, in sich auf; später traten die Dichtungen des altenglischen Theaters und der Spanier an ihre

Stelle. Goethe und Shakespeare bildeten zeitlebens den Mittelpunkt seines Denkens und Dichtens und aus seinen besten Dichtungen hört man einen Nachklang beider heraus.



Ludwig Tieck. 1773-1853
Nach einem Stahlstich.

Den Zwiespalt zwischen der poesielosen und nüchternen Aufklärung und den seit der Zeit des Sturmes und Dranges mit Macht hervortretenden freieren Tendenzen, aus welchem die Romantik sich überhaupt

entwickelte, hat keiner seiner Genossen so tief empfunden als Tieck. Die Brüder Schlegel und andere lernten diese schroffen Gegensätze mehr oder weniger nur in oder aus der Litteratur kennen; Tieck litt unter ihnen im Leben. In demselben Jahre, in welchem der Götz von Berlichingen erschien, (am 31. Mai 1773) wurde Tieck in dem aufklärerischen, friedericianischen Berlin als Sohn eines Seilermeisters geboren. Litteratur und Theater standen hier im schroffsten Gegensatze zu einem phantasielosen, von bloßen Zweck- und Nützlichkeitsrücksichten beherrschten Leben. Mit seiner, fast möchte man sagen, angebornen, im Hause des Kapellmeisters Reichardt genährten Vorliebe für Goethe fand Tieck in der ihn umgebenden Welt kein Verständnis und keinen Wiederhall. Kein Wunder, daß auch die Anfänge seiner Dichtung in der wirklichen Welt keinen Boden fanden. Er träumt sich in seinen ersten Versuchen in die Shakespearesche Märchen- und Feeenwelt hinein; er macht seinen Abgott Shakespeare selber zum Helden eines dramatischen Fragmentes, welches in lieblicher, graziöser Weise die Weihe des Knaben Shakespeare zum Dichterberufe darstellt. Der „Sommernachtstraum" und der „Sturm" gaben seiner Phantasie die Richtung zu dem Romantischen, Farbenprächtigen und Bunten; aber auch schon zum Spielenden und Wesenlosen. Noch als Gymnasiast vollendete er ein Schauspiel in drei Aufzügen Alamodinn, in welchem die mit glühenden Farben geschilderte Pracht der Suhluinseln mit der finstern Kerkerdekoration ebenso kontrastiert, wie die allenthalben durchbrechenden Rousseauschen Freiheitsgedanken mit einem nicht unbeträchtlichen Reste aufklärerischer Ideen und Anschauungen.

Während Tieck diese zarten Blüten seines jugendlichen aber frühreifen Talentes vor der Hand noch im Pulte behielt, trat er auf einem ganz anderen Gebiete bald öffentlich als fertiger Schriftsteller hervor. Nichts zeigt deutlicher, daß Tieck jene Gegensätze, deren Zwiespalt sein ganzes Denken und Fühlen durchdrang, innerlich nicht zu beherrschen verstand, als der Umstand, daß er sich von seinem Lehrer Rambach verleiten ließ, zwischen dem Zeitgeschmack des Modepublikums und seinen höher liegenden Idealen eine Vermittelung anzubahnen. So kam es, daß Tiecks feines Talent zu den gröbsten Arbeiten mißbraucht wurde und in dem niedrigsten Genre der Litteratur (freilich anonym) zum erstenmale auf dem buchhändlerischen Markte erschien. Schon längst hatte sich die Humanitätsidee, welche zu den vornehmsten Artikeln der Aufklärung zählte, der erhabenen Verbrecher von der Art des Karl Moor bemächtigt und neben den Ritter- und Geisterromanen bildeten die Verbrechergeschichten die einträglichste Branche der damaligen Romanfabrikation. Tiecks Lehrer hatte für eine derartige Sammlung, welche unter dem Titel „Thaten und Feinheiten renommierter Kraft- und Kniffgenies" erschien, das Volksbuch vom bairischen Hiesel zu bearbeiten unternommen und er übertrug, als er an der keineswegs erhebenden Arbeit die Lust verlor, seinem Lieblingsschüler die Fortsetzung, welcher sich (mochte auch der Schalk ge-

legentlich zum Vorschein kommen und den bairischen Hiesel für nichts mehr und nichts weniger als einen bloßen Spitzbuben erklären) so viel Mühe gab in dem angeschlagenen Tone fortzufahren, daß Rambach ihn bei einem folgenden Romane, „Die eiserne Maske, eine schottische Geschichte“, welcher die Ossianische Welt für ein größeres Publikum zubereitete, zur Anfertigung der eingestreuten Lyrik und des Schlußkapitels herbeizog. Denn frühe hatte Tiecks Lyrik die Gabe, sich in allen Gestalten heimisch zu fühlen und allen Stimmungen gerecht zu werden, frühe standen ihm alle heiteren und düsteren Farben in gleicher Vollendung zu Gebote, frühe überwucherte auch hier das Tändelnde, Duftende, Spielende in Vers und Ausdruck den inneren Gehalt. Seine eigentliche Meisterschaft aber war die Schilderung verzweifelter Seelenzustände: je weniger eingreifende Erlebnisse ihm das eigene Leben bot, um so mehr poetischen Gehalt pfropfte er in sein Inneres hinein, indem er alle Schrecken eines Franz Moor oder eines Spukromanes wie Grosses „Genius“ in sich wieder aufleben ließ und sie getreulich wieder abkonterfeite. So schildert er in dem erwähnten Schlußkapitel die Qualen eines verzweifelnden Bösewichts in den grellsten Farben und mit unverhohlener Freude. Ja, seine selbstgeschaffenen, zum Zwecke dichterischer Beobachtung und dichterischer Verwertung in seinem eigenen Innern veranstalteten Seelenleiden bilden den Hintergrund einer ganzen Reihe von Dichtungen, wie des Idylls „Almansur“, der Erzählung „Abdallah“, der Trauerspiele „Der Abschied“ und „Karl von Berneck“, endlich des Romanes „William Lovell“, welche Tieck größtenteils während seiner folgenden Universitätszeit abfaßte.

Auch jetzt vermeiden Tiecks erzählende Dichtungen die Gegenwart und Wirklichkeit. Sein Idyll „Almansur“ und seine Erzählung „Abdallah“ spielen im Oriente, welchen Wieland dem deutschen Roman eröffnet hatte; ohne daß indessen das Kostüm anders als zu bloßen Farbenwirkungen ausgenutzt wäre. Ebensowenig charakteristisch ist das Ritterkostüm in der kleinen Erzählung „Das grüne Band“, welche sich ganz in der Art der Rittergeschichten von Spieß, Cramer, Schlenkert u. a. abspielt. Gemeinsam ist allen diesen Erzählungen eine Vorliebe für grelle Farben in Darstellung der äußeren Natur und des inneren Menschen; eine Neigung zur Schilderung des Schaudervollen und Gräßlichen, welche Tieck grundsätzlich in sich ausbildete; eine tumultuarische Häufung der schwierigsten Rätsel des Lebens, der Fragen um Sein oder Nichtsein, Zweck und Wert des menschlichen Daseins. Zu einer befriedigenden Lösung bringt es der Inhalt ebensowenig, wie die Form zu einem harmonischen Eindrucke. Der Meisterschaft in malerischen und musikalischen Effekten, der vollendeten Ausbildung aller Mittel der Stimmungspoesie gegenüber fehlen Geschmack und Maß zu der richtigen Verteilung der Lichter und Schatten. Die Charaktere heben sich zu wenig von einander ab und fließen ineinander; in der Motivierung herrscht eine krankhafte Vorliebe für psychologisches Raffinement und leere Seelenwühlerei. Unbefriedigt in gleicher Weise

von ihrer Lösung und Gestaltung wirft der Dichter dieselben Fragen nacheinander immer wieder von neuem auf, ohne jemals zum Abschlusse zu gelangen. Auch der Roman „William Lovell" (1796), bei dem es Tieck schließlich bewenden ließ, participiert noch in beträchtlichem Grade an den erwähnten Fehlern, wenn sich Tieck damals auch von jener krankhaften Sucht nach innern Erlebnissen so weit befreit hatte, daß er dieselben zu künstlerischer Darstellung bringen konnte. Friedrich Schlegel hat das Buch trefflich charakterisiert, indem er es einen Kampf der Prosa und Poesie nannte, wo die Prosa mit Füßen getreten werde und die Poesie über sich selbst den Hals breche. An dem Werther hat sich Goethe von einer ähnlichen Krankheit seiner Zeit ein für allemal völlig befreit; in Tiecks Lovell führt sichtlich und deutlich ein kaum noch Wiedergenesener die zaghafte Feder und wir fürchten jeden Augenblick einen Rückfall. In künstlerischer Beziehung liegt der Fortschritt wiederum in der Farbengebung: auf einem weniger grellen Hintergrunde weiß Tieck diesmal die Farben ebenso effektvoll aufzutragen wie früher. Die Gestaltung schließt sich entweder an ein fremdes Vorbild, das Schema der Handlung an den paysan perverti von Retif de la Bretonne, die Einkleidung in Briefform an den Werther an; oder sie ist verfehlt, wie namentlich die Charakteristik unter Einförmigkeit und Eintönigkeit leidet.

Fatalistische Motive, welche der Roman William Lovell geflissentlich hereinzieht, hatte Tieck schon früher in zwei Dramen behandelt, deren Zusammenhang mit der Schicksalstragödie Tieck in späterer Zeit weislich verschwiegen hat. Ein Lieblingsthema des damaligen Ritterstückes, das Motiv des aus der Fremde zurückkehrenden Gatten oder Geliebten, der die Geliebte oder Frau in fremden Armen findet, hat Tieck zunächst in einem zweiaktigen Trauerspiel: „Der Abschied" für ein Haustheater behandelt, dessen beschränktere Mittel wohl die Beibehaltung modernen Kostümes und den Anschluß an die Wirklichkeit notwendig machten. Bis auf das fatale Requisit und die raffinierteste Ausnutzung aller Mittel der Stimmungspoesie steht die Schicksalstragödie hier fertig vor uns, ohne daß ich dem erst 1798 gedruckten und gewiß unbeachtet gebliebenen Stücke irgend welchen Einfluß auf Houwalds „Heimkehr" oder andere Schicksalsdramen des 19. Jahrhunderts zuerkennen kann. In demselben Geiste ist das fünfaktige Trauerspiel „Karl von Berneck" (1795) gedichtet, welches auf der andern Seite unter die durch den Götz hervorgerufenen Ritterstücke gezählt werden muß und das Motiv des Brudermordes ebenso wie das Thema der Orestsage mit fatalistischen Motiven verbindet. Ein auf dem ganzen Geschlecht lastender Fluch fehlt hier bereits ebensowenig als die Anknüpfung des Verhängnisses an eine bestimmte Zeit, einen bestimmten Ort und ein fatales Requisit. Das erste, was an dem Stücke fertig war, war die Dekoration: denn der düstere Eindruck, den die Burg Berneck im Bairischen auf Tieck machte, gab die erste Anregung zur Dichtung dieser Stimmungstragödie. Und was Tieck hier wie im „Ab-

schied" am meisten an seinen Stoff fesselte, war die Verzweiflung und das Ende des schuldbeladenen Mörders, welche mit allem Aufgebote von dichterischer Kraft und mit dem Raffinement des Virtuosen dargestellt wird. Von dieser Seite schließen sich beide Dramen wieder an die ähnlichen Schilderungen entsetzlicher Seelenzustände im Lovell und Abdallah an, als dessen Seitenstück Tieck den Karl von Berneck geradezu bezeichnet.

Die Universitätsjahre wurden für Tieck mehr durch den Aufenthalt an fremden Orten und durch Reisen als durch den eigentlichen akademischen Unterricht anregungsreich. In Halle, wo er im Frühjahr 1792 seine Studien begann, war er am wenigsten an seinem Orte; denn auch der Philologe Wolf konnte ihm bei seiner durchaus in der modernen Litteratur wurzelnden, den klassischen Studien ferner stehenden Bildung nicht viel bedeuten. In Göttingen dagegen zogen ihn die Schätze der Bibliothek mächtig an: hier las er nicht nur zum erstenmale Cervantes im Original, hier wandte er sich auch zum erstenmale dem Studium des englischen Theaters zu, welches ihn von da an durchs ganze Leben begleitete. Shakespeares Zeitgenossen, Vorgänger und Nachfolger standen hier im Mittelpunkte seines Interesse, durch sie hindurch wollte er sich einen neuen Weg zur Erkenntnis des großen Britten bahnen. Bald legte eine Übersetzung von Johnsons Volpone unter dem Titel „Ein Schurke über den andern oder die Fuchsprelle" Zeugnis von diesen Bestrebungen ab, bald wagte er sich auch an eine Bearbeitung von Shakespeares Sturm und schickte derselben eine Abhandlung über Shakespeares Behandlung des Wunderbaren voraus (1796). Auch hier will Tieck seinem Meister und Liebling nur die Mittel ablernen, mit welchen er für das Wundervolle Stimmung macht, und seine Kritik des großen Dichters geht von eben dem Punkte aus, von welchem seine Dichtung bei Shakespeare ihren Ausgang nimmt. Andere Einflüsse machten sich in Erlangen geltend, wo Tieck im Sommersemester 1793 mit seinem Freunde Wackenroder studierte. Hier trat auf der Reise nach Nürnberg das alte deutsche Kunstleben den beiden Freunden zum erstenmale entgegen; hier erfuhren die jungen Berliner die erste Einwirkung des Katholicismus; und die Ideen des Klosterbruders und Sternbalds begannen sich in ihnen zu bilden, welche beide Eindrücke mit einander vereinigten.

Mit Empfehlungen an den Buchhändler Nicolai, das Haupt der Aufklärung in Berlin, trat Tieck die Heimreise an. Dieselben wurden für ihn verhängnisvoll und bald finden wir Tieck, wie einen Kuckuck im fremden Neste, im Dienste der Aufklärung festgehalten. Hatte er früher unter Rambachs Namen nur von Fall zu Fall ausgeholfen, so lieferte er nun zunächst unter fremdem Namen einige Beiträge für Rambachs „Archiv der Zeit und ihres Geschmackes": eine ziemlich wertlose Rittergeschichte „Die Versöhnung" und eine flüchtige „Recension der neuesten Musenalmanache und Taschenbücher auf 1796", welche er seinem Freunde Bernhardi in die Feder diktierte. Anonym oder pseudonym schrieb

er auch in den folgenden Jahren für Nicolai, der seine Fähigkeiten wohl erkannte und, um ihn seinen aufklärerischen und buchhändlerischen Zwecken dienstbar zu machen, nicht lange um eine Arbeit verlegen war. Eine Sammlung von Erzählungen, welche ehedem Musäus und nach ihm der Verfasser des „Siegfried von Lindenberg“ (J. G. Müller) unter dem Titel: „Straußfedern“ herausgegeben hatten, ruhte seit längerer Zeit: Tieck sollte ihr diesmal vom Flecke helfen. Er lieferte auch wirklich in den folgenden Jahren (1795—1798) mehr als ein Dutzend Erzählungen und ließ sich, als er später die Lust an diesem faulen Genre fast ganz verlor, von seiner Schwester Sophie und seinem Freunde Bernhardi, der nachmals in seinen „Bambocciaden“ ein ähnliches Gebiet betrat, aushelfen. Die französische Marktlitteratur, welche ihm den Stoff hätte liefern sollen, schob Tieck bald beiseite und erging sich in freier, freilich nicht sonderlich poetischer Erfindung. Ein ziemlich triviales Schema von getrennten und sich wiederfindenden Liebenden wird mit einigen pikanten Zuthaten versehen, welche wenig guten Geschmack und reinen Sinn bei den Lesern voraussetzen. Ein banaler, alltäglicher, nirgends sich von der Heerstraße des sogenannten gesunden Menschenverstandes ins Reich des Phantastischen verlierender Inhalt gehörte zu den ersten Pflichten des Herausgebers dieser Sammlung und Tiecks Genius leistete murrend den verlangten Dienst. Von einer andern Seite freilich kam dieses Genre seinem Talente weiter entgegen. Die näselnde Ironie und hämische Satire, welche eine Hauptwaffe der Aufklärung gewesen war, fand Tieck schon bei seinen Vorgängern vor. Dieses zweischneidigen Schwertes bedient er sich nun nach Herzenslust: über die Fragen, welche er früher in seinen Jugendgedichten und noch im Lovell vergebens zu lösen gesucht hatte, setzte er sich jetzt hinaus, indem er sie verlachte oder verspottete. „Fermer der Geniale“ und „Ulrich der Empfindsame“ verspotteten die Nachkommen der Genie- und Wertherzeit, welche sich (wie Tieck selbst) in die Clavigo, Fernando, Karl Moor und Werther hineinstudierten und sie ins Leben übertrugen. Die Ironie, welche sich selbst nicht schont, ist gegen andere noch unerbittlicher: die Gesellschaft, die Litteratur, das Theater werden von dem nüchternen, poesielosen Standpunkte der Aufklärung aus ins Auge gefaßt und der Dichter weiß keine andere Lehre aus dem Leben zu ziehen als die trostlose, daß alle Menschen Narren sind und nur der Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlungen. Aber es war vorauszusehen, daß eben diese Ironie und Satire sich einmal gegen ihren Fronherrn, die Aufklärung, selbst kehren und dem unnatürlichen Dienstverhältnis ein Ende machen würde: denn Witz und Satire sind immer souverän und taugen schlecht zum Diener.

In den „Straußfedern“ hatte sich Tieck zunächst, wie es verlangt worden war, recht nahe an das gegenwärtige und gewöhnliche Leben angeschlossen; Berlin selbst bildet nicht selten den Schauplatz der Handlung. Nur in den ersten Erzählungen finden wir noch mitunter

orientalisches Kostüm. Höchstens in der oft bizarren Form und Einkleidung meldet sich hier und da der kaum zu bändigende Mutwille des Verfassers. Wie geflissentlich Tieck im Inhalte allem Abenteuerlichen und Außergewöhnlichen aus dem Wege geht, das beweist schon der Titel der beiden Teile des „Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten“ (1795), welche sich im Tone ganz an die Straußfederngeschichten anschließt. Hier ist es die ausgesprochene Absicht des Verfassers, alles Außergewöhnliche zu vermeiden und nur ganz mittelmäßige Menschenschicksale zu erzählen, aus denen er am Schlusse die ironische Lehre zieht, man solle sich nicht trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner Frau gesehen zu haben.

Schon in den Straußfedern aber war Tieck in einem Feenmärchen „Die Freunde“ ziemlich aus diesem trockenen Tone herausgefallen und er hatte sich bemüßigt gesehen, die Aufnahme desselben mit einigen Worten zu entschuldigen. Im „Peter Leberecht“ setzte er dem modernen Romane zuerst die alten Volksromane entgegen, welche ungleich reiner und besser geschrieben seien als jene. Dort hatte er auch zugleich ein neues Unternehmen angekündigt, welches im Jahre 1797 im Verlage des jüngeren Nicolai erschien: „Volksmärchen, herausgegeben von Peter Leberecht“, und in welchem Tieck bereits weit über die Grenzen hinaussprang, innerhalb welcher er der Aufklärung hätte nützen sollen. Dieses bunte Gemisch der verschiedensten Tonarten, Dichtungsarten und Dichtungsformen läßt sich nicht auf einen Blick übersehen und lohnt eine eingehendere Betrachtung, bei welcher wir von den erzählten Märchen den Ausgang nehmen wollen.

Die Vorliebe für ältere deutsche Litteratur, welche durch Wackenroder in Tieck angeregt wurde, stand mit seiner Neigung für die altdeutsche Kunst in innigem Zusammenhange. Über den Moscherosch und Simplicissimus, welche er in den Straußfederngeschichten wiederholt citiert und auch im Tone nachahmt, greift er hier auf die alten Volksbücher zurück. Seine nächste Absicht ist eine getreue Nachbildung derselben. Aber nur in der „Geschichte der Heymonskinder“ gelingt es ihm, seine dichterische Individualität zum Schweigen zu bringen und sich ganz dem Originale anzuschmiegen. Schon in der „Wundersamen Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence“ verläßt er nicht nur am Schlusse den Inhalt, sondern auch in der ganzen Erzählung den Ton der alten Vorlage. Es ist ihm nicht mehr um die kunst- und schmucklose altertümliche Erzählung zu thun, sondern um den romantischen Duft, um die heimliche Atmosphäre, in welcher die Dinge geschehen. Im Innern der handelnden Personen wie im Ganzen der Erzählung ist alles Stimmung und ein reichhaltiger Apparat von Naturschilderungen und eingestreuten Liedern, in welchen beiden das Musikalische und Malerische überwiegt, wird in Bewegung gesetzt. Fast steht die „Sehr wunderbare Historie von der Melusina“, welche Tieck 1800 in den

„Romantischen Dichtungen" veröffentlichte, dem Tone des alten Volksmärchens näher; aber die eingestreuten Sonette und Stanzen zerstören den altertümlichen deutschen Eindruck jedesmal wieder und der Versuch, die Stanze auch einmal so treuherzig wie die alte deutsche Poesie erklingen zu lassen, stand mit dem Bestreben, den altfränkischen Stil des Volksbuches in der prosaischen Erzählung möglichst getreu beizubehalten, in Widerspruch. Diesen drei Märchen von überwiegend heiterem, lachendem Kolorit stehen drei andere gegenüber, in welchen die finsteren Dämonen der Natur und des Erdreiches heraufbeschworen sind. Sie bilden die Fortsetzung von Bildern in der Art des Abdallah und William Lovell. „Der blonde Eckbert", dessen Thema Tieck mit Benutzung der Märchenerzählungen seiner Mutter selbst ausbildete, bildet das erste Werk dieser düsteren Gruppe. Später lieferte ihm das Studium Jakob Böhmes und der Schellingschen Naturphilosophie neue Farben und Töne zur Darstellung der Schrecken der äußeren Natur, denen im Innern des Menschen der Wahnsinn entspricht. So entstanden in nächtlicher Stille „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser", ein Doppelmärchen, welches gleichfalls zuerst in den „Romantischen Dichtungen" (1799) erschien, und „Der Runenberg" (Taschenbuch für 1802).

Einen ganz anderen Ton schlägt Tieck in der gleichfalls erzählenden „Geschichtschronik der Schildbürger, in zwanzig lesenswerten Kapiteln" an, welche uns zu den dramatischen Märchen hinüberleiten soll. Hier ist die gläubige Hingabe an die alte Überlieferung ganz aufgegeben und an ihre Stelle tritt die Satire auf die Gegenwart, auf die herrschende Richtung der Aufklärung. Schon indem Tieck es wagte, seinem aufgeklärten Publikum Märchen vorzuerzählen, welche er ganz im Tone der Wahrheit gab, hatte er sich gegen seine Brotgeberin versündigt, welche kein Buch ohne reellen Zweck und Nutzen, kein Märchen ohne rationalistische Ausdeutung gelten lassen wollte. Nachdem er schon früher für die alten, seit lange verpönten Volksbücher gegenüber der seichten Aufklärungslitteratur Partei genommen hatte, sagte er es jetzt seinen Lesern ganz aufrichtig ins Gesicht, daß die romantische Nacht- und Nebelbeleuchtung doch schöner gewesen sei als dieses graue Licht des wolkigen Himmels, welches man jetzt als „eine Art von Tag" begrüße. Die ganze Nützlichkeitsrichtung in der damaligen Litteratur und auf dem Theater wird in der Chronik der Schildbürger beißend durchgelassen und der musenfeindliche Geist des Zeitalters mit einigen launigen Worten genügend gekennzeichnet.

Viel gefährlicher wurde der Aufklärung dieser bezahlte Feind, als er in der dramatischen Form eine noch glücklichere Waffe zum Angriffe fand. In den Volksmärchen wurde „Karl von Berneck" zum erstenmale gedruckt; in „Ritter Blaubart, ein Ammenmärchen" hatte er einen Märchenstoff ebenfalls im Kostüme des Ritterstückes, aber ohne tragische Tiefe behandelt. Schon hier trat vielmehr jene leise Ironie hervor, welche uns auf

Schritt und Tritt darüber in Zweifel läßt, ob es dem Dichter mit seinen Gestalten und Charakteren Ernst oder Spaß sei. Die weiteren Vorstufen zur völligen Auflösung der dramatischen Form, welcher wir im „Gestiefelten Kater" begegnen, bilden ein erst aus Tiecks Nachlaß bekannt gewordenes Puppenspiel „Hanswurst als Emigrant", in welchem bereits das Stück im Stücke eine Rolle spielt und, wie später im Kater Tiere als Menschen handelnd auftreten, so umgekehrt ein Mensch als Pferd des Hanswurst erscheint; und der „Prolog" zum Kater, welcher, um die Umstürzung zu versinnbildlichen, in den Volksmärchen dem Stücke nachfolgt und in der Art von Goethes Frankfurter Fastnachtsspielen und in Hans Sachsischen Knittelversen das vor dem noch unerleuchteten Schauplatz sitzende Publikum als handelnde Person einführt. Hieran schließt sich die satirische Märchenkomödie „Der gestiefelte Kater, Kindermärchen in drei Akten, mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge" unmittelbar an. Das Stück im Stücke sah Tieck bei seinem Liebling Shakespeare wiederholt vorgestellt; dafür, daß die Bühne in dieser Form mit sich selbst Scherz treiben könne, fand er bei den Zeitgenossen Shakespeares, bei Holberg und Gozzi seine Muster, er hätte sich auch auf die aristophanische Komödie berufen können. Wie sich der freie Mutwille dieser letzteren, nachdem er alles um sich her zerstört hat und nirgends mehr Nahrung findet, endlich notwendig gegen sich selber kehrt und die eigene Kunstform aufhebt, hatte Friedrich Schlegel in einem Aufsatze der Berliner Monatsschrift entwickelt. Wie Aristophanes in seinen Vögeln und Fröschen die Tierfabel mit der Satire verbindet, so verbindet auch Tieck das Tiermärchen mit der Satire, indem er zugleich wie Goethe in seiner Bearbeitung der aristophanischen „Vögel" litterarische Satire an die Stelle der politischen treten läßt. So geht in dem ganzen Stücke eigentlich eine doppelte Handlung vor: zunächst die Dramatisierung des Märchens vom gestiefelten Kater, welche an sich schon voll satirischer Beziehungen auf die Ifflandischen und Kotzebueschen Rührstücke ist; dann das Rahmenstück, dessen handelnde Personen das im Zuschauerraum der Première des „Katers" beiwohnende Publikum abgiebt und welches durchaus in Verhöhnungen des herrschenden Zeitgeschmackes besteht. Aber beide Handlungen bestehen nicht getrennt nebeneinander, sondern gehen unaufhörlich ineinander über; die Zuschauer und die Personen des Stückes (d. h. die Schauspieler, welche aus ihrer Rolle fallen) geraten an den lebhaftesten Stellen aneinander und diskutieren über den Fortgang, über den Wert oder Unwert des Stückes. Bei aller Konfusion und Verwirrung, welche das Facit des Stückes bildet, bewundern wir den genialen Mutwillen des jungen Dichters, der souverän mit dem komplizierten Stoffe schaltet. Schon in der Fortsetzung dieses Märchenstückes, deren Entstehung sich ebenso in die Länge zog, als der „gestiefelte Kater" von Tieck in Eile und Geschwindigkeit fast an einem Abend hingeworfen worden war: schon in „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack,

gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers" (zuerst in den „Romantischen Dichtungen" 1799) ist dies weniger der Fall. Hier hat sich der Dichter in der allgemeinen Verwirrung nicht mehr so frei zu erhalten gewußt und schon die unübersehbare Masse der handelnden Personen, sowie die maßlose Ausdehnung des Stückes auf sechs schier endlose Aufzüge, welche gut drei Theaterabende ausfüllen könnten, zeigt uns, daß er nicht mehr mit solcher Leichtigkeit auf dem gefährlichen Instrumente zu spielen versteht. Das mitspielende Publikum ist hier aufgegeben, aber die Personen fallen noch hier und da absichtlich aus der Rolle. Wie in den folgenden romantischen Tragödien wechseln die parodistischen Scenen mit den ernsten ab, in welchen die sogenannten idealen Personen auftreten; wie dort werden die Scenen beiderlei Art, welche sich übrigens wiederholt miteinander vermischen, durch einen ganz äußerlichen Rahmen zusammengehalten, indem ein symbolisch auszudeutender Jäger als Prolog, Epilog und Zwischenaktsredner auftritt. Auch die bunte äußere Form, welche in allen möglichen prosaischen und versifizierten Tonarten schillert, zeigt uns an, daß die Romantik in der Zeit dieser Dichtung bereits auf ihrem Höhepunkte angelangt war. Die litterarische Satire ist hier kecker und deutlicher als im „gestiefelten Kater"; der Autor nimmt seine Gegner nicht mehr einzeln vor, er schlachtet sie in Hekatomben. Eine satirische Litteraturmühle, ein Aufzug litterarischer Handwerksgesellen u. s. w. stellen die litterarischen Sündenböcke dem Publikum in schöngegliederten Gruppen vor. Den Gegensatz dazu bildet der Garten der wahren Poesie, in welchem die romantischen Dichter der Spanier, Italiener und Engländer, unter den Deutschen aber Hans Sachs und Goethe in ihrer von Nestor-Nicolai, dem Vertreter der Aufklärung, unverstandenen Glorie herrschen. Auch in der dritten, schon im Jahre 1797 vollendeten Märchenkomödie „Die verkehrte Welt, ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen" (zuerst in Bernhardis Bambocciaden), in welcher sich Tieck an ein gleichnamiges Stück in Weises Zittauischem Schultheater anschließt, ist unter der „verkehrten Welt" eigentlich bloß die litterarische und theatralische zu verstehen. Apollo wird (natürlich von der Aufklärung) steckbrieflich verfolgt und Skaramuz usurpiert seinen Thron. Neben den satirischen finden wir auch hier rein poetische Scenen. Auch das Stück im Stücke kehrt wieder: die Personen treten überhaupt nur als Darsteller ihrer Rollen auf und lassen den Dichter gar nicht zu Worte kommen. Ja, die Einschachtelung des einen Stückes in das andere ist hier bis auf die Spitze getrieben. Die Sätze der Zwischenaktsmusik selbst ergreifen, um die Verwirrung voll zu machen, das Wort, um nach neueren romantischen Ansichten in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musizieren. Hier setzt genau die Form des „musikalischen Märchens" ein, in welcher Tieck das Thema eines seiner ältesten Jugendversuche wieder behandelte: „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald" (1798), und in welchem er seinen aus Shakespeare entnommenen Grundsatz von

der notwendigen Verbindung des Wunderbaren mit dem Komischen und Musikalischen zur Durchführung brachte. Als Nachklang der satirischen Märchenkomödie muß auch „Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens, eine Tragödie" (Romantische Dichtungen 1800) gelten, welches parodistische Scherze über die wohlerzogenen, aufgeklärten Kinder nicht verschmäht.

Im Anschluß an die „Volksmärchen", specieller an den dramatisierten Blaubart, und auf Anregung der Frau Elisa von der Recke, welche die Schwächen und Neigungen jeder der sieben Frauen des Blaubart entwickelt sehen wollte, schrieb Tieck „Die sieben Weiber des Blaubart" (1797) für den Verlag des jüngeren Nicolai. Hier geriet er schon bei dem ersten Kapitel mit dem Censor in Konflikt, der ihn zwang dasselbe umzuschreiben. Er verlor die Lust an dem Ganzen, welches er nur des bereits begonnenen Druckes wegen zu Ende führte. Ein erfreuliches Werk war bei dieser Unlust nicht zu schaffen und Tieck selbst entschuldigt das bunte Allerlei, das er hier zum Teile den Wünschen des Verlegers entsprechend im Tone der Straußfedern und des Peter Leberecht, zum andern Teile seiner eigenen Neigung entsprechend in vollen romantischen Tönen ausgeführt hatte, am Schlusse mit der Art des Höllenbreughel. Noch vor Abschluß des Stückes hatte er sich auch mit den beiden Nicolai zertragen, denen ein für die Straußfedern eingesendetes Manuskript der „verkehrten Welt" doch zu bunt war, und welche endlich doch erkannten, daß sie die Honorare für die Volksmärchen und Straußfederngeschichten ihrem ärgsten Gegner auszahlten. Bei dem Bruche zog sich der ältere mit der gewohnten Miene wohlmeinenden Rates und ohne Feindseligkeit zurück; der jüngere aber, welcher sich in einer Nachschrift zum dritten Bande der Volksmärchen von dem Inhalte derselben gänzlich lossagte und aus Bosheit gegen den von seinen Freunden neuerdings auf den Schild gehobenen Tieck eine Sammlung seiner sämtlichen im Nicolaischen Verlage erschienenen und noch wenig abgesetzten Schriften unter dem Titel „Sämtliche Schriften von Ludwig Tieck" (12 Bde. 1797) herausgab, wobei auch einige Übersetzungsarbeiten von Tiecks Freunden mit unterliefen, mußte vor Gericht gezogen werden.

In demselben Jahre, in welchem sich Tieck mit den beiden Nicolai zertrug, erschienen die gemeinschaftlich mit seinem Freunde Wackenroder verfaßten „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", welche eine neue Richtung in seiner Schriftstellerei einleiteten. Im Jahre 1799 folgten auf demselben Wege und mit einem überwiegenden Anteil Tiecks die „Phantasieen über die Kunst, für Freunde der Kunst", und auch der Roman „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte" (2 Bde. 1798), wenn er auch Tiecks alleiniges Werk ist, gehört der durch Wackenroder angeregten Ideenrichtung an. Auf welche Weise in den beiden ersten Schriften Tieck, der damals eben im Zerbino als loser und mutwilliger Spötter Nicolai

gegenüber jede Rücksicht fahren ließ, darauf kam, die Maske eines demütigen Klosterbruders zu wählen; wie sich hier die Begriffe von Kunst und Religion, Begeisterung und Andacht, wie sich altdeutsche Kunst und katholische Frömmigkeit verbinden; wie die Verehrung des „göttlichen Rafael“ mit der Bewunderung der altdeutschen Maler in Einklang gebracht wird; wie hier von einer andern Seite, als auf welcher Friedrich Schlegel dahin arbeitete, die Zerstörung der die verschiedenen Kunstgattungen trennenden Schranken angebahnt wird, indem Musik, Malerei und Poesie, Worte, Farben und Töne unaufhörlich ineinander zerfließen, — alles das wird im zweiten Teile unserer Ausgabe genauer auseinandergesetzt werden. Hier erfordert nur der genannte Roman einige Worte. Als eine altdeutsche Künstlergeschichte aus dem Kreise Dürers war er ursprünglich gedacht und sollte offenbar ein Gegenstück zu den Geschichten bilden, welche Vasari aus den Kreisen der italienischen Renaissancemaler erzählt und welche die beiden Freunde in den Herzensergießungen ausgenutzt hatten. So war es der Plan der beiden Freunde; als Wackenroder bald darauf starb, nahm nicht nur der Held, der Schüler Albrecht Dürers, die Züge des verewigten Freundes an, sondern es wurde unter Tiecks Händen ganz etwas anderes aus dem Stoffe. Statt der „Künstlergeschichte“ wurde es nun ein Bildungsroman nach dem Muster und Vorbild des Wilhelm Meister, zu welchem er sich ebenso wie der Lovell zum Werther verhält. Mit diesen Goetheschen Elementen des Romanes stehen die mißlungenen Badescenen und italienischen Bacchanale, welche Tieck dem Heinseschen Ardinghello entlehnt hat, in demselben Widerspruch, welchen die altdeutsche Frömmigkeit Albrecht Dürers (oder des Klosterbruders) mit der in den späteren Figuren nach und nach hervortretenden, an den Verfasser der Lucinde gemahnenden laxeren Moral bildet. Weder an Geschick der Erfindung, noch an Kraft der Charakteristik darf sich der Sternbald mit seinem Vorbilde vergleichen; das historische Kostüm schiebt der Verfasser wie sein Albrecht Dürer als notwendiges Übel beiseite; in allem aber, was das Kolorit betrifft, zeigt er sich als Meister. Die poetische Stimmung sucht der Dichter durch zahlreiche eingestreute Lieder von oft maßloser Ausdehnung zu erhalten, und wenn man nach Tiecks neuesten Äußerungen auch in Tönen denken kann, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Flötentöne und Waldhornklänge den ganzen Roman durchziehen.

Schon 1798 in Berlin war Tieck mit Friedrich und Wilhelm Schlegel in Verbindung getreten, welche in der Jenaer Litteraturzeitung und im Athenäum die deutsche Welt zum erstenmale auf sein Talent aufmerksam machten. Eine größere Annäherung und ein innigerer Anschluß erfolgte in den beiden folgenden Jahren, welche Tieck größtenteils im Kreise der Jenenser Romantiker verlebte. Im Jahre 1798 hatte er sich mit Amalia Alberti, der Schwägerin des Kapellmeisters Reichardt, vermählt, bei welchem er im Sommer 1799 in Halle und Giebichenstein zu Besuch war. Von hier aus machte er eine Fahrt nach Jena, wo er im

Hause Schlegels den aus Weißenfels herübergekommenen Novalis kennen lernte und bald in sein Herz schloß. Im Oktober siedelte er endlich ganz nach Jena über, wohnte bei A. W. Schlegel und ließ sich trotz der bald hervortretenden Verschiedenheiten und freilich auch durch Krankheit zum Bleiben genötigt bis in den Sommer 1800 halten, in welchem er über Hamburg nach Berlin zurückkehrte.

Diese Zeit seines Jenaer Aufenthaltes machte Tieck, der nicht in allem mit ihnen gleicher Meinung war und eigentlich nur an Novalis einen Herzensgenossen, einen Ersatz für seinen frühverstorbenen Wackenroder gefunden hatte, wenigstens nach außen hin zum Bundesgenossen der Brüder Schlegel. Seine „Romantischen Dichtungen“, welche in den Jahren 1799 und 1800 in zwei Bänden erschienen, enthielten unter anderem den Zerbino, welcher mit der Aufklärung ziemlich schonungslos umging; sein „Poetisches Journal“ (1800), welches bereits mit dem zweiten Stücke zu erscheinen aufhörte, machte noch viel deutlicher und auch mit ernsten Worten gegen den Erzfeind der Romantik Front. Die „Briefe über W. Shakespeare“, welche einem schon damals geplanten großen Werke über den brittischen Dichter zur Einleitung dienen sollten, sind weniger eine Rechtfertigung und Rehabilitation des Zeitalters der Königin Elisabeth, als eine Anklageschrift und Verdammung des Nützlichkeitsjahrhunderts, welches das rechte und wahre „Mittelalter“ sei, weil es keinen höheren Zweck, sondern nur Mittel kennt. Außer einer Bearbeitung eines Ben Jonsonschen Lustspieles („Epicoene oder das stumme Mädchen“) enthält das poetische Journal fast nur satirische Angriffe auf die Aufklärung. Die Waffen entlehnt Tieck einmal den „Gesichten“ Moscherosch's, dann wieder den Goetheschen Farcen und Fastnachtsspielen; sein Humor ergeht sich mit gleicher Vorliebe im erzählenden („Das jüngste Gericht, eine Vision“) wie im dramatischen Gewande („Der neue Herkules am Scheidewege, eine Parodie“; später „Der Autor, ein Fastnachtsspiel“ überschrieben). Den Plan eines „Antifaust oder Geschichte eines dummen Teufels, ein Lustspiel in fünf Aufzügen mit einem Prologe und Epiloge“ hat Tieck noch jahrelang im Gedächtnisse behalten, ohne ihn zur Ausführung bringen zu können. Eine Verteidigungsschrift, welche ihm bald nach seiner Rückkehr die hämischen Angriffe der Falk, Merkel, sowie die Verspottung seiner und seiner Freunde in einer Aufführung von Becks „Chamäleon“ auf dem von Iffland geleiteten Berliner Nationaltheater aus der Feder lockten, ist damals ungedruckt geblieben.

Während dieses Jenenser Aufenthaltes ist zum größeren Teile auch die erste der beiden großen Tragödien entstanden, welche altdeutsche Volksbücher in freier, zum Teile den altenglischen, zum andern Teile den spanischen Dichtern abgelernter Kunstform behandelten und den Höhepunkt von Tiecks romantischer Periode bezeichnen. Die erste derselben: „Leben und Tod der heiligen Genoveva, ein Trauerspiel“ (zuerst in

den Romantischen Dichtungen) liegt mit ihrer Nachbildung eines altdeutschen Legendenstoffes und den katholisierenden Ideen ganz auf dem Wege, auf welchem die Herzensergießungen des Klosterbruders den Anfang gemacht hatten. Sie trägt dieselbe Farbe an sich, welche der von Schleiermacher neuerdings zu Ehren gebrachte Begriff der Religion hauptsächlich durch Novalis in den Jenenser Kreisen der Romantiker erhalten hatte. Aber erst auf einem Umwege wurde Tieck der Stoff des alten Volksbuches nahe gebracht: er hatte im Jahre 1797 in Hamburg das Manuskript des denselben Stoff behandelnden Sturm- und Drangdramas des Pfälzer Dichters und Malers Müller zur Einsicht erhalten. Zur Widerlegung böswilliger Gerüchte, welche ihn ziemlich deutlich des Plagiates beschuldigten, hat Tieck später selber Müllers „Golo und Genoveva“ in Druck gegeben. Nicht viel mehr als die in einem Liede ausgedrückte Stimmung des Ganzen hatte er im Gedächtnis behalten, als er später selber die alte Legende zur poetischen Bearbeitung wählte. Einen bereits zweimal geformten poetischen Stoff kann Tiecks in Farben und Tönen schwelgende Phantasie wieder nur in formloser Breite zur Darstellung bringen; auch jetzt noch nimmt er sich in Bezug auf Zeit und Ort der dramatischen Dichtungsart unmögliche Freiheiten heraus und muß in der Zwischenerzählung des heiligen Bonifacius selbst zum epischen Elemente seine Zuflucht nehmen. Ebenso geringe Kraft der darstellenden Phantasie verraten auch die einzelnen, unablässig an fremde Muster und besonders an Shakespeare anklingenden Scenen und die völlig haltlosen, unselbständigen Charaktere. Dabei ein Farbenglanz und Tönereichtum in dem ganzen äußern Zugehör, besonders in Sprache und Vers, welche einen Triumph der malenden und musizierenden Phantasie bedeuten. Alle Nationen Europas vereinigen sich, um in dieser Missa solemnis der heiligen Genoveva ihre Huldigung darzubringen; alle erdenklichen romanischen Vers- und Strophenarten steigen als Weihrauch in die Höhe, der Wechsel von Vers und Prosa erinnert an Shakespeare, die Pracht der Diktion überbietet Schiller. Einen nicht bloß seiner Herkunft, sondern auch den Motiven nach ähnlichen Stoff behandelt Tieck auch im „Kaiser Oktavianus, ein Lustspiel in zwei Teilen“ (1801 und 1802 geschrieben, 1804 in Jena zuerst gedruckt). Hier finden sich alle positiven Tendenzen der Romantik: Orient und Rittertum, Liebe und Religion, Wunder und Türkenkrieg zusammen und selbst die polemischen Streiflichter fehlen nicht. Der Schauplatz dieser Tragödie ist die ganze mittelalterliche Welt; das Personal des zweiten Teiles bildet einen wahren Weltkongreß von europäischen und orientalischen Fürsten. Nicht Thalia oder Melpomene sind die Musen dieses Gedichtes, sondern die „Romanze“, welche im Prolog mit glänzenden Farben eingeführt wird und das epische Element in dem Drama vertritt. Kann auch hier von einer eigentlichen Gestaltung der Stoffmasse nicht die Rede sein, so macht sich doch ein wohlthuender Wechsel von ernsten und humoristischen Scenen bemerkbar, von denen namentlich die letzteren den Einfluß Shakespearescher

Komik verraten. Die Buntheit der Farben und der Töne übertrifft hier noch die „Genoveva“ und fast jede Person redet in ihrem eigenen Versmaß und ihrer eigenen Tonart. Man wird sich, ohne einen bleibenden seelischen Eindruck zu erhalten, dem Zauber dieser Bilder und Gestalten nicht entziehen können und die Schlußworte des Prologes, welche am Ende des ganzen Stückes glossiert wiederkehren, noch lange im Ohre fortklingen hören:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht.“

Die romantischen Zaubergestalten waren im Oktavian zwar wirklich, leider aber zum letztenmale, in der ganzen Pracht vor Tieck aufgestiegen. Denn die Dichtung des „Oktavianus“ bezeichnet einen vorläufigen Abschluß und einen Wendepunkt in Tiecks poetischer Thätigkeit. Schon in Jena hatte sich ein Gichtleiden energisch angemeldet, welches ihm nun jahrelang, mehr oder weniger heftig auftretend, Lust und Stimmung zur dichterischen Arbeit raubte. In der folgenden Zeit, welche Tieck abwechselnd in Berlin und Dresden, dann auf dem Gute Ziebingen bei seinem alten Freunde Burgsdorff und im Kreise der gräflich Finckensteinschen Familie verlebte, beschäftigten ihn hauptsächlich die altdeutschen Studien, von welchen seine im Jahre 1803 erschienene Neubearbeitung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ Zeugnis ablegte. Auch in Rom, wo er in den Jahren 1805 und 1806 Wiederherstellung seiner Gesundheit suchte, waren die altdeutschen Handschriften des Vatikans sein liebster Zeitvertreib, ohne daß der Plan einer Bearbeitung der Nibelungen oder des Heldenbuches zur Ausführung gelangt wäre.*) Ergiebiger gestalteten sich seine Studien über Shakespeare und dessen Zeitgenossen: zwar ist er auch hier niemals zum Abschlusse seines seit frühester Jugend geplanten großen, um nicht zu sagen allumfassenden Werkes über den brittischen Dichter gekommen, aber aus seiner andauernden Beschäftigung mit diesem Lieblingsgegenstande gingen später die zum Teile heute noch unentbehrlichen Quellenwerke: „Altenglisches Theater“ (1811) und „Shakespeares Vorschule“ (1823) hervor. Seinen dauernden Aufenthalt in Ziebingen unterbrach Tieck nur durch längere Reisen nach Süddeutschland: im Sommer 1808 finden wir ihn in Wien; im Winter 1809 in München, wo er sich an Jakobi schloß und wo erneute Krankheitsanfälle ihn länger als ein Jahr festhielten; im Sommer 1813 flüchtete er vor den Kriegsstürmen nach Prag, wo sich damals vorübergehend eine kleine Kolonie der Romantiker bildete. Später hielt er sich mit Solger und Fr. v. Raumer

*) Nur ein Fragment seiner Neubearbeitung des König Rother erschien in Arnims Einsiedlerzeitung und die Bearbeitung von Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst im Jahre 1812 im Einzeldruck.

eng zusammen, deren freundschaftliche Besuche in die Ziebinger Existenz einige Abwechslung brachten.

Für die Dichtung waren die Jahre 1802—1810 ganz verloren. Vergebens drängten ihn seine Freunde, zwei seit längerer Zeit begonnene Märchendramen, eine „Melusine", ein „Donauweib" zu vollenden. Um sich zu neuer Arbeit anzueifern, beschloß Tieck, eine Sammlung seiner Jugendarbeiten zu veranstalten, für welche auch die schon vor Jahren angefangenen und entworfenen Dichtungen dieser Art nunmehr vollendet und ausgeführt werden sollten. Ein Rahmen von Gesprächen über die verschiedensten Gegenstände in Leben, Litteratur und Kunst, etwa wie solche Gespräche im Jenenser Kreis der Romantiker an der Tagesordnung waren, sollte sich um das Ganze, dem der Titel „Phantasus" gegeben wurde, schlingen. Im Jahre 1810 schrieb Tieck diese Gespräche nieder, welche zu dem Geistreichsten gehören, was aus seiner Feder geflossen ist. Wie einst Friedrich Schlegel gelehrt hatte die Liebe oder die Faulheit als Kunst zu betreiben, so wird hier zu einem kunstgemäßen Reisen, Lesen und Essen die Anleitung gegeben. In romantischen Symposien wird die Kunst der Freundschaft und Geselligkeit gelehrt und gepriesen. Selbst das Empfindungsleben kann zur Virtuosität ausgebildet und auch das Lachen als Kunst getrieben werden. Über Gartenkunst und Musik trägt Tieck in anziehender Form seine Ansichten vor; er charakterisiert die Koryphäen unter den Schauspielern der Glanzperiode des deutschen Theaters, die Schröder, Fleck, Iffland u. s. w., welche er alle noch wiederholt auf den Brettern gesehen hatte. Diese Gespräche sind weitaus das bedeutendste, was Tieck für den Phantasus geschrieben hat. Das neu Ausgeführte dagegen unter den Dichtungen sticht von dem älteren deutlich ab. Weder die Erzählungen „Der Liebeszauber", „Die Elfen", „Der Pokal" (sämtlich 1811), so reizend sie auch in manchen Einzelheiten sein mögen, noch die dramatisierten Märchen „Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen" (1811) und „Fortunat" (1815 und 1816 in zwei Teilen) können mit den Märchenprodukten seiner jugendlichen Phantasie den Vergleich aushalten. Nicht umsonst legt Tieck die vorletzte der genannten Dichtungen im Phantasus dem nüchternsten unter den Genossen des kleinen Kreises in den Mund, der noch dazu zaghaft damit hervortritt, weil er nicht witzig, geistreich und lustig genug zu sein fürchtet. Halten wir aber gar den „Fortunat" neben den „Oktavian", so wird uns der Unterschied noch auffallender: denn trotzdem auch hier eine Fahrt zum heiligen Grabe unter die Voraussetzungen gehört, geht alles viel nüchterner und farbloser zu und die Handlung, welche größere Episoden wohl vermeidet, aber noch immer in Hunderte von kleinen Scenen zersplittert, scheint eher an Dürre, denn an Konzentration gewonnen zu haben. Auch das äußere Kleid, Sprache und Vers, scheint mit den Fehlern die hervorstechenden Vorzüge eingebüßt zu haben. Es darf uns nicht wundern, daß Tieck mit dem „Fortunat", welcher den dritten Band aus-

macht, den „Phantasus“ und seine ganze Märchendichtung abschloß, noch ehe er alle seine Absichten erfüllt hatte.

Eine neue Periode fruchtbarer schriftstellerischer und dichterischer Thätigkeit begann für Tieck mit seinem Aufenthalte in Dresden, wohin er im Sommer 1819 übersiedelte, nachdem er kurz vorher mit seinem Freunde Burgsdorff London und Paris besucht hatte. Bald wurde sein Haus in Dresden der Mittelpunkt aller litterarischen und künstlerischen Geselligkeit. Die in Dresden ansässigen Schriftsteller scharten sich um ihn, andere zog seine Gegenwart nach der Elbestadt. Tiecks Vorlesungen, besonders der Shakespeareschen Dramen, besaßen eine weit über Deutschland hinausgehende Celebrität; man konnte in seinem Lesezimmer oft Fremde aller Nationen und Schauspieler aus aller Herren Ländern finden.

Diese seltene Verbindung von schriftstellerischem und schauspielerischem Talente suchte man nun für das Dresdener Hoftheater nutzbringend zu machen. Schon frühe hatten Tiecks Freunde ihm eine Stelle beim Theater zu verschaffen gesucht, in der richtigen Erkenntnis, daß hier seine Fähigkeiten am besten zu verwerten seien. Tieck war ein Kenner und Liebhaber des Theaters wie selten einer; er hatte noch kürzlich in den Gesprächen des „Phantasus“ ausgezeichnete Charakteristiken aus der Blütezeit der deutschen Schauspielkunst geliefert und bald darauf in einer Sammlung alter deutscher Schauspiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert (Deutsches Theater, 2 Bde., 1817) von seiner historischen Kenntnis der dramatischen Litteratur ein neues Zeugnis gegeben. In Dresden begann er sich wieder mit dem zeitgenössischen Theater zu beschäftigen. Das Wagnis einer Aufführung des „Prinzen von Homburg“ von Heinrich von Kleist, dessen „hinterlassene Schriften“ und „sämtliche Schriften“ Tieck in dieser Zeit herausgab, veranlaßte ihn 1821 in der Dresdener Abendzeitung ein vorbereitendes „öffentliches Wort“ zu sagen; und in den Jahren 1823 und 1824 trat er in den Spalten derselben Zeitschrift als ständiger Theaterkritiker hervor. In den „Dramaturgischen Blättern“ hat Tieck später (1826) diese Tageskritiken gesammelt, in denen er mit Festigkeit und Entschiedenheit einen wohlberechtigten, nur manchmal zu einseitig behaupteten Standpunkt vertritt. Wie in seiner früheren Periode ist er ein Gegner des Kleinlebens auf dem Theater, der Ifflandschen und Kotzebueschen Familienstücke, welche ohne Humor und Ironie eine weinerliche Moral und unkostenfreie Tugend befördern. Nur freilich verkennt er den abgeschmackteren Nachfolgern gegenüber die Vorzüge der Ifflandschen und Kotzebueschen Stücke nicht mehr und gegenüber Claurens „Bräutigam von Mexiko“ wandelt ihn in den Stücken des ersteren eine große Sophokleische Rührung an. Auf der andern und entgegengesetzten Seite bekämpft er ebenso energisch das sogenannte Deklamationsstück, das Leere und Phantastische in der versifizierten Sprache. Als den Ausgangspunkt dieses unnatürlichen und undramatischen Pathos betrachtet er Schillers „Braut von Messina“ — seine eigene „Genoveva“ könne nicht in Betracht kommen,

weil das Stück niemals für die Bühne bestimmt gewesen sei. Man sieht, wie Tieck hier mit seiner Vergangenheit in Widerspruch gerät; denn während Schiller in der „Braut von Messina“ den buntbewegten Rhythmus wie zum Schmucke verwendet hatte, war Tieck selber es recht eigentlich, welcher diese Künsteleien zur Hauptsache gemacht hatte. Von beiden Seiten aber, sowohl was den engherzigen Inhalt als die deklamatorische Form betrifft, ist das ewige Ziel seiner Angriffe die Schicksalstragödie, deren Zusammenhang mit dem bürgerlichen Rührstück und mit Schillers „Braut von Messina“ ihm nicht entging. Wie bei Iffland Vereinigung des Kleinlebens mit dem Rührenden, so fand er hier die Vereinigung desselben mit dem Atrocen und nicht ohne Grund zieht er den schwächlichen, weichlichen Houwald mit einzelnen Stücken vor seinen Richterstuhl, während der härtere Müllner nur an der Spitze der ganzen Gattung genannt wird.

Diesen Verirrungen des modernen Theaters stellt Tieck Shakespeare und immer wieder Shakespeare als unerreichtes Vorbild gegenüber. Zwar wird von den Deutschen auch Heinrich von Kleist genannt, zwar wird auch auf die Spanier verwiesen: aber nur für dieses und jenes, während das eine, was not thut, immer Shakespeare bleibt. Unleugbar ist Tieck in der Shakespearomanie, welche bis heute noch kein Schimpfwort in Deutschland geworden ist, zu weit gegangen. Er hat das Verständnis des Dichters verfehlt, wenn er überall in ihm nur Ironie und verborgene Absichten, nirgends naive Offenbarung sieht und auf diesem Wege zu so erzwungenen Auslegungen wie die des Monologes „Sein oder Nichtsein“ oder zu so haltlosen Behauptungen wie die, daß die Rolle des Königs dankbarer sei als die Hamlets, geführt wird. Er geht in seiner berechtigten Opposition gegen die Überschätzung des Zugehörs auf der modernen Bühne, gegen das überwuchernde „Dekorations- und Schneiderwesen“, trotzdem von ihm der richtige Grundsatz: „charakteristisches, nicht gelehrtes oder antiquarisches Kostüm“ zuerst formuliert worden ist, auf der andern Seite wieder zu weit, wenn er die Shakespearesche Bühne in ihrer ganzen Einfachheit und Hilflosigkeit an die Stelle unserer von den Franzosen überkommenen gesetzt zu sehen wünscht. Den Schauspielern wußte sich Tieck nicht bloß durch geistreiche Winke, welche das Verständnis ihrer Rollen befördern sollten, sondern auch durch praktische Ratschläge über Spiel und Vortrag nützlich zu machen und auch hier bekämpfte er hauptsächlich die leere Monotonie, den Singsang, welcher die Kunst des Versesprechens zu vernichten drohte ... Es war nur einsichtig, daß man höheren Ortes Tiecks Rat und Urteil dem Dresdener Hoftheater dauernd zu sichern bestrebt war und ihn anfangs 1825 als Dramaturgen dem neuen Chef des Theaters, Herrn von Lüttichau, an die Seite gab. Auf einer im Interesse des Dresdener Institutes noch im Sommer desselben Jahres unternommenen Rundreise hatte Tieck Gelegenheit, die gegenwärtigen Bühnenverhältnisse in ganz Deutschland kennen zu lernen, und wie er von seiner Londoner Reise interessante Mitteilungen „über das eng-

lische Theater" mit nach Hause brachte, so zeichnete er jetzt seine „Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater" auf; hatte er sich dort mit der Kunst von Virtuosen wie Kemble, Kean, Macready u. s. w. auseinanderzusetzen gehabt, so rückte ihm hier, im Lustspiel wenigstens, das vollendete Zusammenspiel des Wiener Burgtheaters und die in ihrer Schlichtheit und Einfachheit unerreichte Kunst Anschütz', der ihn an seine ersten theatralischen Jugendeindrücke erinnert, in den Vordergrund. Auch als Dramaturg des Dresdener Theaters hat Tieck das kritische Handwerk nicht sogleich niedergelegt; noch im Jahre 1827 schrieb er in die Dresdener Morgenzeitung eine Reihe dramaturgischer Artikel, welche sich freilich bereits hauptsächlich mit der Geschichte des Theaters und Dramas beschäftigen. Den oben angezeigten Gesichtspunkten entsprechend sieht Tieck die Blüte des deutschen Theaters in der Zeit von Goethes Auftreten bis in die neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts erreicht. Schröder bezeichnet ihm den Gipfel, Iffland bereits den Verfall der deutschen Bühnenkunst. Eingehender und ausführlicher, aber von demselben Standpunkte aus hat Tieck später in der Einleitung zur Bülowschen Ausgabe der dramatischen Werke Schröders die geschichtliche Entwickelung der neueren Bühne dargestellt.

Auch auf anderen Gebieten als dem des Theaters ist Tieck um diese Zeit als Kritiker bekannt geworden. Besonders schmeichelte es seiner Autorität als Vorredner aufzutreten und er hat dies Geschäft in seinen letzten Jahren mit besonderer Vorliebe übernommen. Die bedeutendste derselben ist ohne Zweifel seine Vorrede zu der neuen Ausgabe von Lenz' Werken, welche Tieck selbst im Jahre 1828 in drei Bänden veranstaltete. Hier ergeht er sich in einer an die Gespräche des „Phantasus" erinnernden Form über den jungen Goethe und seine Zeit: hier zum erstenmale ist der junge Goethe mit seinen kerndeutschen Bestrebungen von dem späteren antikisierenden schroff abgesondert. Es war bloß Revanche für mißbilligende Äußerungen, welche sich Goethe über den neueren Shakespearekultus erlaubt hatte, wenn Tieck ihn hier in seiner späteren Richtung ebenso „unparteiisch" wie Goethe den Shakespeare betrachten will.

Andere Werke und Kritiken stehen mit Tiecks neuerer Dichtung in Zusammenhang, indem sie Theorie und Geschichte der Novelle ins Auge fassen. Denn ziemlich gleichzeitig mit seiner dramaturgischen Thätigkeit begann auch die Dichtung Tiecks auf einem neuen Gebiete ihre Kräfte zu versuchen. Hatte er früher in dem Traumleben des Märchens seine Stoffe gesucht, so begann er jetzt das wirkliche und geschichtliche Leben dichterisch zu gestalten. In den Jahren 1821 bis 1840, wo ein mehrbändiger Roman „Vittoria Accorombona" den Abschluß seiner dichterischen Thätigkeit bildet, hat Tieck an vierzig Novellen in verschiedenen Taschenbüchern, zum größeren Teile in der Brockhausischen „Urania" und in eigenen Sammlungen herausgegeben. Ein neuer Frühling schien für seine Dichtung gekommen und man fand neuerdings Grund, über die

Buntheit und Vielseitigkeit seiner Gestalten und Schöpfungen zu erstaunen.

Tiecks Novellen gehören den verschiedensten Gattungen an und der Vorwurf, den er mit den Worten, daß man heutzutage alles für eine Novelle ausgeben könne, so oft wiederholt, kann auch auf eine (allerdings verschwindende) Minderheit seiner eigenen Leistungen ausgedehnt werden. Neben Reminiscenzen an die Straußfederngeschichten tritt gerade in späterer Zeit die Märchennovelle wieder hervor und erinnert an die frühere Periode des Dichters; ja eine ziemlich spät (1836) zum Abschlusse gebrachte Novelle „Der junge Tischlermeister“ ist noch unter dem aufgehenden Gestirn des Wilhelm Meister, gleichzeitig mit dem Sternbald, ausgedacht worden. Schon der äußeren Ausdehnung nach ist die Verschiedenheit eine außerordentliche: während die einen nur wenige Blätter füllen, nähern sich die anderen an Umfang dem mehrbändigen Roman; und während die ersten Novellen Tiecks hierin eine geschmackvolle Mitte behaupten, sind die späteren von dem Vorwurf ermüdender Länge und skizzenhafter Dürre nur selten freizusprechen. Mit Vorliebe und immer in den großen Zügen des Romanes behandelt Tieck die historische Novelle. Während er es in seiner früheren Periode nirgends über das allgemeine romantische Kolorit hinaus zu einem historischen Kostüme gebracht hat, hält sich seine Phantasie hier mit großer Treue an die geschichtlichen Voraussetzungen, welche meist in Gespräch und Gegengespräch ziemlich quellenmäßig entwickelt werden. Hier hat ohne Zweifel Walter Scott auf Tieck eingewirkt, der freilich dem „berühmten“ Manne nur eine begrenzte Verehrung zollte und den Verfasser der Promessi sposi weit höher stellte. In seinem trotz unaufhörlichem Drängen von Seite seiner Anhänger und Freunde leider unvollendet gebliebenen „Aufruhr in den Cevennen“, in dem „wiederkehrenden griechischen Kaiser“, in dem „Hexensabbath“ behandelt Tieck absichtlich Perioden staatlicher und religiöser Verwirrung: es war ihm darum zu thun, auf dem Gebiete der Novelle dasjenige zu leisten, was Shakespeare im historischen Drama geleistet hatte und was Tieck in Schillers historischen Tragödien so oft vermißt hatte. Der Dichter sollte für keinen der sich bekämpfenden Gegensätze Partei ergreifen, sondern sich durchaus über dieselben erheben und nur mittelst der Ironie, durch seine geheimen künstlerischen Absichten seine eigene Meinung verraten. Eine besondere Vorliebe hatte Tieck für die Künstlernovelle, welche eine Unterart der historischen bildet. In seiner Beurteilung von Oelenschlägers „Coreggio“ hat er sich über die Vorteile ausgesprochen, welche eine novellistische Behandlung eines Künstlerlebens vor der dramatischen voraus habe. Der Novellist kann den Leser langsam und Schritt für Schritt in die ganze Eigenart der dichterischen Individualität einführen und jede kleinste Willensregung oder Handlung aus derselben ableiten, während dem Dramatiker hier nur wenige Striche zu Gebote stehen. Die Vorliebe der Romantik für derartige Stoffe ist übrigens keine zufällige, sondern war in der ganzen Richtung wohl begründet: schon

in den „Herzensergießungen eines Klosterbruders“ hatten Wackenroder und Tieck kleine Künsternovellen geliefert, später hat Arnim das Liebeleben Raphaels novellistisch behandelt. Das Suchen nach Mythologie, d. h. nach einem bereits poetisch gestalteten Stoff, war ja für die ganze Schule charakteristisch: das Leben der Künstler bot einen solchen, denn jeder Künstler sucht sein Leben zum Kunstwerk zu gestalten. So behandelt Tieck in dem „Dichterleben“ seinen Liebling Shakespeare, in dem „Tod des Dichters“ einen anderen romantischen Dichter, den Portugiesen Camoens, in Novellenform. Das große Werk über Shakespeare, das so schwer auf seiner Seele lastete und das er ewig nicht zum Abschlusse bringen konnte, gestaltete sich auf diese Weise zum Kunstwerke. Zu dem Besten, was Tieck und auch was die deutsche Novellenlitteratur überhaupt geleistet hat, gehört der erste Teil dieses „Dichterlebens“, in welchem Shakespeares Zeitgenossen und Vorgänger im Vordergrunde stehen, während die Gestalt des Dichters, auf höchst sinnige und poetische Weise eingeführt, gleichsam nur im Hintergrunde vorübergeht und nur hier und da in den Vordergrund tritt. Schwächer ist der zweite Teil und das Vorspiel, in welchen der Dichter um einige Linien zu klein geraten ist und nicht als der unsterbliche Autor von „Makbeth“ oder „Hamlet“, sondern als Verfasser von „Der Liebe Müh' verloren“ eingeführt wird.

Die eigentlich Tiecksche Novelle bleibt indessen immer die Zeitnovelle und ohne Frage stellen uns seine ersten Novellen auch die reinste Gattung dar. Den Beginn dieser Art von Novellendichtung hat Tieck strenge genommen schon in der Rahmenerzählung des „Phantasus“ gemacht. Auch in den Novellen bildet das Gespräch, besonders das Tischgespräch, einen die eigentliche Handlung weit überragenden Bestandteil. Tieck hat sich gerade in diesem Punkte je länger je mehr und bis in unerlaubte, ja in ermüdende Breite gehen gelassen. Auch die Milde und Objektivität, welche die Gespräche seiner früheren Novellen auszeichnet, verlor er später wiederholt aus den Augen: während in den früheren Partei und Gegenpartei mit Waffen von derselben Schärfe ausgestattet erscheinen, artet in den späteren das litterarische oder politische Gespräch in ein Scheingefecht aus, in welchem der Dichter selber Partei ergreift und die Gegenpartei nur mehr mit stumpfen Waffen kämpft. Während ferner in den früheren Novellen das Gespräch ein organischer Teil der Erzählung ist, erscheinen die Dialoge in den späteren oft nur eingeflickt, um der Meinung des Dichters Ausdruck zu geben. Hatte in den früheren Novellen die Ironie des Dichters einmal die Vorderseite, dann wieder in rascher, oft überraschender Wendung die Kehrseite des Gegenstandes hervorgekehrt und sich die Meinung des Dichters auf diese Weise wie die Lösung eines Rätsels herausgestellt: so bleibt man in den späteren Novellen an keiner Stelle der Erzählung oder des Dialoges über die Gesinnung des Verfassers im Unklaren. Diese Gesinnung stellt sich aber als eine durchaus andere denn in jener früheren Periode des Dichters dar. Resignation (Tieck übersetzt

das Wort wie Schleiermacher mit „Wehmut") im Innern, konservativer Geist nach außen: das möchten die beiden Schlagworte sein, welche die Tendenz aller seiner Novellen bilden. Dabei wendet sich Tieck in den ersten Novellen gegen die Verzerrungen, welche in neuerer Zeit auf den von ihm selbst in seinen Jugendschriften angebahnten Richtungen zu Tage getreten waren. Der Mißbrauch der Ideen des Klosterbruders hatte zu den Verkehrtheiten geführt, welche er nun in den „Gemälden" bekämpfte. Wieviel hatte Tieck ehemals zur Verbreitung der Schleiermacherschen Religionsidee beigetragen: jetzt geben ihm die Erfahrungen, die er nicht nur in der ganzen äußeren Welt, sondern auch in seinem Freundeskreise besonders an Friedrich Schlegel, ja sogar in seinem eigenen Hause an seiner Tochter Dorothea machte, ein kräftiges Veto nicht nur gegen die Frömmelei („Die Verlobten"), sondern gegen jede Art religiöser Mystik, religiösen Fanatismus, religiöser Sektiererei ein, welche er zumal in historischen Novellen (er mochte sonst bei teueren Anverwandten vielleicht anzustoßen fürchten) hartnäckig verfolgte. Wie anders erscheint in seinem „Hexensabbath" das Mittelalter, als dessen Ausfluß die Hexenprozesse hingestellt werden, denn in seiner Genoveva oder im Oktavian! Etwas bis zur Kunst, bis zur Religion treiben, war das Schlagwort der Romantiker: jetzt eiferte er („Musikalische Leiden und Freuden") auf der entgegengesetzten Seite gegen den falschen Kunstenthusiasmus und den bloßen äußerlichen Kunstzwang; mit den Mitteln der gesellschaftlichen Kunst bekämpft er die Vergesellschaftlichung der Kunst. In den Novellen seiner mittleren Zeit kehren die Angriffe gegen die Schicksalstragödie, welcher die Spukgeschichten E. T. A. Hoffmanns beigesellt werden, bis zur fast wörtlichen Übereinstimmung aus den dramaturgischen Blättern wieder. An E. T. A. Hoffmann, der besonders in Frankreich einen geneigten Leserkreis fand, schließt sich unmittelbar auch die Polemik gegen die sog. französische Romantik und ihr Haupt, Victor Hugo, an, welche nur ein Schlachthaus des Mordens und der Scheußlichkeit vor Augen führe. Eine besondere Gruppe von Novellen richtet sich gegen das junge Deutschland, dessen radikaler Geist Tieck bis ins Innerste zuwider war. Man braucht nur seine glimpfliche Behandlung der Adelsvorurteile in der „Ahnenprobe" zu lesen und gar nicht weiter an seine Vergangenheit zu denken, um einzusehen, wie wenig er für die neuerliche Bekämpfung des Adels, des Feudalismus und der Monarchie Verständnis und Sympathie haben konnte. Stand doch das junge Deutschland mit seiner Verketzerung Goethes und seiner tendenziösen Erhebung Schillers auch seinen künstlerischen Grundsätzen geradeswegs entgegen und hatten doch die „Halleschen Jahrbücher" wie mit der ganzen übrigen Romantik, so auch mit Tieck aufzuräumen gesucht.

Mit seinem Dresdener Aufenthalte war auch Tiecks schriftstellerische Laufbahn, eine von der Nachwelt nicht in vollem Maße gewürdigte fünfzigjährige poetische Thätigkeit, zu Ende. Im Jahre 1841 folgte er nach der

Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen einer Einladung nach Berlin, wo er ein an Ehren reiches, aber weder von inneren noch äußeren Sorgen völlig befreites Alter genoß und am 28. April 1853 starb.

* * *

Tieck selbst hat eine (bis auf wenige Ausnahmen) vollständige Sammlung seiner verschiedenartigen Schriften noch bei Lebzeiten veranstaltet. Seine poetischen „Schriften" erschienen in 28 Bänden von 1828 bis 1854 zu Berlin im Verlage von Georg Reimer. Seine „Kritischen Schriften" gab er unter teilweiser Beihilfe Eduard Devrients in den Jahren 1848 bis 1852 zu Leipzig im Verlage von F. A. Brockhaus heraus (4 Bände). Aus seinen „nachgelassenen Schriften" hat Rudolf Köpke im Jahre 1855 in demselben Verlage eine Auswahl und Nachlese (2 Bände) veranstaltet, welche besonders die Arbeiten seiner frühesten Zeit enthält. Die „Herzensergießungen eines Klosterbruders" und die „Phantasieen über die Kunst" hat Tieck absichtlich aus der Sammlung seiner Schriften ausgeschlossen, weil sie der in seinen Novellen bekämpften katholisierenden und frömmelnden Richtung hätten zum Mißbrauch dienen können. Über Tiecks Leben geben die Einleitungen zum ersten, sechsten und elften Bande der „Schriften" Aufschluß. Auf mündliche und schriftliche Mitteilungen stützen sich Rudolf Köpke in seinen „Erinnerungen aus dem Leben des Dichters" (Leipig, 2 Bde., 1855) und Freiherr von Friesen in seinen „Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842" (Wien, 2 Bde., 1871). Aus Tiecks Briefsammlung hat Karl von Holtei die „Briefe an Ludwig Tieck" ausgewählt und herausgegeben (Breslau, 4 Bde., 1864). Eine besonders für Tiecks Familienbeziehungen unentbehrliche Quelle bilden die „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn, mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel" (Leipzig 1884). Eine ausgezeichnete Besprechung seiner Dichtungen aus der ersten Periode findet man in Hayms „Romantischer Schule" (Berlin 1870); über seine Novellen handelt ausführlich J. Minor in den akademischen Blättern I, 129 ff., 193 ff.

Jakob Minor.

Der gestiefelte Kater.

1797

Kindermärchen

in drei Akten,

mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge.

Nach dem ersten Drucke in den „Volksmährchen herausgegeben von Peter Leberecht" (zweiter Band, Berlin 1797, S. 1 ff.). Über die eigentümliche Form vgl. die Einleitung. In einem fortlaufenden Kommentar auf die besonderen Beziehungen jeder Stelle hinzuweisen, wäre eine Unmöglichkeit. Tieck selbst sagt, er habe im gestiefelten Kater, im Zerbino, in der verkehrten Welt nur wörtlich wiederholt, was er zufällig in diesem oder jenem Zirkel vernommen habe. Nikolai machte es ihm zum Vorwurfe, daß er auf gewisse unbedeutende Berliner Theater- und Parterreanekdoten anspiele, welche auswärtigen Personen unbekannt seien. Am deutlichsten ist die persönliche Satire bei dem „Bötticher" des Stückes, unter welchem der Verfasser einer im Jahre 1796 erschienenen Schrift „Entwickelung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprillmonat 1796", der bekannte Antiquar und Litterat Böttiger in Weimar, dem Gelächter preisgegeben wird. Andere Anspielungen, wie auf die „Zauberflöte" oder auf den „Don Carlos" (S. 27), fallen von selbst in die Augen. Der fremde Fürst ist eine Parodie der bei Kotzebue beliebten Mohren und Araber; die S. 18 f. eingeführten Deserteure parodieren einen damals beliebten Operettenstoff u. s. w.

Personen.

Der König.
Die Prinzessin, seine Tochter.
Prinz Nathanael von Malsinki.
Leander, Hofgelehrter.
Hanswurst, Hofnarr.
Ein Kammerdiener.
Der Koch.
Lorenz, } Brüder und Bauern.
Barthel, } Brüder und Bauern.
Gottlieb, } Brüder und Bauern.
Hinze, ein Kater.
Ein Wirt.
Kunz, } Bauern.
Michel, } Bauern.
Gesetz, ein Popanz.
Ein Besänftiger.
Der Dichter.
Ein Soldat.
Zwei Husaren.
Zwei Liebende.
Bediente.
Musiker.
Ein Bauer.
Der Souffleur.
Ein Schuhmacher.
Ein Historiograph.
Fischer.
Müller.
Bötticher.
Leutner.
Wiesener.
Dessen Nachbar.
Elefanten.
Löwen.
Bären.
Ein Amtmann.
Adler und andere Vögel.
Ein Kaninchen
Rebhühner.
Jupiter.
Terkaleon.
Der Maschinist.
Gespenster.
Affen.
Das Publikum.

Prolog.

Die Scene ist im Parterre, die Lichter sind schon angezündet, die Musiker sind im Orchester versammelt. — Das Schauspiel ist voll, man schwatzt durcheinander, Ankommende u. s. w.

Fischer. Müller. Schlosser. Bötticher im Parterre.

Fischer. Aber ich bin doch neugierig, — Herr Müller, was sagen Sie zu dem heutigen Stücke?

Müller. Ich hätte mich eher des Himmels Einfall vermutet, als ein solches Stück auf unserm Theater zu sehn.

Fischer. Kennen Sie das Stück?

Müller. Nicht im mindesten. — Ein wunderlicher Titel ist es: *Der gestiefelte Kater*. — Ich hoffe doch nimmermehr, daß man die Kinderpossen wird aufs Theater bringen.

Schlosser. Ist es denn eine Oper?

Fischer. Nichts weniger, auf dem Komödienzettel steht: *ein Kindermärchen*.

Schlosser. Ein Kindermärchen? Aber um Gotteswillen sind wir denn Kinder, daß man uns solche Stücke aufführen will? Es wird doch wohl nimmermehr ein ordentlicher Kater aufs Theater kommen?

Fischer. Es ist am Ende eine Nachahmung der neuen Arkadier, so eine Art von Terkaleon —

Müller. Das wäre nun nicht übel, denn ich habe schon längst gewünscht, eine solche wunderbare Oper einmal ohne Musik zu sehn.

Fischer. Ohne Musik ist es abgeschmackt, denn, lieber Freund, über solche Kindereien, über solchen Aberglauben sind wir weg, die Aufklärung hat ihre gehörigen Früchte getragen.

Müller. Am Ende ist es ein× ordentliches Familiengemälde, und es ist nur so ein Spaß, gleichsam ein Scherz mit dem Kater; eine Veranlassung, wenn ich so sagen darf.

7. In den Schriften von 1826 heißt es freilich: „ich hätte *mir* ... vermuthet"; es ist aber fraglich, ob nicht ein Berolinismus anzunehmen ist, vgl. S. 14 Z. 24 ff.

× Frh. v. Gemmingen d. Dtsch. Hausvater

Schlosser. Wenn ich meine rechte Meinung sagen soll, so halt' ich das Ganze für einen Pfiff, Gesinnungen, Winke unter die Leute zu bringen. Ihr werdet sehn, ob ich nicht recht habe. Ein Revolutionsstück, so viel ich begreife.

Fischer. Das glaub' ich auch, denn sonst würde ja der Geschmack abscheulich vor den Kopf gestoßen. Ich muß wenigstens gestehn, daß ich nie an Hexen oder Gespenster habe glauben können, viel weniger an den gestiefelten Kater.

Schlosser. Es ist das Zeitalter für diese Phantome nicht mehr. — Da kömmt ja Leutner, der wird uns vielleicht mehr sagen können.

Leutner drängt sich durch.

Leutner. Guten Abend, guten Abend! Nun, wie geht's?

Müller. Sagen Sie uns nur, wie es mit dem heutigen Stücke beschaffen ist.

Die Musik fängt an.

Leutner. Schon so spät? Da komm' ich ja grade zur rechten Zeit. — Mit dem Stücke? Ich habe soeben den Dichter gesprochen, er ist auf dem Theater und hilft den Kater anziehn.

Viele Stimmen. Hilft? — der Dichter? — den Kater? — Also kommt doch ein Kater vor?

Leutner. Ja freilich, und er steht ja auch auf dem Zettel.

Fischer. Wer spielt ihn denn?

Leutner. Je, der fremde Akteur, der große Mann.

Müller. In der That? — Aber wie kann man denn solch Zeug spielen?

Leutner. Der Dichter meint, zur Abwechselung, —

Fischer. Eine schöne Abwechselung, — warum nicht auch den Blaubart und Prinz Kobold? — Ei! der vortrefflichen Sujets fürs Drama!

Müller. Wie werden sie aber den Kater anziehn? Und ob er denn wirkliche Stiefeln trägt?

Leutner. Ich bin ebenso begierig wie Sie alle.

Fischer. Aber wollen wir uns denn wirklich solch Zeug vorspielen lassen? Wir sind zwar aus Neugier hergekommen, aber wir haben doch Geschmack.

Müller. Ich habe große Lust zu pochen.

Leutner. Es ist überdies etwas kalt. — Ich mache den Anfang. Er trommelt, die übrigen akkompagnieren.

28. Der „Blaubart" Tiecks war im ersten Bande der „Volksmährchen" gedruckt.

Wiesener auf der andern Seite. Weswegen wird denn gepocht?

Leutner. Den guten Geschmack zu retten.

Wiesener. Nun, da will ich auch nicht der letzte sein. Er trommelt.

Stimmen. Still, man kann ja die Musik nicht hören.

Alles trommelt.

Schlosser. Aber man sollte doch das Stück erst zu Ende spielen lassen, denn man hat doch immer auf jeden Fall sein Geld gegeben, hernach wollen wir pochen, daß man es vor der Thür hört.

Alle. Nein, jetzt, jetzt, — der Geschmack, — die Regeln, — die Kunst, — alles geht sonst zu Grunde.

Ein Lampenputzer. Meine Herren, soll man die Wache hereinschicken?

Leutner. Wir haben bezahlt, wir machen das Publikum aus, und darum wollen wir auch unsern eignen guten Geschmack haben und keine Possen.

Der Dichter hinter dem Theater. Das Stück wird sogleich seinen Anfang nehmen.

Müller. Kein Stück, — wir wollen kein Stück, — wir wollen guten Geschmack —

Alle. Geschmack! Geschmack!

Der Dichter. Ich bin in Verlegenheit, — was meinen Sie, wenn ich fragen darf?

Schlosser. Geschmack! — Sind Sie ein Dichter, und wissen nicht einmal, was Geschmack ist?

Der Dichter. Bedenken Sie einen jungen Anfänger —

Schlosser. Wir wollen nichts vom Anfänger wissen, — wir wollen ein ordentliches Stück sehn, — ein geschmackvolles Stück!

Der Dichter. Von welcher Sorte? Von welcher Farbe?

Müller. Familiengeschichten, — Entführungen, — Geschwister vom Lande, — so etwas.

Der Dichter kömmt hinter dem Vorhange hervor.

Der Dichter. Meine Herren —

Alle. Ist das der Dichter?

Fischer. Er sieht wenig wie ein Dichter aus.

Schlosser. Naseweis.

Müller. Er hat nicht einmal abgeschnittene Haare —

Der Dichter. Meine Herren, — verzeihen Sie meine Keckheit —

29. „Die Entführung" und „Die Geschwister vom Lande" sind Lustspiele von Jünger.

Fischer. Wie können Sie solche Stücke schreiben? Warum haben Sie sich nicht gebildet?

Der Dichter. Vergönnen Sie mir nur eine Minute Gehör, ehe Sie mich verdammen. Ich weiß, daß ein verehrungswürdiges Publikum den Dichter richten muß, daß von Ihnen keine Appellation stattfindet, aber ich kenne die Gerechtigkeitsliebe eines verehrungswürdigen Publikums, daß es mich nicht von einer Bahn zurückschrecken wird, wo ich seiner gütigen Leitung so sehr bedarf.

Fischer. Er spricht nicht übel.

Müller. Er ist höflicher, als ich dachte.

Schlosser. Er hat doch Respekt vor dem Publikum.

Der Dichter. Ich schäme mich, die Eingebung meiner Muse so erleuchteten Richtern vorzuführen, und nur die Kunst unsrer Schauspieler tröstet mich noch einigermaßen, sonst würde ich ohne weitere Umstände in Verzweiflung versinken.

Fischer. Er dauert mich.

Müller. Ein guter Kerl!

Der Dichter. Als ich Dero Pochen vernahm, — noch nie hat mich etwas dermaßen erschreckt, ich bin noch bleich und zittre, und begreife selbst nicht, wie ich zu der Kühnheit komme, so vor Ihnen zu erscheinen.

Leutner. So klatscht doch!

Alle klatschen.

Der Dichter. Ich wollte einen Versuch machen, durch Laune, wenn sie mir gelungen ist, durch Heiterkeit, durch wirkliche Possen zu belustigen, da uns unsre neuesten Stücke so selten zum Lachen Gelegenheit geben.

Müller. Das ist auch wahr!

Leutner. Er hat recht, — der Mann.

Schlosser. Bravo! bravo!

Alle. Bravo! bravo! Sie klatschen.

Der Dichter. Mögen Sie, Verehrungswürdige, jetzt entscheiden, ob mein Versuch nicht ganz zu verwerfen sei, — mit Zittern zieh' ich mich zurück und das Stück wird seinen Anfang nehmen. Er verbeugt sich sehr ehrerbietig und geht hinter den Vorhang.

Alle. Bravo! bravo!

Stimme von der Galerie. Da capo! Alles lacht. Die Musik fängt wieder an, indem geht der Vorhang auf.

Erster Akt.

Kleine Bauernstube.

Lorenz. Barthel. Gottlieb.
Der Kater **Hinze** liegt auf einem Schemel am Ofen.

Lorenz. Ich glaube, daß nach dem Ableben unsers Vaters unser kleines Vermögen sich bald wird einteilen lassen. Ihr wißt, daß der selige Mann nur drei Stücke von Belang zurückgelassen hat, ein Pferd, einen Ochsen und jenen Kater dort. Ich, als der älteste, nehme das Pferd, Barthel, der nächste nach mir, bekömmt den Ochsen, und so bleibt denn natürlicherweise für unsern jüngsten Bruder der Kater übrig.

Leutner im Parterre. Um Gotteswillen! Hat man schon eine solche Exposition gesehn! Man sehe doch, wie tief die dramatische Kunst gesunken ist!

Müller. Aber ich habe doch alles recht gut verstanden.

Leutner. Das ist ja eben der Fehler, man muß es dem Zuschauer so verstohlenerweise unter den Fuß geben, aber nicht so gradezu in den Bart werfen.

Müller. Aber man weiß doch nun, woran man ist.

Leutner. Das muß man ja aber nicht so geschwinde wissen; daß man so nach und nach hineinkömmt, ist ja eben der beste Spaß.

Barthel. Ich glaube, Bruder Gottlieb, du wirst auch mit der Einteilung zufrieden sein, du bist leider der jüngste, und da mußt du uns einige Vorrechte lassen.

Gottlieb. Freilich wohl.

Schlosser. Aber warum mischt sich denn das Pupillenkollegium nicht in die Erbschaft? Welche Unwahrscheinlichkeiten!

Lorenz. So wollen wir denn nun gehn, lieber Gottlieb, lebe wohl, laß dir die Zeit nicht lang werden.

Gottlieb. Adieu. *Die Brüder gehn ab. Gottlieb allein. Monolog.* Sie gehn fort — und ich bin allein. — Wir haben alle drei unsre Wohnungen, Lorenz kann mit seinem Pferde doch den Acker bebauen, Barthel kann seinen Ochsen schlachten und einsalzen und eine Zeit lang davon leben, — aber was soll ich armer Unglückseliger mit meinem Kater anfangen? — Höchstens kann ich mir aus seinem Felle für den Winter einen Muff machen lassen, aber ich glaube, er ist jetzt noch dazu in der Rauhe. — Da liegt er und schläft ganz geruhig, — armer Hinze! Wir werden uns bald trennen müssen. Es thut mir leid, ich habe ihn auferzogen, ich kenne ihn, wie mich selber, — aber er wird dran glauben müssen, ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn wahrhaftig verkaufen. — Er sieht mich an, als wenn er mich verstände, es fehlt wenig, so fang' ich an zu weinen. *Er geht in Gedanken auf und ab.*

Müller. Nun, seht ihr wohl, daß es ein rührendes Familiengemälde wird? Der Bauer ist arm und ohne Geld, er wird nun in der äußersten Not sein treues Haustier verkaufen, an irgend ein empfindsames Fräulein, und dadurch wird am Ende sein Glück gegründet werden. — Es ist vielleicht eine Nachahmung vom Papagai von Kotzebue, aus dem Vogel ist hier eine Katze gemacht, und das Stück findet sich von selbst.

Fischer. Nun es so kömmt, bin ich auch zufrieden.

Hinze, *der Kater richtet sich auf, dehnt sich, macht einen hohen Buckel, gähnt und spricht dann:* Mein lieber Gottlieb, — ich habe ein ordentliches Mitleid mit Euch.

Gottlieb *erstaunt.* Wie, Kater, du sprichst?

Die Kunstrichter *im Parterre.* Der Kater spricht? — Was ist denn das?

Fischer. Unmöglich kann ich da in eine vernünftige Illusion hineinkommen.

Müller. Eh' ich mich so täuschen lasse, will ich lieber zeitlebens kein Stück wieder sehn.

Hinze. Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb?

Gottlieb. Ich hätt' es nicht vermutet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören.

Hinze. Ihr meint, weil wir nicht immer in alles mitreden, wären wir gar Hunde.

8. Rauhe. Mauße, wie es in den Schriften von 1826 heißt.

Gottlieb. Ich denke, ihr seid bloß dazu da, Mäuse zu fangen.

Hinze. Wenn wir nicht im Umgang mit den Menschen eine gewisse Verachtung gegen die Sprache bekämen, so könnten wir alle sprechen.

Gottlieb. Nun, das gesteh' ich! — Aber warum laßt ihr euch denn so gar nichts merken?

Hinze. Um uns keine Verantwortungen zuzuziehn, denn wenn uns sogenannten Tieren noch erst die Sprache angeprügelt würde, so wäre gar keine Freude mehr auf der Welt. Was muß der Hund nicht alles thun und lernen! Das Pferd! Es sind dumme Tiere, daß sie sich ihren Verstand merken lassen, sie müssen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben, wir Katzen sind noch immer das freieste Geschlecht, weil wir uns bei aller unsrer Geschicklichkeit so ungeschickt anzustellen wissen, daß es der Mensch ganz aufgiebt, uns zu erziehn.

Gottlieb. Aber warum entdeckst du mir das alles?

Hinze. Weil Ihr ein guter, ein edler Mann seid, einer von den wenigen, die keinen Gefallen an Dienstbarkeit und Sklaverei finden, seht, darum entdecke ich mich Euch ganz und gar.

Gottlieb reicht ihm die Hand. Braver Freund!

Hinze. Die Menschen stehn in dem Irrtume, daß an uns jenes instinktmäßige Murren, das aus einem gewissen Wohlbehagen entsteht, das einzige Merkwürdige sei, sie streicheln uns daher oft auf eine ungeschickte Weise und wir spinnen dann gewöhnlich nur, um uns vor Schlägen zu sichern. Wüßten sie aber mit uns auf die wahre Art umzugehn, glaube mir, sie würden unsre gute Natur zu allem gewöhnen, und Michel, der Kater bei Eurem Nachbar, läßt es sich sogar zuweilen gefallen, für den König durch einen Tonnenband zu springen.

Gottlieb. Da hast du recht.

Hinze. Ich liebe Euch, Gottlieb, ganz vorzüglich, Ihr habt mich nie gegen den Strich gestreichelt, Ihr habt mich schlafen lassen, wenn es mir recht war, Ihr habt Euch widersetzt, wenn Eure Brüder mich manchmal aufnehmen wollten, um mit mir ins Dunkle zu gehn und die sogenannten elektrischen Funken zu beobachten, — für alles dieses will ich nun dankbar sein.

Gottlieb. Edelmütiger Hinze! Ha, mit welchem Unrechte wird von Euch schlecht und verächtlich gesprochen, Eure Treue und Anhänglichkeit bezweifelt! Die Augen gehn mir auf, — welchen Zuwachs von Menschenkenntnis bekomme ich so unerwartet!

Fischer. Freunde, wo ist unsre Hoffnung zu einem Familiengemälde geblieben?

Leutner. Es ist doch fast zu toll.

Schlosser. Ich bin wie im Traum.

Hinze. Ihr seid ein braver Mann, Gottlieb, — aber nehmt's mir nicht übel, Ihr seid etwas eingeschränkt, borniert, keiner der besten Köpfe, wenn ich frei heraussprechen soll.

Gottlieb. Ach Gott, nein.

Hinze. Ihr wißt zum Beispiel jetzt nicht, was Ihr anfangen wollt.

Gottlieb. Du hast ganz meine Gedanken.

Hinze. Wenn Ihr Euch auch einen Muff aus meinem Pelze machen ließet, —

Gottlieb. Nimm's nicht übel, Kamerad, daß mir das vorher nur so durch den Kopf fuhr.

Hinze. Ach nein, es war ein ganz menschlicher Gedanke. — Wißt Ihr kein Mittel, Euch durchzubringen?

Gottlieb. Kein einziges!

Hinze. Ihr könntet mit mir herumziehn und mich für Geld sehen lassen, — aber das ist immer keine sichere Lebensart.

Gottlieb. Nein.

Hinze. Ihr könntet ein Journal herausgeben, oder eine deutsche Zeitung mit dem Motto: Homo sum, — oder einen Roman, ich wollte Euer Mitarbeiter sein, — aber das ist zu umständlich.

Gottlieb. Ja.

Hinze. Nun, ich will schon noch besser für Euch sorgen, — verlaßt Euch drauf, daß Ihr durch mich noch ganz glücklich werden sollt.

Gottlieb. O bester, edelmütigster Mann. Er umarmt ihn zärtlich.

Hinze. Aber Ihr müßt mir auch trauen.

Gottlieb. Vollkommen, ich kenne ja jetzt dein redliches Gemüt.

Hinze. Nun so thut mir den Gefallen und holt mir sogleich den Schuhmacher, daß er mir ein Paar Stiefeln anmesse.

Gottlieb. Den Schuhmacher? — Stiefeln?

Hinze. Ihr wundert Euch, aber bei dem, was ich für Euch zu thun gesonnen bin, habe ich so viel zu gehn und zu laufen, daß ich notwendig Stiefeln tragen muß.

Gottlieb. Aber warum nicht Schuh?

Hinze. Gottlieb, Ihr versteht das Ding nicht, ich muß da-

durch ein Ansehn bekommen, ein imponierendes Wesen, kurz eine gewisse Männlichkeit, die man in Schuhen zeitlebens nicht hat.

Gottlieb. Nun, wie du meinst, — aber der Schuster wird sich wundern.

Hinze. Gar nicht, man muß nur nicht thun, als wenn es etwas Besonders wäre, daß ich Stiefeln tragen will; man gewöhnt sich an alles.

Gottlieb. Jawohl, ist mir doch der Diskurs mit dir ordentlich ganz geläufig geworden. — Aber noch eins, da wir jetzt so gute Freunde geworden sind, so nenne mich doch auch du; warum willst du noch Komplimente mit mir machen?

Hinze. Wie du willst.

Gottlieb. Da geht grade der Schuhmacher vorbei; — he! pst! Herr Gevatter Leichdorn! Will Er wohl einen Augenblick bei mir einsprechen?

Der **Schuhmacher** kömmt herein.

Schuhmacher. Prosit! — Was giebt's neues?

Gottlieb. Ich habe lange keine Arbeit bei Ihm bestellt —

Schuhmacher. Nein, Herr Gevatter, ich habe jetzt überhaupt gar wenig zu thun.

Gottlieb. Ich möchte mir wohl wieder ein Paar Stiefeln machen lassen —

Schuhmacher. Setz' Er sich nur nieder, das Maß hab' ich bei mir.

Gottlieb. Nicht für mich, sondern für meinen jungen Freund da.

Schuhmacher. Für den da? — Gut. Hinze setzt sich auf einen Stuhl nieder und hält das rechte Bein hin. Wie beliebt Er denn, Musje?

Hinze. Erstlich gute Sohlen, dann braune Klappen und vor allen Dingen steif.

Schuhmacher. Gut. Er nimmt Maß. Will Er nicht so gut sein, — die Krallen, — oder Nägel etwas einzuziehn, ich hab' mich schon gerissen. Er nimmt Maß.

Hinze. Und schnell müssen sie fertig werden. Da ihm das Bein gestreichelt wird, fängt er wider Willen an zu spinnen.

Schuhmacher. Der Musje ist recht vergnügt.

Gottlieb. Ja, es ist ein aufgeräumter Kopf, er ist erst von der Schule gekommen, was man so einen Vokativus nennt.

Schuhmacher. Na, adies. Ab.

Gottlieb. Willst du dir nicht etwa auch den Bart scheren lassen?

Hinze. Bei Leibe nicht, ich sehe so weit ehrwürdiger aus,

und du weißt ja wohl, daß die Katzen nachher gleich unmännlich werden. Ein Kater ohne Bart ist nur ein verächtliches Geschöpf.

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, was du vorhast!

Hinze. Du wirst es schon gewahr werden, — jetzt will ich noch ein wenig auf den Dächern spazieren gehn, es ist da oben eine hübsche freie Aussicht, und man erwischt auch wohl eine Taube.

Gottlieb. Als guter Freund will ich dich warnen, daß du dich nicht dabei ergreifen lässest —

Hinze. Sei unbesorgt, ich bin kein Neuling. — Adieu unterdessen. Er geht ab.

Gottlieb allein. In der Naturgeschichte steht immer, daß man den Katzen nicht trauen könne und daß sie zum Löwengeschlechte gehören, und ich habe vor einem Löwen eine gar erbärmliche Furcht. Wenn der Kater nun kein Gewissen hätte, so könnte er mir mit den Stiefeln nachher davonlaufen, für die ich nun mein letztes Geld hingeben muß, und sie irgendwo vertrödeln, oder er könnte sich beim Schuhmacher dadurch beliebt machen wollen und nachher bei ihm in Dienste treten. — Aber der hat ja schon einen Kater. — Nein, Hinz, meine Brüder haben mich betrogen, und nun will ich es einmal mit dir versuchen. Er sprach so edel, er war so gerührt, — da sitzt er drüben auf dem Dache und putzt sich den Bart, — vergieb mir, erhabner Freund, daß ich an deinem Großsinn nur einen Augenblick zweifeln konnte. Er geht ab.

Fischer. Welcher Unsinn!

Müller. Warum der Kater nur die Stiefeln braucht, um besser gehn zu können? — Dummes Zeug!

Schlosser. Es ist aber, als wenn ich einen Kater vor mir sehe.

Leutner. Still, es wird verwandelt!

Saal im königlichen Palast.

Der **König** mit Krone und Scepter. Die **Prinzessin**, seine Tochter.

König. Schon tausend schöne Prinzen, wertgeschätzte Tochter, haben sich um dich beworben und dir ihre Königreiche zu Füßen gelegt, aber du hast ihrer immer nicht geachtet. Sage uns die Ursache davon, mein Kleinod.

Prinzessin. Mein allergnädigster Herr Vater, ich habe immer geglaubt, daß mein Herz erst einige Empfindungen zeigen müsse,

28. verwandelt, terminus technicus, d. h. die Scene wird verwandelt.

ehe ich meinen Nacken in das Joch des Ehestandes beugte. Denn eine Ehe ohne Liebe, sagt man, ist die wahre Hölle auf Erden.

König. Recht so, meine liebe Tochter. Ach, wohl, wohl hast du da ein wahres Wort gesagt: eine Hölle auf Erden! Ach, wenn ich doch nicht darüber mitsprechen könnte! Wär' ich doch lieber unwissend geblieben! Aber so, teures Kleinod, kann ich ein Liedchen davon singen, wie man zu sagen pflegt. Deine Mutter, meine höchstselige Gemahlin, — ach, Prinzessin, sieh, die Thränen stehn mir noch auf meinen alten Tagen in den Augen, — sie war eine gute Fürstin, sie trug die Krone mit einer unbeschreiblichen Majestät, — aber mir hat sie gar wenig Ruhe gelassen, — nun, sanft ruhe ihre Asche bei ihren fürstlichen Anverwandten.

Prinzessin. Ihro Majestät erhitzen sich zu sehr.

König. Wenn mir die Erinnerung davon zurückkömmt, — o mein Kind, auf meinen Knieen möcht' ich dich beschwören, — nimm dich beim Verheiraten ja in acht. — Es ist eine große Wahrheit, daß man Leinewand und einen Bräutigam nicht bei Lichte kaufen müsse; eine Wahrheit, die in allen Büchern stehen sollte. — Was hab' ich gelitten! Kein Tag verging ohne Zank, ich konnte nicht in Ruhe schlafen, ich konnte die Regierungsgeschäfte nicht ruhig abmachen, ich konnte über nichts denken, ich konnte kein Buch lesen, — immer wurd' ich unterbrochen. — Und doch sehnt sich mein Geist, verewigte Klotilde, jetzt zuweilen nach dir zurück, — es beißt mir in den Augen, — ich bin ein rechter alter Narr.

Prinzessin zärtlich. Mein Vater.

König. Ich zittre, wenn ich an die Gefahren denke, die dir bevorstehn, denn wenn du dich nun auch verliebst, meine Tochter, — ach! du solltest nur sehn, wie dicke Bücher weise Männer darüber voll geschrieben haben, — sieh, so kann dich eben deine Leidenschaft wieder elend machen. Das glücklichste, das seligste Gefühl kann uns zu Grunde richten, die Liebe ist gleichsam ein künstlicher Vexierbecher, statt Nektar trinken wir oft Gift, dann ist unser Lager von Thränen naß, alle Hoffnung, aller Trost ist dahin. — Man hört blasen. Es ist doch noch nicht Tischzeit? — Gewiß wieder ein neuer Prinz, der sich in dich verlieben will. — Hüte dich, meine Tochter, du bist mein einziges Kind, und du glaubst nicht, wie sehr mir dein Glück am Herzen liegt. Er küßt sie und geht ab, im Parterre wird geklatscht.

Fischer. Das ist doch einmal eine Scene, in der gesunder Menschenverstand anzutreffen ist.

Schlosser. Ich bin auch gerührt.

Müller. Es ist ein trefflicher Fürst.

Fischer. Mit der Krone brauchte er nun gerade nicht aufzutreten.

Schlosser. Es stört die Teilnahme ganz, die man für ihn als zärtlichen Vater hat.

Die Prinzessin allein. Ich begreife gar nicht, warum noch keiner von den Prinzen mein Herz mit Liebe gerührt hat. Die Warnungen meines Vaters liegen mir immer im Gedächtnis, er ist ein großer Fürst und dabei doch ein guter Vater, mein Glück steht ihm beständig vor Augen: wenn ihn nur nicht der Jachzorn oft so plötzlich überraschte! Aber so ist Glück immer mit Unglück gepaart. Meine Freude sind die Wissenschaften und die Künste, Bücher machen all mein Glück aus.

Die Prinzessin. Leander, der Hofgelehrte.

Leander. Nun, Ihro Königliche Hoheit? — Sie setzen sich.

Prinzessin. Hier, Herr Leander, ist mein Versuch, — ich hab' es Nachtgedanken überschrieben.

Leander liest. Trefflich! geistreich! — Ah! Mir ist als hör' ich die mitternächtliche Stunde zwölfe schlagen. Wenn haben Sie das geschrieben?

Prinzessin. Gestern Mittag nach dem Essen.

Leander. Schön gedacht! Wahrlich schön gedacht! — Aber mit gnädigster Erlaubnis: „Der Mond scheint betrübt in der Welt herein," — wenn Sie es nicht ungnädig vermerken wollen, so muß es heißen: in die Welt.

Prinzessin. Schon gut, ich will es mir für die Zukunft merken, es ist einfältig, daß einem das Dichten so schwer gemacht wird, man kann nicht fünf bis sechs Reihen schreiben, ohne einen Fehler zu machen.

Leander. Das ist so der Eigensinn der Sprache.

Prinzessin. Sind die Gefühle nicht zart und fein gehalten?

Leander. Unbeschreiblich, man begreift kaum, wie ein weibisches Gehirn so etwas hat niederschreiben können.

Prinzessin. Jetzt will ich mich nun an den Mondscheinsnaturscenen versuchen. — Meinen Sie nicht auch?

Leander. Sie kommen notwendig immer weiter, Sie steigen immer höher.

Prinzessin. Ich habe auch ein Stück angefangen: der unglückliche Menschenhasser, oder: verlorene Ruhe und wiedererworbene Unschuld!

Leander. Schon der bloße Titel ist bezaubernd.

Prinzessin. Und dann fühle ich einen unbegreiflichen Drang in mir, irgend eine gräßliche Geistergeschichte zu schreiben. — Wie gesagt, wenn nur die Sprachfehler nicht wären!

Leander. Kehren Sie sich daran nicht, Unvergleichliche! Die lassen sich leicht herausstreichen.

Kammerdiener tritt auf.

Kammerdiener. Der Prinz von Malsinki, der eben angekommen ist, will Ew. Königlichen Hoheit seine Aufwartung machen. Ab.

Leander. Ich empfehle mich. Geht ab.

Prinz Nathanael von Malsinki. Der König.

König. Hier, Prinz, ist meine Tochter, ein junges einfältiges Ding, wie Sie sie da vor sich sehn. — Beiseite. Artig, meine Tochter, höflich, er ist ein angesehener Prinz, weit her, sein Land steht gar nicht einmal auf meiner Landkarte, ich habe schon nachgesehn: ich habe einen erstaunlichen Respekt vor ihm.

Prinzessin. Ich freue mich, daß ich das Vergnügen habe, Sie kennen zu lernen.

Nathanael. Schöne Prinzessin, der Ruf Ihrer Schönheit hat so sehr die ganze Welt durchdrungen, daß ich aus einem weit entlegenen Winkel hierher komme, um das Glück zu haben, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehn.

König. Es ist doch erstaunlich, wie viele Länder und Königreiche es giebt! Sie glauben nicht, wie viel tausend Kronprinzen schon hier gewesen sind, sich um meine Tochter zu bewerben, zu Dutzenden kommen sie manchmal an, besonders wenn das Wetter schön ist, — und Sie kommen nun gar, — verzeihen Sie, die Topographie ist eine gar weitläuftigte Wissenschaft, — in welcher Gegend liegt Ihr Land?

Nathanael. Mächtiger König, wenn Sie von hier aus reisen, erst die große Chaussee hinunter, dann schlagen Sie sich rechts und immer fort so, wenn Sie aber an einen Berg kommen, dann wieder links, dann geht man zur See und fährt immer nördlich (wenn es der Wind nämlich zugiebt) und so kömmt man, wenn die Reise glücklich geht, in anderthalb Jahren in meinem Reiche an.

König. Der Tausend! das muß ich mir von meinem Hofgelehrten deutlich machen lassen. — Sie sind wohl vielleicht ein Nachbar vom Nordpol, oder Zodiakus, oder dergleichen?

Nathanael. Daß ich nicht wüßte.

König. Vielleicht so nach den Wilden zu?

Nathanael. Ich bitte um Verzeihung, alle meine Unterthanen sind sehr zahm.

König. Aber Sie müssen doch verhenkert weit wohnen. Ich kann mich immer noch nicht daraus finden.

Nathanael. Man hat noch keine genaue Geographie von meinem Lande, ich hoffe täglich mehr zu entdecken, und so kann es leicht kommen, daß wir am Ende noch Nachbarn werden.

König. Das wäre vortrefflich! Und wenn am Ende uns noch ein paar Länder im Wege stehn, so helfe ich Ihnen mit entdecken. Mein Nachbar ist so nicht mein guter Freund und er hat ein vortreffliches Land, alle Rosinen kommen von dort her, das möcht' ich gar zu gerne haben — Aber noch eins, sagen Sie nur, da Sie so weit weg wohnen, wie Sie unsre Sprache so geläufig sprechen können?

Nathanael. Still!

König. Wie?

Nathanael. Still! still!

König. Ich versteh nicht.

Nathanael leise zu ihm. Sein Sie doch ja damit ruhig, denn sonst merkt es ja am Ende das Publikum da unten, daß das eben sehr unnatürlich ist.

König. Schadet nichts, es hat vorher geklatscht und da kann ich ihm schon etwas bieten.

Nathanael. Sehn Sie, es geschieht ja bloß dem Drama zu Gefallen, daß ich Ihre Sprache rede, denn sonst ist es allerdings unbegreiflich.

König. Ah so! — Nun kommen Sie, Prinz, der Tisch ist gedeckt! Der Prinz führt die Prinzessin ab, der König geht voran.

Fischer. Verfluchte Unnatürlichkeiten sind da in dem Stück!

Schlosser. Und der König bleibt seinem Charakter gar nicht getreu.

Leutner. Man sollte doch immer nur die Natur auf dem Theater darstellen; der Prinz müßte eine ganz fremde Sprache reden und einen Dolmetscher bei sich haben, die Prinzessin müßte Sprachfehler machen, da sie selber gesteht, daß sie unrichtig schreibt.

8. verhenkert, gw. nur im Particip: henkermäßig, verdammt, verflucht.

Müller. Freilich! freilich! — Das Ganze ist ausgemacht dummes Zug, der Dichter vergißt immer selber, was er den Augenblick vorher gesagt hat.

Die Scene ist vor einem Wirtshause.

Lorenz, Kunz, Michel sitzen auf einer Bank. **Der Wirt.**

Lorenz. Ich werde bald wieder gehn müssen, ich habe noch einen weiten Weg bis nach Hause.

Wirt. Ihr seid ein Unterthan des Königs.

Lorenz. Jawohl, — wie nennt Ihr Euren Fürsten?

Wirt. Man nennt ihn nur Popanz.

Lorenz. Das ist ein närrischer Titel. Hat er denn sonst keinen Namen?

Wirt. Wenn er die Edikte ausgehn läßt, so heißt es immer: Zum Besten des Publikums verlangt das Gesetz, — ich glaube daher, das ist sein eigentlicher Name, alle Bittschriften werden auch immer beim Gesetze eingereicht. Es ist ein furchtbarer Mann.

Lorenz. Ich stehe doch lieber unter einem König, ein König ist doch vornehmer. Man sagt, der Popanz sei ein sehr ungnädiger Herr.

Wirt. Gnädig ist er nicht besonders, das ist nun wohl wahr, dafür ist er aber auch die Gerechtigkeit selbst. Von auswärts sogar werden ihm oft Prozesse zugeschickt, und er muß sie schlichten.

Lorenz. Man erzählt wunderliche Sachen von ihm, er soll sich in alle Tiere verwandeln können.

Wirt. Es ist wahr, und so geht er oft inkognito umher und erforscht die Gesinnungen seiner Unterthanen; wir trauen daher auch keiner Katze, keinem fremden Hunde oder Pferde, weil wir immer denken, der Fürst könnte wohl dahinter stecken.

Lorenz. Da sind wir doch auch besser dran, unser König geht nie aus, ohne Krone, Mantel und Scepter anzuziehn, man kennt ihn daher auch auf dreihundert Schritt. — Nun, gehabt Euch wohl. Geht ab.

Wirt. Nun ist er schon in seinem Lande.

Kunz. Ist die Grenze so nah?

Wirt. Freilich, jener Baum gehört schon dem König, man kann hier schon alles sehn, was in seinem Lande vorfällt; die

Grenze hier macht noch mein Glück, ich wäre schon längst bankerott geworden, wenn mich nicht noch die Deserteure von drüben erhalten hätten; fast täglich kommen etliche.

Michel. Ist der Dienst so schwer?

Wirt. Das nicht, aber das Weglaufen ist so leicht, und bloß weil es sehr scharf verboten ist, kriegen die Kerls so außerordentliche Lust zum Desertieren. — Seht, ich wette, daß da wieder einer kömmt!

Ein Soldat kömmt gelaufen.

Soldat. Eine Kanne Bier, Herr Wirt! geschwind!

Wirt. Wer seid Ihr?

Soldat. Ein Deserteur.

Michel. Vielleicht gar aus Kindesliebe, der arme Mensch, nehmt Euch doch seiner an, Herr Wirt.

Wirt. Je, wenn er Geld hat, soll's am Bier nicht fehlen. Geht ins Haus.

Zwei Husaren kommen geritten und steigen ab.

Erster Husar. Nu, Gottlob, daß wir so weit sind. — Prosit, Nachbar.

Soldat. Hier ist die Grenze.

Zweiter Husar. Ja, dem Himmel sei Dank. — Haben wir des Kerls wegen nicht reiten müssen. — Bier! Herr Wirt.

Wirt mit mehreren Gläsern. Hier, meine Herrn, ein schöner frischer Trunk, Sie sind alle drei recht warm.

Erster Husar. Hier, Halunke! auf deine Gesundheit!

Soldat. Danke schönstens, ich will euch die Pferde unterweilen halten.

Zweiter Husar. Der Kerl kann laufen! Es ist nur gut, daß die Grenze immer nicht so gar weit ist, denn sonst wäre das ein Hundedienst.

Erster Husar. Nun, wir müssen wohl wieder zurück. Adieu, Deserteur! viel Glück auf den Weg! Sie steigen wieder auf und reiten davon.

Wirt. Werdet Ihr hier bleiben?

Soldat. Nein, ich will fort, ich muß mich ja beim benachbarten Herzog wieder anwerben lassen.

Wirt. Sprecht mir doch wieder zu, wenn Ihr wieder desertiert.

Soldat. Gewiß. — Lebt wohl! Sie geben sich die Hände, der Soldat und die Gäste gehn ab, der Wirt ins Haus. Der Vorhang fällt.

Zwischenakt.

Fischer. Es wird doch immer toller und toller. — Wozu war denn nun wohl die letzte Scene?

Leutner. Zu gar nichts, sie ist völlig überflüssig; bloß um einen neuen Unsinn hineinzubringen. Den Kater verliert man nun ganz aus den Augen, und man behält gar keinen festen Standpunkt.

Schlosser. Mir ist völlig so, als wenn ich betrunken wäre.

Müller. In welchem Zeitalter mag denn das Stück spielen sollen? — Die Husaren sind doch offenbar eine neuere Erfindung.

Schlosser. Wir sollten's nur nicht leiden und derbe trommeln. Man weiß durchaus jetzt gar nicht, woran man mit dem Stücke ist.

Fischer. Und auch keine Liebe! Nichts fürs Herz darin, für die Phantasie.

Leutner. Sobald wieder so etwas Tolles vorkömmt, fang' ich für meine Person wenigstens an zu trommeln.

Wiesener zu seinem Nachbar. Mir gefällt jetzt das Stück.

Nachbar. Sehr hübsch, in der That hübsch; ein großer Mann, der Dichter, — hat die Zauberflöte gut nachgeahmt.

Wiesener. Die Husaren gefielen mir besonders, es riskieren die Leute selten, Pferde aufs Theater zu bringen, — und warum nicht? Sie haben oft mehr Verstand als die Menschen. Ich mag lieber ein gutes Pferd sehn, als so manchen Menschen in den neueren Stücken.

Nachbar. Im Kotzebue die Mohren, — ein Pferd ist am Ende nichts als eine andere Art von Mohren.

Wiesener. Wissen Sie nicht, von welchem Regiment die Husaren waren?

Nachbar. Ich habe sie nicht einmal genau betrachtet. — Schade, daß sie sobald wieder weggingen, ich möchte wohl ein ganzes Stück von lauter Husaren sehn, — ich mag die Kavallerie so gern.

Leutner zu Bötticher. Was sagen Sie zu dem allen?

Bötticher. Ich habe nur immer noch das vortreffliche Spiel des Mannes im Kopfe, der den Kater darstellt. — Welches Studium! Welche Feinheit! Welche Beobachtung! Welcher Anzug!

Schlosser. Das ist wahr, er sieht natürlich aus, wie ein großer Kater.

Bötticher. Und bemerken Sie nur seine ganze Maske, wie ich seinen Anzug lieber nennen möchte, denn da er so ganz sein natürliches Aussehn verstellt hat, so ist dieser Ausdruck weit passender. Gott segne mir doch auch bei der Gelegenheit die Alten! Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß diese Alten alle Rollen ohne Ausnahme in Masken spielten, wie Sie im Athenäus, Pollux und andern finden werden. Es ist schwer, sehn Sie, das alles so genau zu wissen, weil man mitunter diese Bücher deswegen selber nachschlagen muß. Doch hat man dann nebenher den Vorteil, daß man sie anführen kann. Es ist eine schwierige Stelle im Pausanias, —

Fischer. Sie wollten so gut sein, von dem Kater zu sprechen.

Bötticher. Ja so, — ich will auch alles Vorhergehende nur so nebenher gesagt haben, ich bitte Sie daher alle inständigst, es als eine Note anzusehn, — und, um wieder auf den Kater zu kommen: — haben Sie wohl bemerkt, daß es nicht einer von den schwarzen Katern ist? Nein, im Gegenteil, er ist fast ganz weiß und hat nur einige schwarze Flecke, das drückt seine Gutmütigkeit ganz vortrefflich aus, man sieht gleichsam den Gang des ganzen Stücks, alle Empfindungen, die es erregen soll, schon in diesem Pelze.

Leutner. Das ist wahr.

Fischer. Der Vorhang geht wieder auf!

Zweiter Akt.

Bauernstube.

Gottlieb. Hinze. Beide sitzen an einem kleinen Tisch und essen.

Gottlieb. Hat's dir geschmeckt?

Hinze. Recht gut, recht schön.

Gottlieb. Nun muß sich aber mein Schicksal bald entscheiden, weil ich sonst nicht weiß, was ich anfangen soll.

Hinze. Habe nur noch ein paar Tage Geduld, das Glück muß doch auch einige Zeit haben, um zu wachsen: wer wird denn so aus dem Stegreif glücklich sein wollen! Mein guter Mann, das kömmt nur in Büchern vor, in der wirklichen Welt geht das nicht so geschwinde.

Fischer. Nun hört nur, der Kater untersteht sich von der wirklichen Welt zu sprechen! — Ich möchte fast nach Hause gehn, denn ich fürchte toll zu werden.

Leutner. Es ist beinahe, als wenn es der Verfasser drauf angelegt hätte.

Müller. Ein excellenter Kunstgenuß, toll zu sein, das muß ich gestehn!

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, lieber Hinz, wo du die viele Erfahrung, den Verstand herbekommen hast.

Hinze. Glaubst du denn, daß man tagelang umsonst unterm Ofen liegt und die Augen fest zumacht? — Ich habe dort immer im stillen fortstudiert. Heimlich und unbemerkt wächst die Kraft des Verstandes, daher hat man dann am wenigsten Fortschritte gemacht, wenn man manchmal Lust kriegt, sich mit einem recht langen Halse nach der zurückgelegten Bahn umzusehn. — Übrigens sei doch so gut und binde mir die Serviette ab.

Gottlieb thut's. Gesegnete Mahlzeit! — Sie küssen sich. Nimm so verlieb.

Hinze. Ich danke von ganzem Herzen.

Gottlieb. Die Stiefeln sitzen recht hübsch und du hast einen charmanten kleinen Fuß.

Hinze. Das macht bloß, weil unsereins immer auf den Zehen geht: wie du auch wirst in der Naturgeschichte gelesen haben.

Gottlieb. Ich habe einen großen Respekt vor dir, — von wegen der Stiefeln.

Hinze hängt sich einen Tornister um. Ich will nun gehn. — Sieh, ich habe mir auch einen Sack mit einer Schnurre gemacht.

Gottlieb. Wozu das alles?

Hinze. Laß mich nur, ich will einen Jäger vorstellen. — Wo ist denn mein Stock?

Gottlieb. Hier.

Hinze. Nun, so lebe wohl. Er geht ab.

Gottlieb. Einen Jäger? — Ich kann aus dem Manne nicht klug werden. Geht ab.

Freies Feld.

Hinze mit Stock, Tornister und Sack. Herrlich Wetter! — Es ist doch ein schöner warmer Tag, ich will mich auch hernach ein wenig in die Sonne legen. — Er spreitet seinen Sack aus. Nun, Glück stehe mir bei! — Wenn ich freilich bedenke, daß diese eigensinnige Glücksgöttin so selten die klug angelegten Pläne begünstigt, daß sie immer darauf ausgeht, den Verstand der Sterblichen zu Schanden zu machen, so möchte ich allen Mut verlieren. Doch sei ruhig, mein Herz, ein Königreich ist schon der Mühe wert, etwas dafür zu arbeiten und zu schwitzen! — Wenn nur keine Hunde hier in der Nähe sind, ich kann diese Geschöpfe gar nicht vor Augen sehn, es ist ein Geschlecht, das ich verachte, weil sie sich so gutwillig unter der niedrigsten Knechtschaft der Menschen bequemen. Sie können nichts als schmeicheln oder beißen, sie haben gar keinen Ton, der im Umgange so notwendig ist. — Es will sich nichts fangen. — Er fängt an ein Jägerlied zu singen: Im Felde schleich ich still und wild u. s. w. Eine Nachtigall im benachbarten Busche fängt an zu schmettern. Sie singt trefflich, die Sängerin der Haine, — wie delikat muß sie erst schmecken! Die Großen der Erde sind doch darin recht glücklich, daß sie

34: Das bekannte Lied Goethes, s. Deut. Nat.-Litt. B. 82, Seite 68.

Nachtigallen und Lerchen essen können, so viel sie nur wollen, — wir armen gemeinen Leute müssen uns mit dem Gesang zufrieden stellen, mit der schönen Natur, mit der unbegreiflich süßen Harmonie. — Es ist fatal, daß ich nichts kann singen hören, ohne Lust zu kriegen, es zu fressen: Natur! Natur! Warum störst du mich dadurch immer in meinen allerzartesten Empfindungen, daß du mich so eingerichtet hast? — Fast krieg ich Lust, mir die Stiefeln auszuziehn und sacht den Baum dort hinanzuklettern, sie muß da sitzen. — Im Parterre wird getrommelt. Die Nachtigall hat eine gute Natur, daß sie sich durch diese kriegerische Musik nicht einmal unterbrechen läßt, — delikat muß sie schmecken; ich vergesse meine ganze Jagd über diese süßen Träume. — Es fängt sich wahrhaftig nichts. — Wer kömmt denn da?

Zwei Liebende treten auf.

Er. Hörst du wohl die Nachtigall, mein süßes Leben?

Sie. Ich bin nicht taub, mein Guter.

Er. Wie wallt mein Herz vor Entzücken über, wenn ich die ganze harmonische Natur so um mich her versammelt sehe, wenn jeder Ton nur das Geständnis meiner Liebe wiederholt, wenn sich der ganze Himmel niederbeugt, um Äther auf mich auszuschütten.

Sie. Du schwärmst, mein Lieber.

Er. Nenne die natürlichsten Gefühle meines Herzens nicht Schwärmerei: Er kniet nieder. Sieh, ich schwöre dir hier vor dem Angesicht des heitern Himmels —

Hinze höflich hinzutretend. Verzeihen Sie gütigst, — wollten Sie sich nicht anderswo hinbemühen, Sie stören hier mit Ihrer holdseligen Eintracht eine Jagd.

Er. Die Sonne sei mein Zeuge, die Erde, — und was sonst noch? Du selbst, mir teurer als Erde, Sonne und alle Elemente — Was will Er, guter Freund?

Hinze. Die Jagd, — ich bitte demütigst.

Er. Barbar, wer bist du, daß du es wagst, die Schwüre der Liebe zu unterbrechen? Dich hat kein Weib geboren, du gehörst jenseits der Menschheit zu Hause.

Hinze. Wenn Sie nur bedenken wollten, —

Sie. So wart' Er doch nur einen Augenblick, guter Freund, Er sieht ja wohl, daß der Geliebte, in Trunkenheit verloren, auf seinen Knieen liegt.

Er. Glaubst du mir nun?

Sie. Ach, hab' ich dir nicht schon geglaubt, noch ehe du ein Wort gesprochen hast? — Sie beugt sich liebevoll zu ihm hinab. Teurer! — ich — liebe dich! O unaussprechlich!

Er. Bin ich unsinnig? — O und wenn ich es nicht bin, warum werd' ich Elender, Verächtlicher es nicht urplötzlich vor übergroßer Freude? — Ich bin nicht mehr auf der Erde, sieh mich recht an, Teuerste, und sage mir: steh' ich nicht vielleicht in der Sonne?

Sie. In meinen Armen bist du, und die sollen dich auch nicht wieder lassen.

Er. O komm, dieses freie Feld ist meinen Empfindungen zu enge, wir müssen den höchsten Berg erklettern, um der ganzen Natur zu sagen: wie glücklich wir sind. — Sie gehen schnell und voll Entzückens ab. Lautes Klatschen und Bravorufen im Parterre.

Wiesener klatschend. Der Liebhaber griff sich tüchtig an. — O weh, da hab' ich mir selber einen Schlag in die Hand gegeben, daß sie ganz aufgelaufen ist.

Nachbar. Sie wissen sich in der Freude nicht zu mäßigen.

Wiesener. Ja, so bin ich immer.

Fischer. Ah! — das war doch etwas fürs Herz; — das thut einem wieder einmal wohl!

Leutner. Eine wirklich schöne Diktion in der Scene.

Müller. Ob's aber zum Ganzen wird notwendig sein?

Schlosser. Ich kümmere mich nie ums Ganze, wenn ich weine, so wein' ich und damit ist's gut; es war eine göttliche Stelle.

Hinze. Ist so ein verliebtes Volk doch zu etwas gut in der Welt, sie sind wieder da unten ins Poetische hineingeplumpt und das Trommeln hat aufgehört. — Es läßt sich nichts fangen. — Ein Kaninchen kriecht in den Sack, er springt schnell hinzu und schnürt ihn zusammen. Sieh da, guter Freund. Ein Wildpret, das eine Art von Geschwisterkind von mir ist; ja, das ist der Lauf der heutigen Welt, Verwandte gegen Verwandte, Bruder gegen Bruder: wenn man selbst durch die Welt will, muß man andre aus dem Wege stoßen. — Er nimmt das Kaninchen aus dem Sacke und steckt es in den Tornister. Halt! halt! — Ich muß mich wahrhaftig in acht nehmen, daß ich das Wildpret nicht selber auffresse. Ich muß nur geschwinde den Tornister zubinden, damit ich nur meine Affekten bezähme. — Pfui! schäme dich, Hinz! — Ist es nicht die Pflicht des Edeln, sich und seine Neigungen dem Glück seiner Mitgeschöpfe aufzuopfern? Dies ist

die Ursach', warum wir leben, und wer das nicht kann, — o ihm wäre besser, daß er nie geboren wäre. — Er will abgehn, heftiges Klatschen und Da capo-rufen, er muß die letzte schöne Stelle noch einmal hersagen, dann verneigt er sich ehrerbietig und geht mit dem Kaninchen ab.

Fischer. O welcher edle Mann!

Müller. Welche schöne menschliche Gesinnung!

Schlosser. Durch so etwas kann man sich doch noch bessern, — aber wenn ich solche Possen sehe, möcht' ich gleich drein schlagen.

Leutner. Mir ist auch ganz wehmütig geworden, — die Nachtigall, — die Liebenden, — die letzte Tirade, — das Stück hat denn doch wahrhaftig schöne Stellen!

Saal im Palast.

Große Audienz. **Der König. Die Prinzessin. Der Prinz Nathanael. Der Koch** in Gala.

König sitzt auf dem Thron. Hierher, Koch, jetzt ist es Zeit, Rede und Antwort zu geben, ich will die Sache selbst untersuchen.

Koch läßt sich auf ein Knie nieder. Ihro Majestät geruhn, Ihre Befehle über Dero getreuesten Diener auszusprechen.

König. Man kann nicht genug dahin arbeiten, meine Freunde, daß ein König, dem das Wohl eines ganzen Landes und unzähliger Unterthanen auf dem Halse liegt, immer bei guter Laune bleibe. Denn wenn er in eine üble Laune gerät, so wird er gar leicht ein Tyrann, ein Unmensch, denn gute Laune befördert die Fröhlichkeit, und Fröhlichkeit macht nach den Beobachtungen aller Philosophen den Menschen gut, dahingegen die Melancholie deswegen für ein Laster zu achten ist, weil sie alle Laster befördert. Wem, frag' ich nun, liegt es so nahe, in wessen Gewalt steht es wohl so sehr, die Laune eines Monarchen zu erhalten, als eben in den Händen eines Kochs? — Sind Kaninchen nicht sehr unschuldige Tiere? Mein liebstes Essen, — durch diese Tierchen könnte ich dahin kommen, es gar nicht überdrüssig zu werden, mein Land glücklich zu machen, — und an diesen Kaninchen läßt er es ermangeln! — Spanferkeln und alle Tage Spanferkeln, — Bösewicht, das bin ich endlich überdrüssig.

Koch. Verdamme mich mein König nicht ungehört. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mir alle Mühe nach jenen

niedlichen weißen Tierchen gegeben habe, ich habe sie sogar zu einem höheren Preise einkaufen wollen, — aber durchaus sind keine zu haben. — Sollten Sie an der Liebe Ihrer Unterthanen zweifeln können, wenn man nur irgend dieser Kaninchen habhaft werden könnte?

König. Laß die schelmischen Worte, schier dich fort in die Küche und beweise durch die That, daß du deinen König liebst. — Der Koch geht ab. Jetzt wend' ich mich zu Ihnen, mein Prinz, — und zu dir, meine Tochter. — Ich habe erfahren, werter Prinz, daß meine Tochter Sie nicht liebt, daß sie Sie nicht lieben kann; sie ist ein unbesonnenes, unvernünftiges Mädchen, aber ich traue ihr doch so viel Verstand zu, daß sie einige Ursachen haben wird. — Sie macht mir Sorgen und Gram, Kummer und Nachdenken und meine alten Augen fließen von häufigen Thränen über, wenn ich daran denke, wie es ihr nach meinem Tode gehen wird. — Du wirst sitzen bleiben, hab' ich ihr tausendmal gesagt; greif zu, so lange es dir geboten wird, aber sie will nicht hören, nun so wird sie sich gefallen lassen müssen, zu fühlen!

Prinzessin. Mein Vater, —

König weinend und schluchzend. Geh, Undankbare, Ungehorsame, — du bereitest meinem grauen Kopfe durch dein Weigern ein — ach nur allzu frühzeitiges Grab. — Er stützt sich auf den Thron, verdeckt sich mit dem Mantel das Gesicht und weint heftig.

Fischer. Der König bleibt seinem Charakter doch nicht einen Augenblick getreu.

Ein **Kammerdiener** kömmt herein.

Kammerdiener. Ihro Majestät, ein fremder Mann ist draußen und bittet vor Ihro Majestät gelassen zu werden.

König schluchzend. Wer ist's?

Kammerdiener. Verzeihung, mein König, daß ich diese Frage nicht beantworten kann. Seinem langen weißen Barte nach sollte es ein Greis sein und sein ganz mit Haaren bedecktes Gesicht sollte einen darin fast bestärken, aber dann hat er wieder so muntre jugendliche Augen, einen so dienstfertigen geschmeidigen Rücken, daß man an ihm irre wird. Es scheint ein wohlhabender Mann, denn er trägt ein Paar vortreffliche Stiefeln, und so viel ich aus seinem Äußern abnehmen kann, scheint er ein Jäger zu sein.

König. Führt ihn herein, ich bin neugierig ihn zu sehn.

Kammerdiener geht ab und kömmt sogleich mit **Hinze** zurück.

Hinze. Mit Ihrer Majestät gnädigster Erlaubnis ist der Graf von Carabas so frei, Ihnen ein Kaninchen zu übersenden.

König entzückt. Ein Kaninchen? — Hört Ihr's wohl, Leute? — O das Schicksal hat sich wieder mit mir ausgesöhnt! — Ein Kaninchen?

Hinze nimmt es aus dem Tornister. Hier, großer Monarch.

König. Da — halten Sie mal den Scepter einen Augenblick, Prinz, — Er befühlt das Kaninchen. fett! hübsch fett! — Vom Grafen von —

Hinze. Carabas.

König. Ei, das muß ein vortrefflicher Mann sein, den Mann muß ich näher kennen lernen. — Wer ist der Mann? Wer kennt ihn von euch? — Warum hält er sich verborgen? Wenn solche Köpfe feiern, wie steht es da um den Thron! Ich möchte vor Freude weinen: schickt mir ein Kaninchen! — Kammerdiener, gebt es gleich dem Koch. Kammerdiener empfängt's und geht ab.

Nathanael. Mein König, ich nehme meinen demütigsten Abschied.

König. Ja so, das hätt' ich über die Freude bald vergessen! — Leben Sie wohl, Prinz, ja, Sie müssen andern Freiwerbern Platz machen, das ist nicht anders. — Adieu! Ich wollte, Sie hätten Chaussee bis nach Hause. Der Prinz küßt ihm die Hand und geht ab.

König schreiend. Leute! — Mein Historiograph soll kommen!

Der Historiograph erscheint.

König. Hier, Freund, kommt, hier giebt's Materie für unsre Weltgeschichte. — Ihr habt doch Euer Buch bei Euch?

Historiograph. Ja, mein König.

König. Schreibt gleich hinein, daß mir an dem und dem Tage (welchen Datum wir nun heut schreiben) der Graf von Carabas ein sehr delikates Kaninchen zum Präsent überschickt hat.

Historiograph setzt sich nieder und schreibt.

König. Vergeßt nicht, anno currentis. — Ich muß an alles denken, sonst wird's doch immer schief ausgerichtet. Man hört blasen. — Ah! das Essen ist fertig, — komm, meine Tochter, weine nicht, ist's nicht der Prinz, so ist es ein andrer. — Jäger, wir danken für deine Mühe, willst du uns nach dem Speisesaal begleiten? Sie gehn ab. Hinze folgt.

Leutner. Bald halt' ich's nicht mehr aus, wo ist denn nun

13 f. König Philipp zu Posa: „Wenn solche Köpfe feiern, wie viel Verlust für meinen Staat."

der Vater geblieben, der erst gegen seine Tochter so zärtlich war und uns alle so rührte?

Fischer. Was mich nur ärgert, ist, daß sich kein Mensch im Stück über den Kater wundert; der König und alle thun, als müßte es so sein.

Schlosser. Mir geht der ganze Kopf von dem wunderlichen Zeug herum.

Königlicher Speisesaal.

Große ausgerüstete Tafel, unter Pauken und Trompeten treten ein: **Der König. Die Prinzessin. Leander. Hinze.** Mehrere vornehme Gäste und **Hanswurst. Bediente**, die aufwarten.

König. Setzen wir uns, die Suppe wird sonst kalt! — Ist für den Jäger gesorgt?

Ein Bedienter. Ja, Ihro Majestät, er wird mit dem Hofnarren hier am kleinen Tischchen essen.

Hanswurst zu Hinze. Setzen wir uns, die Suppe wird sonst kalt.

Hinze setzt sich. Mit wem habe ich die Ehre zu speisen?

Hanswurst. Der Mensch ist, was er ist, Herr Jäger, wir können nicht alle dasselbe treiben. Ich bin ein armer verbannter Flüchtling, ein Mann, der vor langer Zeit einmal witzig war, der jetzt dumm geworden ist und in einem fremden Lande wieder in Dienste getreten, wo man ihn von neuem auf einige Zeit für witzig hält.

Hinze. Was seid Ihr für ein Landsmann?

Hanswurst. Leider nur ein Deutscher. Meine Landsleute wurden um eine gewisse Zeit so klug, daß sie allen Spaß ordentlich bei Strafe verboten, wo man mich nur gewahr ward, gab man mir unausstehliche Ekelnamen, als: abgeschmackt, unanständig, bizarr, — wer über mich lachte, wurde ebenso wie ich verfolgt, und so mußt' ich in die Verbannung wandern.

Hinze. Armer Mann!

Hanswurst. Es giebt wunderliche Hantierungen in der Welt, Herr Jäger, Köche leben vom Essen, Schneider von der Eitelkeit, ich vom Lachen der Menschen, wenn sie nicht mehr lachen, muß ich verhungern.

Ein Gemurmel im Parterre: Ein Hanswurst, ein Hanswurst.

Hinze. Das Gemüse eß ich nicht.

Hanswurst. Warum? Seid nicht blöde, greift zu.

Hinze. Ich sage Euch, ich kann den weißen Kohl nicht vertragen.

Hanswurst. Mir wird er desto besser schmecken. — Gebt mir Eure Hand, ich muß Euch näher kennen lernen, Jäger.

Hinze. Hier.

Hanswurst. Empfangt hier die Hand eines deutschen Biedermannes, ich schäme mich nicht ein Deutscher zu sein, wie viele meiner Landsleute. Er drückt dem Kater die Hand sehr heftig.

Hinze. Au! au! — Er sträubt sich, knurret und klaut den Hanswurst.

Hanswurst. O weh! Jäger! Plagt Euch der Teufel? — Er steht auf und geht weinend zum Könige. Ihro Majestät, der Jäger ist ein treuloser Mann, seht nur, wie er mir ein Andenken von seinen fünf Fingern hinterlassen hat.

König essend. Wunderlich — nu setz' dich wieder hin — trage künftig Handschuhe, wenn du ihm die Hand giebst.

Hanswurst. Man muß sich vor Euch hüten.

Hinze. Warum kneift Ihr mich so? Hole der Henker Euer biedres Wesen!

Hanswurst. Ihr kratzt ja wie eine Katze.

Hinze lacht boshaft.

König. Aber was ist denn das heute? Warum wird denn kein vernünftiges Tischgespräch geführt? Mir schmeckt kein Bissen, wenn nicht der Geist auch einige Nahrung hat. — Hofgelehrter, seid Ihr denn heut auf den Kopf gefallen?

Leander essend. Ihro Majestät geruhn —

König. Wie weit ist die Sonne von der Erde?

Leander. 2 400 071 Meilen.

König. Und der Umkreis, den die Planeten durchlaufen?

Leander. Hunderttausend Millionen Meilen.

König. Hunderttausend Millionen! — Nichts mag ich in der Welt lieber hören, als so große Nummern, — Millionen, Trillionen, — da hat man doch dran zu denken. — Es ist doch viel, so tausend Millionen.

Leander. Der menschliche Geist wächst mit den Zahlen.

König. Sagt mal, wie groß ist so wohl die ganze Welt im Umfange, Fixsterne, Milchstraßen, Nebelkappen und allen Plunder mitgerechnet.

Leander. Das läßt sich gar nicht aussprechen.

König. Du sollst es aber aussprechen, oder, — Mit dem Scepter drohend.

Leander. Wenn wir eine Million wieder als eins ansehn,

dann ohngefähr zehnmal hunderttausend Trillionen solcher Einheiten, die an sich schon eine Million ausmachen.

König. Denkt nur, Kinder, denkt! — Sollte man meinen, daß das Ding von Welt so groß sein könnte? Aber wie das den Geist beschäftigt!

Hanswurst. Ihro Majestät, mir kömmt die Schüssel mit Reis hier erhabner vor.

König. Wie so, Narr?

Hanswurst. Bei solchen Zahlerhabenheiten kann man gar nichts denken, denn die höchste Zahl wird ja am Ende wieder die kleinste. Man darf sich ja nur alle Zahlen denken, die es geben kann. Ich kann hier nie über fünfe zählen.

König. Aber da ist was Wahres darin. — Gelehrter, wie viel Zahlen giebt es denn?

Leander. Unendlich viel.

König. Sagt mal geschwind die höchste Zahl.

Leander. Es giebt gar keine höchste, weil man zur höchsten immer noch etwas zusetzen kann, der menschliche Geist kennt hier gar keine Einschränkung.

König. Es ist doch aber wahrhaftig ein wunderliches Ding um diesen menschlichen Geist.

Hinze. Es muß dir hier sauer werden, ein Narr zu sein.

Hanswurst. Man kann gar nichts Neues aufbringen, es arbeiten zu viele in dem Fache.

Leander. Der Narr, mein König, kann so etwas nie begreifen, mich wundert überhaupt, daß sich Ihro Majestät noch von seinen geschmacklosen Einfällen belustigen lassen. Sogar in Deutschland ist man seiner überdrüssig geworden, und Sie haben ihn hier in Utopien aufgenommen, wo uns tausend der wunderbarsten und geistreichsten Belustigungen zu Gebote stehn. Man sollte ihn gradezu fortjagen, denn er bringt Ihren Geschmack nur in einen übeln Ruf.

König *wirft ihm das Scepter an den Kopf.* Herr Naseweis von Gelehrter! Was untersteht Er sich denn? Der Narr gefällt mir, mir, seinem Könige, und wenn ich Geschmack an ihm finde, wie kann Er sich unterstehn zu sagen, daß der Mann abgeschmackt wäre? Er ist Hofgelehrter und der andre Hofnarr, ihr steht in einem Gehalte, der einzige Unterschied ist, daß er an dem kleinen Tischchen mit dem fremden Jäger speist. Der Narr macht dummes Zeug bei Tische, und Er führt einen vernünftigen Diskurs bei Tische,

beides soll mir nur die Zeit vertreiben und machen, daß mir das Essen schmeckt: wo ist denn nun der große Unterschied? — Und dann thut's einem auch wohl, einen Narren zu sehn, der dümmer ist als wir, der nicht die Gaben hat, man fühlt sich dann doch mehr und ist dankbar gegen den Himmel: schon deswegen ist mir ein Dummkopf ein angenehmer Umgang.

Der Koch trägt das Kaninchen auf und entfernt sich.

König. Das Kaninchen! — Ich weiß nicht, — die andern Herrn essen es wohl nicht gerne? — Alle verneigen sich. Nun, so will ich es denn mit Ihrer Erlaubnis für mich allein behalten. Er ißt.

Prinzessin. Mich dünkt, der König zieht Gesichter, als wenn er seinen Zufall wieder bekäme.

König aufstehend, in Wut. Das Kaninchen ist verbrannt! — O Erde! — O Schmerz! — Was hält mich zurück, daß ich den Koch nicht eiligst dem Orkus zusende?

Prinzessin. Mein Vater —

König. Wie hat dieser Fremdling sich unter die Menschen verirrt? Sein Auge ist trocken —

Alle erheben sich voll Besorgnis, Hanswurst läuft geschäftig hin und wieder, Hinze bleibt sitzen und ißt heimlich.

König. Eine lange, lange, gute Nacht, kein Morgen wird sie mehr röten.

Prinzessin. Hole doch einer schnell den Besänftiger.

König. Der Koch Philipp sei das Jubelgeschrei der Hölle, wenn ein Undankbarer verbrannt wird!

Prinzessin. Wo nur der Musikus bleibt!

König. Sein oder nicht sein, —

Der Besänftiger tritt mit einem Glockenspiele auf, das er sogleich spielt.

König. Wie ist mir? Weinend. Ach! Ich habe schon wieder meinen Zufall gehabt. — Schafft mir den Anblick des Kaninchens aus den Augen. Er legt sich voll Gram mit dem Kopf auf den Tisch und schluchzt.

Ein Hofmann. Seine Majestät leiden viel.

Es entsteht ein gewaltiges Pochen und Pfeifen im Parterre, man hustet, man zischt, die Galerie lacht, der König richtet sich auf, nimmt den Mantel in Ordnung und setzt sich mit dem Scepter in größter Majestät hin, alles ist umsonst, der Lärm wird immer größer, alle Schauspieler vergessen ihre Rollen, auf dem Theater eine fürchterliche Pause. — Hinze ist eine Säule hinangeklettert.

Der Dichter kömmt bestürzt aufs Theater. Meine Herren, — verehrungswürdigstes Publikum, — nur einige Worte.

Im Parterre. Still! still! Der Narr will sprechen!

Dichter. Ums Himmelswillen, machen Sie mir die Schande nicht, der Akt ist ja gleich zu Ende. — Sehn Sie doch nur, der König ist ja auch wieder zur Ruhe, nehmen Sie an dieser großen Seele ein Beispiel, die gewiß mehr Ursache hatte, verdrießlich zu sein, als Sie.

Fischer. Mehr als wir?

Wiesener zum Nachbar. Aber warum trommeln Sie denn? Uns beiden gefällt ja das Stück.

Nachbar. Ist auch wahr, — in Gedanken, weil es alle thun. Klatscht aus Leibeskräften.

Dichter. Einige Stimmen sind mir doch noch günstig, — lassen Sie sich aus Mitleid mein armes Stück gefallen, ein Schelm giebt's besser als er's hat; es ist auch bald zu Ende. — Ich bin so verwirrt und erschrocken, daß ich Ihnen nichts anders zu sagen weiß.

Alle. Wir wollen nichts hören, nichts wissen.

Dichter reißt wütend den Besänftiger hervor. Der König ist besänftigt, besänftige nun auch diese tobende Flut, wenn du es kannst. Er stürzt außer sich ab.

Der Besänftiger spielt auf den Glocken, das Pochen schlägt dazu den Takt; — er winkt, Affen und Bären erscheinen und tanzen freundlich um ihn herum: Adler und andre Vögel, ein Adler sitzt Hinzen auf dem Kopfe, der in der größten Angst ist, zwei Elefanten, zwei Löwen.

Ballet und **Gesang.**

Die Vierfüßigen. Das klinget so herrlich, —

Die Vögel. Das klinget so schön, —

Vereinigtes Chor. Nie hab' ich so etwas gehört noch gesehn.

Hierauf wird von allen Anwesenden eine künstliche Quadrille getanzt, der König und sein Hofstaat wird in die Mitte genommen, Hinze und der Hanswurst nicht ausgeschlossen; allgemeines Applaudieren. Gelächter, man steht im Parterre auf, um recht genau zu sehen, einige Hüte fallen von der Galerie herunter.

Der Besänftiger

singt während dem Ballet und der allgemeinen Freude der Zuschauer:

Könnte jeder brave Mann
Solche Glöckchen finden,
Seine Feinde würden dann
Ohne Mühe schwinden,
Und er lebte ohne sie
In der schönsten Harmonie!

Der Vorhang fällt, alles jauchzt und klatscht, man hört noch das Ballet eine Zeit lang.

Zwischenakt.

Wiesener. Herrlich! herrlich!

Nachbar. Das heiß' ich mir noch ein heroisch Ballet.

Wiesener. Und so schön in die Haupthandlung eingeflochten!

Leutner. Schöne Musik!

Fischer. Göttlich.

Schlosser. Das Ballet hat das Stück noch gerettet.

Bötticher. Ich bewundre nur immer das Spiel des Katers. — An solchen Kleinigkeiten erkennt man den großen und geübten Schauspieler; so oft er zum Beispiel das Kaninchen aus der Tasche nahm, hob er es jederzeit bei den Ohren, es stand ihm nicht vorgeschrieben; haben Sie wohl bemerkt, wie es der König sogleich an den Leib packte? Aber man hält diese Tiere an den Ohren, weil sie es dort am besten vertragen können. Das nenn' ich den Meister!

Müller. Das ist sehr schön auseinandergesetzt.

Fischer heimlich. Man sollte ihn selbst dafür bei den Ohren nehmen.

Bötticher. Und die Angst, als ihm der Adler auf dem Kopfe saß! Wie er sich aus Furcht so gar nicht bewegte, sich weder rührte noch regte, — das kann keine Beschreibung ausdrücken.

Müller. Sie gehen sehr gründlich.

Bötticher. Ich schmeichle mir nur ein klein wenig Kenner zu sein, das ist freilich mit Ihnen allen nicht der Fall und darum muß man es Ihnen ein wenig entwickeln.

Fischer. Sie geben sich viel Mühe.

Bötticher. O wenn man die Kunst so liebt wie ich, ist das eine angenehme Mühe. — Mir ist auch jetzt wegen der Stiefeln des Katers ein sehr scharfsinniger Gedanke eingefallen, und ich bewundre darin das Genie des Schauspielers. — Sehn Sie, er ist anfangs Kater, deshalb muß er seine natürliche Kleidung ablegen, um die passende Maske einer Katze zu nehmen. Jetzt soll er nun wieder ganz als Jäger erscheinen, das schließ' ich daraus, weil ihn jeder so nennt, sich auch kein Mensch über ihn verwundert, ein ungeschickter Schauspieler würde sich auch ganz so gekleidet haben, — aber wie würde es um unsre Illusion aus-

gesehn haben? Wir hätten vielleicht darüber vergessen, daß er doch im Grunde ein Kater sei, und wie unbequem müßte dem Schauspieler eine neue Kleidung über den schon vorhandenen Pelz sein? Durch die Stiefeln aber deutet er sehr geschickt die Jägeruniform nur an; und daß solche Andeutungen äußerst dramatisch sind, beweisen uns ganz vorzüglich die Alten, die oft —

Fischer. Still! Der dritte Akt fängt an. —

6. Die obigen Reden Böttichers parodieren, wie schon S. 33 Z. 26 das Wort „entwickeln" anzeigt, das oben citierte Buch Böttigers, in welchem es sich derselbe angelegen sein ließ, den Lesern auf die abgeschmackteste Weise alle „Feinheiten" des Ifflandschen Spiels zu entwickeln unter möglichst oftmaliger Berufung auf die Alten, welche gerade bei den unpassendsten Stellen angezogen werden. (Vgl. S. 39 Z. 3 ff.).

Dritter Akt.

Bauernstube.

Der Dichter. Der Maschinist.

Maschinist. Meinen Sie denn wirklich, daß das etwas helfen wird?

Dichter. Ich bitte, ich beschwöre Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, meine einzige Hoffnung beruht darauf.

Leutner. Was ist denn das wieder? — Wie kommen denn diese Menschen in Gottliebs Stube?

Schlosser. Ich zerbreche mir über nichts mehr den Kopf.

Maschinist. Aber, lieber Freund, Sie verlangen auch wahrhaftig zu viel, daß das alles so in der Eil', ganz aus dem Stegreife zustande kommen soll.

Dichter. Ich glaube, Sie verfolgen mich auch, Sie freuen sich ebenfalls über mein Unglück.

Maschinist. Nicht im mindesten.

Dichter fällt vor ihm nieder. Beweisen Sie es mir also dadurch, daß Sie meiner Bitte nachgeben; wenn das Mißfallen des Publikums wieder so laut ausbricht, so lassen Sie auf einen Wink von mir alle Maschinen spielen, der zweite Akt ist so schon ganz anders geschlossen, als es in meinem Manuskripte steht —

Maschinist. Was ist denn das? — Wer hat denn die Gardine aufgezogen?

Dichter. Alles Unglück vereinigt sich, ich bin verloren! — Er flieht beschämt hinter die Coulissen.

Maschinist. Solche Verwirrung ist noch an keinem Abende gewesen. Geht ab. Eine Pause.

Wiesener. Gehört denn das zum Stück?

Nachbar. Natürlich, — das motiviert ja die nachherigen Verwandlungen.

Fischer. Den heutigen Abend sollte man doch wirklich im Theaterkalender beschreiben.

König hinter der Scene. Nein, ich geh nicht vor, durchaus nicht, ich kann es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde.

Dichter. Aber Sie — teuerster Freund — es ist doch einmal nicht zu ändern.

Hanswurst. Nun, ich will mein Glück versuchen. Er tritt hervor und verbeugt sich possierlich gegen das Publikum.

Müller. Wie kömmt denn der Hanswurst nun in die Bauernstube?

Schlosser. Er wird gewiß einen abgeschmackten Monolog halten wollen.

Hanswurst. Verzeihen Sie, wenn ich mich erkühne, ein paar Worte vorzutragen, die eigentlich nicht zum Stücke gehören.

Fischer. O Sie sollten nur ganz stille schweigen, Sie sind uns schon im Stück zuwider, vielmehr nun gar so —

Schlosser. Ein Hanswurst untersteht sich mit uns zu reden?

Hanswurst. Warum nicht? Denn wenn ich ausgelacht werde, so thut mir das nichts, ja es wäre grade mein heißester Wunsch, daß Sie über mich lachen möchten. Genieren Sie sich also nicht.

Leutner. Das ist ziemlich possierlich.

Hanswurst. Was dem Könige freilich wenig ansteht, schickt sich desto besser für mich, er wollte daher auch gar nicht vorkommen, sondern überließ mir diese wichtige Ankündigung.

Müller. Wir wollen aber nichts hören.

Hanswurst. Meine lieben deutschen Landsleute —

Schlosser. Ich denke das Stück spielt in Asien.

Hanswurst. Jetzt rede ich ja aber zu Ihnen, als bloßer Schauspieler zu den Zuschauern.

Schlosser. Leute, nun bin ich hin, ich bin verrückt.

Hanswurst. Geruhen Sie doch zu vernehmen, daß die vorige Scene, die Sie eben sahen, gar nicht zum Stücke gehört.

Fischer. Nicht zum Stücke? Wie kömmt sie denn aber hinein?

Hanswurst. Der Vorhang war zu früh aufgezogen. Es war eine Privatunterredung, die gar nicht auf dem Theater vorgefallen wäre, wenn es zwischen den Coulissen nicht so abscheulich eng gewesen wäre. Sind Sie also illudiert gewesen, so ist es wahrlich um so schlimmer, sein Sie dann nur so gütig, diese Täuschung aus sich wieder auszurotten, denn von jetzt an, verstehn Sie mich,

nachdem ich weggegangen bin, nimmt der Akt erst eigentlich seinen Anfang. Unter uns, alles vorhergehende gehört gar nicht zur Sache. — Aber Sie sollen entschädigt werden, es wird im Gegenteil bald manches kommen, was sehr zur Sache gehört, ich habe den Dichter selber gesprochen und er hat's mir zugeschworen.

Fischer. Ja, euer Dichter ist der rechte Kerl.

Hanswurst. Nicht wahr, er ist nichts wert? Nun, das freut mich doch, daß noch jemand anders meinen Geschmack hat —

Das Parterre. Wir alle, wir alle.

Hanswurst. Gehorsamer Diener, gar zu viel Ehre. — Ja, es ist, weiß Gott, ein elender Dichter, — nur um ein schlechtes Beispiel zu geben: welche armselige Rolle hat er mir zugeteilt? Wo bin ich denn witzig und spaßhaft? Ich komme in so wenigen Scenen vor, und ich glaube, wenn ich nicht noch jetzt durch einen glücklichen Zufall herausgetreten wäre, erschien' ich gar nicht wieder.

Dichter hervorstürzend. Unverschämter Mensch —

Hanswurst. Nun, sehn Sie, sogar auf die kleine Rolle, die ich jetzt spiele, ist er neidisch.

Dichter auf der andern Seite des Theaters mit einer Verbeugung. Verehrungswürdige! Ich hätte es nie wagen dürfen, diesem Manne eine größere Rolle zu geben, da ich Ihren Geschmack kenne —

Hanswurst auf der andern Seite. *Ihren* Geschmack? — Nun sehen Sie den Neid, — und soeben haben Sie alle erklärt, daß mein Geschmack auch der Ihrige wäre.

Dichter. Ich wollte Sie durch gegenwärtiges Stück nur erst zu noch ausschweifenderen Geburten der Phantasie vorbereiten.

Alle im Parterre. Wie? — Was?

Hanswurst. Gewiß zu Stücken, wo ich gar keine Rolle drin hätte.

Dichter. Denn stufenweise muß diese Ausbildung vor sich gehn.

Hanswurst. Glauben Sie ihm kein Wort.

Dichter. Ich empfehle mich indes, um den Gang des Stücks nicht länger zu unterbrechen. Geht ab.

Hanswurst. Adieu, bis auf Wiedersehn. — Geht ab und kömmt schnell wieder. Apropos! — Noch eins, — auch was jetzt unter uns vorgefallen ist, gehört nicht zum Stück. Geht ab.

Das Parterre lacht.

Hanswurst kömmt schnell wieder. Lassen Sie uns heut das miserable Stück zu Ende spielen, thun Sie, als merken Sie gar nicht,

wie schlecht es ist, so wie ich nach Hause komme, setz' ich mich hin und schreibe eins für Sie nieder, das Ihnen gewiß gefällt. Er geht ab, einige klatschen.

Gottlieb und Hinze treten auf.

Gottlieb. Lieber Hinze, es ist wahr, du thust viel für mich, aber ich kann noch immer nicht einsehn, was es mir helfen soll.

Hinze. Auf mein Wort, ich will dich glücklich machen.

Gottlieb. Bald, sehr bald muß es kommen, sonst ist es zu spät, es ist schon halb acht und um acht ist die Komödie aus.

Hinze. Was Teufel ist denn das?

Gottlieb. Ah, ich war in Gedanken, — sieh! wollt' ich sagen, wie schön die Sonne aufgegangen ist. — Der verdammte Souffleur spricht so undeutlich, und wenn man denn manchmal extemporieren will, geht's immer schief.

Hinze leise. Nehmen Sie sich doch zusammen, das ganze Stück bricht sonst in tausend Stücke.

Schlosser. Sagt mir nur, wie es ist, ich kann aus nichts mehr klug werden.

Fischer. Jetzt steht mir auch der Verstand stille.

Gottlieb. Also heut' noch soll sich mein Glück entscheiden?

Hinze. Ja, lieber Gottlieb, noch ehe die Sonne untergeht. — Sieh, ich liebe dich so sehr, daß ich für dich durchs Feuer laufen möchte, — und du zweifelst an meiner Redlichkeit?

Wiesener. Haben Sie's wohl gehört? — Er wird durchs Feuer laufen. — Ah schön, da bekommen wir noch die Dekoration aus der Zauberflöte, mit dem Wasser und Feuer.

Nachbar. Katzen gehn aber nicht ins Wasser.

Wiesener. Desto größer ist ja des Katers Liebe für seinen Herrn, sehn Sie, das will uns ja der Dichter eben zu verstehn geben.

Hinze. Was hast du denn wohl Lust zu werden in der Welt?

Gottlieb. Ach, das weiß ich selber nicht.

Hinze. Möchtest du wohl Prinz oder König werden?

Gottlieb. Das noch am ersten.

Hinze. Fühlst du auch die Kraft in dir, ein Volk glücklich zu machen?

Gottlieb. Warum nicht? — Wenn ich nur erst glücklich bin.

Hinze. Nun so sei zufrieden, ich schwöre dir, du sollst den Thron besteigen. Geht ab.

Gottlieb. Wunderlich müßt' es zugehn, — doch kömmt ja in der Welt so manches unerwartet. Geht ab.

Bötticher. Bemerken Sie doch die unendliche Feinheit, wie der Kater immer seinen Stock hält.

Fischer. Sie sind uns schon längst zur Last, Sie sind noch langweiliger als das Stück.

Schlosser. Sie machen uns den Kopf erst noch recht konfuse.

Müller. Sie sprechen immer und wissen nicht, was Sie wollen.

Viele Stimmen. Hinaus! hinaus! Er ist uns zur Last. Ein Gedränge, Bötticher sieht sich genötigt das Theater zu verlassen.

Fischer. Mit seinen Feinheiten!

Schlosser. Er ärgerte mich immer, da er sich für solchen Kenner hielt.

Freies Feld.

Hinze mit Tornister und Sack. Ich bin der Jagd ganz gewohnt worden, alle Tage fang' ich Rebhühner, Kaninchen und dergleichen, und die lieben Tierchen kommen auch immer mehr in die Übung, sich fangen zu lassen. Er spreitet seinen Sack aus. Die Zeit mit den Nachtigallen ist nun vorbei, ich höre keine einzige singen.

Die beiden Liebenden treten auf.

Er. Geh, du bist mir zur Last.

Sie. Du bist mir zuwider.

Er. Eine schöne Liebe!

Sie. Jämmerlicher Heuchler, wie hast du mich betrogen!

Er. Wo ist denn deine unendliche Zärtlichkeit geblieben?

Sie. Und deine Treue?

Er. Deine Wonnetrunkenheit?

Sie. Deine Entzückungen?

Beide. Der Teufel hat's geholt! — Das kömmt vom Heiraten.

Hinze. So ist die Jagd noch nie gestört worden, — wenn Sie doch geruhen wollten, zu bemerken, daß dieses freie Feld für Ihre Schmerzen offenbar zu eng ist und irgend einen Berg besteigen.

Er. Schlingel! Er giebt Hinzen eine Ohrfeige.

Sie. Flegel! Giebt ihm ebenfalls eine Ohrfeige.

Hinze knurret.

Sie. Ich dächte, wir ließen uns wieder scheiden.

Er. Ich stehe zu Befehl. *Die Liebenden gehn ab.*

Hinze. Niedliches Volk, die sogenannten Menschen. — Sieh da, zwei Rebhühner, — ich will sie schnell hintragen. — Nun, Glück, tummle dich, denn fast wird mir auch die Zeit zu lang. — Jetzt hab' ich gar keine Lust mehr, die Rebhühner zu fressen. So gewiß ist es, daß wir durch bloße Gewohnheit unserer Natur alle möglichen Tugenden einimpfen können. *Geht ab.*

Saal im Palast.

Der König auf seinem Thron mit der **Prinzessin**, **Leander** auf einem Katheder, ihm gegenüber **Hanswurst** auf einem andern Katheder, in der Mitte des Saals ist auf einer hohen Stange ein kostbarer Hut mit Gold und Edelsteinen befestigt; der ganze Hof ist versammelt.

König. Noch nie hat sich ein Mensch um das Vaterland so verdient gemacht, als dieser liebenswürdige Graf von Carabas. Einen dicken Folianten hat unser Historiograph beinahe schon voll geschrieben, so oft hat er mir durch seinen Jäger niedliche und wohlschmeckende Präsente übersandt, manchmal sogar an einem Tage zweimal. Meine Erkenntlichkeit gegen ihn ist ohne Grenzen und ich wünsche nichts so sehnlich, als irgend einmal eine Gelegenheit zu finden, etwas von meiner großen Schuld gegen ihn abzutragen.

Prinzessin. Liebster Herr Vater, wollten Dieselben nicht gnädigst erlauben, daß jetzt die gelehrte Disputation ihren Anfang nehmen könnte? Mein Herz schmachtet nach dieser Geistesbeschäftigung.

König. Ja, es mag jetzt seinen Anfang nehmen. — Hofgelehrter, — Hofnarr, — ihr wißt beide, daß demjenigen von euch, der in dieser Disputation den Sieg davonträgt, jener kostbare Hut beschieden ist; ich habe ihn auch deswegen hier aufrichten lassen, damit ihr ihn immer vor Augen habt und es euch nie an Witz gebricht.

Leander und Hanswurst verneigen sich.

Leander. Das Thema meiner Behauptung ist, daß ein neuerlich erschienenes Stück, mit dem Namen: der gestiefelte Kater, ein gutes Stück sei.

Hanswurst. Das ist eben das, was ich leugne.

Leander. Beweise, daß es schlecht sei.

Hanswurst. Beweise, daß es gut sei.

Leutner. Was ist das wieder? — Das ist ja eben das Stück, das hier gespielt wird, wenn ich nicht irre.

Müller. Kein andres.

Schlosser. Sagt mir nur, ob ich wache und die Augen offen habe?

Leander. Das Stück ist, wenn nicht ganz vortrefflich, doch in einigen Rücksichten zu loben.

Hanswurst. In keiner Rücksicht.

Leander. Ich behaupte, es ist Witz darin.

Hanswurst. Ich behaupte, es ist keiner darin.

Leander. Du bist ein Narr, wie willst du über Witz urteilen!

Hanswurst. Und du bist ein Gelehrter, was willst du von Witz verstehn!

Leander. Manche Charaktere sind gut durchgeführt.

Hanswurst. Kein einziger.

Leander. So ist, wenn ich auch alles übrige fallen lasse, das Publikum gut darin gezeichnet.

Hanswurst. Ein Publikum hat nie einen Charakter.

Leander. Über diese Frechheit möcht' ich fast erstaunen.

Hanswurst gegen das Parterre. Ist es nicht ein närrischer Mensch? Wir stehn nun beide auf du und du, und sympathisieren in Ansehung des Geschmacks und er will gegen meine Meinung behaupten, das Publikum im gestiefelten Kater sei wenigstens gut gezeichnet.

Fischer. Das Publikum? Es kömmt ja kein Publikum in dem Stücke vor.

Hanswurst. Noch besser! Also kömmt gar kein Publikum darin vor?

Müller. Je bewahre, er müßte die mancherlei Narren meinen, die auftreten.

Hanswurst. Nun, siehst du, Gelehrter! Was die Herren da unten sagen, muß doch wohl wahr sein.

Leander. Ich werde konfus, — aber ich lasse dir noch nicht den Sieg.

Hinze tritt auf.

Hanswurst. Herr Jäger, ein Wort! — Hinze nähert sich, Hanswurst spricht heimlich mit ihm.

Hinze. Wenn es weiter nichts ist. Er zieht die Stiefeln aus und klettert die Stange hinauf, nimmt dann den Hut, springt dann hinunter, dann zieht er die Stiefeln wieder an.

Hanswurst. Sieg! Sieg!

König. Der Tausend! Wie ist der Jäger geschickt!

Leander. Es betrübt mich nur, daß ich von einem Narren überwunden bin; daß Gelehrsamkeit vor Thorheit die Segel streichen muß.

König. Sei ruhig, du wolltest den Hut haben, er wollte den Hut haben, da seh' ich nun wieder keinen Unterschied. — Aber was bringst du, Jäger?

Hinze. Der Graf von Carabas läßt sich Ew. Majestät demütigst empfehlen und überschickt Ihnen diese beiden Rebhühner.

König. Zu viel! zu viel! — Ich erliege unter der Last der Dankbarkeit! Schon lange hätt' ich meine Pflicht thun sollen, ihn zu besuchen, heute will ich es nun nicht länger aufschieben. — Laß geschwind meine Staatskarosse in Ordnung bringen, acht Pferde vor, ich will mit meiner Tochter ausfahren. — Du, Jäger, sollst uns den Weg nach dem Schlosse des Grafen weisen. Geht mit seinem Gefolge ab.

Hinze. Hanswurst.

Hinze. Worüber war denn eure Disputation?

Hanswurst. Ich behauptete, ein gewisses Stück, das ich übrigens gar nicht kenne, der gestiefelte Kater, sei ein erbärmliches Stück.

Hinze. So?

Hanswurst. Adieu, Herr Jäger. Geht ab.

Hinze allein. Ich bin ganz melancholisch. — Ich habe selbst dem Narren zu einem Siege über ein Stück verholfen, in dem ich die Hauptrolle spiele. — Schicksal! Schicksal! In welche Verwirrungen führst du so oft den Sterblichen? — Doch mag es hingehn! Wenn ich es nur dahin bringe, meinen geliebten Gottlieb auf den Thron zu setzen, so will ich herzlich gern alles übrige Ungemach vergessen. — Der König will den Grafen besuchen? Das ist nun noch ein schlimmer Umstand, den ich ins Reine bringen muß, nun ist der große, wichtige Tag erschienen, an dem ich euch, ihr Stiefeln, ganz vorzüglich brauche. Verlaßt mich nun nicht, noch heute muß sich alles entscheiden. Er geht ab.

Fischer. Sagt mir nur, wie das ist, — das Stück selbst, — das kömmt wieder als Stück im Stücke vor.

Schlosser. Ich bin ohne viele Umstände verrückt, — sagt ich's doch gleich, das ist der Kunstgenuß, den man hier haben soll.

Leutner. So hat mich noch kein Trauerspiel angegriffen wie diese Posse.

Vor dem Wirtshause.

Der Wirt, der mit einer Sense Korn mähet. Das ist eine schwere Arbeit! — Nun, die Leute können ja auch nicht alle Tage desertieren. Ich wollte nur, die Ernte wäre erst vorbei. Das Leben besteht doch aus lauter Arbeit, bald Bier zapfen, bald Gläser rein machen, bald einschenken, — nun gar mähen. Leben heißt arbeiten, — und einige Gelehrte sind in ihren Büchern nun gar noch so boshaft, daß sie den Schlaf aus der Mode bringen wollen, weil man um die Zeit nicht recht lebt. Ich bin aber ein großer Freund vom Schlaf.

Hinze tritt auf.

Hinze. Wer etwas Wunderbares hören will, der höre mir jetzt zu. — Wie ich gelaufen bin! — Erstlich von dem königlichen Palast zu Gottlieb, zweitens mit Gottlieb nach dem Palast des Popanzes, wo ich ihn gelassen habe, drittens von da wieder zum König, viertens lauf ich nun vor dem Wagen des Königs wie ein Laufer her und zeige ihm den Weg! — He! guter Freund!

Wirt. Wer ist da? — Landsmann, Ihr müßt wohl fremde sein, denn die hiesigen Leute wissen's schon, daß ich um die Zeit kein Bier verkaufe, ich brauch's für mich selber, wer solche Arbeit thut wie ich, muß sich auch stärken, es thut mir leid, aber ich kann Euch nicht helfen.

Hinze. Ich will kein Bier, ich trinke gar kein Bier, ich will Euch nur ein paar Worte sagen.

Wirt. Ihr müßt wohl ein rechter Tagedieb sein, daß Ihr die fleißigen Leute in ihrem Beruf zu stören sucht.

Hinze. Ich will Euch nicht stören. — Hört nur: der benachbarte König wird hier vorüberfahren, er steigt vielleicht aus und erkundigt sich, wem diese Dörfer hier gehören? Wenn Euch Euer Leben lieb ist, wenn Ihr nicht gehängt oder verbrannt sein wollt, so antwortet ja: dem Grafen von Carabas.

Wirt. Aber, Herr, wir sind ja dem Gesetz unterthan.

Hinze. Das weiß ich wohl, — aber wie gesagt, wenn Ihr nicht umkommen wollt, so gehört diese Gegend hier dem Grafen von Carabas. *Geht ab.*

Wirt. Schön Dank! — Das wäre nun die schönste Gelegenheit, von aller Arbeit loszukommen, ich dürfte nur dem Könige sagen, das Land gehöre dem Popanz. Aber nein, Müßiggang ist aller Laster Anfang: Ora et labora ist mein Wahlspruch.

*Eine schöne Kutsche mit acht Pferden, viele Bedienten hinten, der Wagen hält, **König** und **Prinzessin** steigen aus.*

Prinzessin. Ich fühle eine gewisse Neugier den Grafen zu sehn.

König. Ich auch, meine Tochter. — Guten Tag, mein Freund. Wem gehören die Dörfer hier?

Wirt *für sich.* Er frägt, als wenn er mich gleich wollte hängen lassen. — Dem Grafen von Carabas, Ihro Majestät.

König. Ein schönes Land. — Ich habe aber immer gedacht, daß das Land ganz anders aussehen müßte, wenn ich über die Grenze käme, so wie es auf der Landkarte ist. — Helft mir doch einmal. *Er klettert schnell einen Baum hinauf.*

Prinzessin. Was machen Sie, mein königlicher Vater?

König. Ich liebe in der schönen Natur die freien Aussichten.

Prinzessin. Sieht man weit?

König. O ja, und wenn die fatalen Berge nicht wären, würde man noch weiter sehn. — O weh, der Baum ist voller Raupen. *Er steigt wieder hinunter.*

Prinzessin. Das macht, es ist eine Natur, die noch nicht idealisiert ist, die Phantasie muß sie erst veredeln.

König. Ich wollte, du könntest mir mit der Phantasie die Raupen abnehmen. Aber steig ein, wir wollen weiter fahren.

Prinzessin. Lebe wohl, guter, unschuldiger Landmann. *Sie steigen ein, der Wagen fährt weiter.*

Wirt. Wie die Welt sich umgekehrt hat! — Wenn man so in den alten Büchern liest, oder alte Leute erzählen hört, so kriegte man immer Louisdore oder dergleichen, wenn man mit einem Könige oder Prinzen sprach. So ein König unterstand sich sonst nicht, den Mund aufzuthun, wenn er einem nicht gleich Goldstücke in die Hand gab. — Aber jetzt! Wie soll man noch sein Glück unverhoffter Weise machen, wenn es sogar mit den Königen nichts mehr ist? — Unschuldiger Landmann! Wollte Gott, ich wäre nichts schuldig, — das machen die neuen empfindsamen Schilderungen

vom Landleben — so ein König ist kapabel und beneidet unsereinen. — Ich muß nur Gott danken, daß er mich nicht gehängt hat. Der fremde Jäger war am Ende unser Popanz selber. — Wenigstens kömmt es nun doch in die Zeitung, daß der König gnädig mit mir gesprochen hat. Geht ab.

Eine andere Gegend.

Kunz, der Korn mäht. Saure Arbeit! Und wenn ich's noch für mich thäte, aber der Hofedienst! Da muß man nun für den Popanz schwitzen, und er dankt es einem nicht einmal. — Es heißt wohl immer in der Welt, die Gesetze sind notwendig, um die Leute in Ordnung zu halten, aber warum da unser Gesetz notwendig ist, der uns alle auffrißt, kann ich nicht einsehn.

Hinze kömmt gelaufen. Nun hab' ich schon Blasen unter den Füßen, — nun es thut nichts, Gottlieb, Gottlieb muß dafür auf den Thron. — He! guter Freund.

Kunz. Was ist denn das für ein Kerl?

Hinze. Hier wird sogleich der König vorbeifahren, wenn er Euch frägt, wem dies alles gehört, so müßt Ihr antworten, dem Grafen von Carabas, sonst werdet Ihr in tausend Millionen Stückchen zerhackt. — Zum Besten des Publikums will es so das Gesetz.

Fischer. Zum Besten des Publikums?

Schlosser. Natürlich, weil sonst das Stück gar kein Ende hätte.

Hinze. Euer Leben wird Euch lieb sein. Geht ab.

Kunz. Das ist so, wie die Edikte immer klingen. Nun, mir kann's recht sein, wenn nur keine neuen Auflagen dadurch entstehen, daß ich das sagen soll. Man darf keiner Neuerung trauen.

Die Kutsche fährt vor und hält, **König** und **Prinzessin** steigen aus.

König. Auch eine hübsche Gegend, wir haben doch schon eine Menge recht hübscher Gegenden gesehn. — Wem gehört das Land hier?

Kunz. Dem Grafen von Carabas.

König. Er hat herrliche Länder, das muß wahr sein, — und so nahe an den meinigen, Tochter, das wäre so eine Partie für dich. Was meinst du?

Prinzessin. Sie beschämen mich, Herr Vater. — Aber was man doch auf Reisen neues sieht, sagt mir doch einmal, guter Bauer, warum haut Ihr denn da das Stroh so um?

Kunz lachend. Das ist ja die Ernte, Mamsell Königin, das Getreide.

König. Das Getreide? — Wozu braucht Ihr denn das?

Kunz lachend. Daraus wird ja das Brot gebacken.

König. Bitt' ich dich ums Himmels willen, Tochter, — daraus wird Brot gebacken! — Wer sollte wohl auf solche Streiche kommen? — Die Natur ist doch etwas Wunderbares. — Hier, guter Freund, habt Ihr ein klein Trinkgeld, es ist heute warm. Er steigt mit der Prinzessin wieder ein, der Wagen fährt fort.

Kunz. Wenn das nicht ein König wäre, sollte man fast denken, er wäre dumm. — Kennt kein Getreide! — Nu, man erfährt doch auch alle Tage mehr neues. — Da hat er mir ein blankes Goldstück gegeben, und ich will mir gleich ein Kanne gutes Bier holen. Geht ab.

Eine andere Gegend an einem Fluß.

Gottlieb. Da steh ich nun hier schon zwei Stunden und warte auf meinen Freund Hinze — Er kömmt immer noch nicht. — Da ist er! Aber wie er läuft, — er scheint ganz außer Atem.

Hinze kömmt gelaufen.

Hinze. Nun, Freund Gottlieb, zieh dir geschwind die Kleider aus.

Gottlieb. Die Kleider?

Hinze. Und dann springe hier ins Wasser —

Gottlieb. Ins Wasser?

Hinze. Und dann werf' ich die Kleider in den Busch —

Gottlieb. In den Busch?

Hinze. Und dann bist du versorgt!

Gottlieb. Das glaub' ich selber, wenn ich ersoffen bin und die Kleider weg sind, bin ich versorgt genug.

Hinze. Es ist nicht Zeit zum Spaßen, —

Gottlieb. Ich spaße gar nicht, hab' ich darum hier warten müssen?

Hinze. Zieh dich aus!

Gottlieb. Nun, ich will dir alles zu Gefallen thun.

Hinze. Komm, du sollst dich nur ein wenig baden. Er geht mit ihm ab und kömmt dann mit den Kleidern zurück, die er in den Busch hineinwirft. Hilfe! Hilfe! Hilfe!

Die Kutsche, der **König** sieht aus dem Schlag.

König. Was giebt's denn, Jäger? Warum schreist du so?

Hinze. Hilfe, Ihro Majestät, der Graf von Carabas ist ertrunken!

König. Ertrunken!

Prinzessin im Wagen. Carabas!

König. Meine Tochter in Ohnmacht! — Der Graf ertrunken!

Hinze. Er ist vielleicht noch zu retten, er liegt dort im Wasser.

König. Bediente! Wendet alles, alles an, den edlen Mann zu erhalten.

Ein Bedienter. Wir haben ihn gerettet, Ihro Majestät.

Hinze. Unglück über Unglück, mein König. — Der Graf hatte sich hier in dem klaren Flusse gebadet, und ein Spitzbube hat ihm die Kleider gestohlen.

König. Schnallet gleich meinen Koffer ab, — gebt ihm von meinen Kleidern. — Ermuntre dich, Tochter, der Graf ist gerettet.

Hinze. Ich muß eilen. Geht ab.

Gottlieb in den Kleidern des Königs. Ihro Majestät —

König. Da ist der Graf! Ich kenne ihn an meinen Kleidern! — Steigen Sie ein, mein Bester, — was machen Sie? — Wo kriegen Sie all die Kaninchen her? — Ich weiß mich vor Freude nicht zu lassen! — Zugefahren, Kutscher — Der Wagen fährt schnell ab.

Ein Bedienter. Da mag der Henker so schnell hinauf kommen, — nun hab' ich das Vergnügen, zu Fuße nachzulaufen, und naß bin ich überdies noch wie eine Katze.

Leutner. Wie oft wird denn der Wagen noch vorkommen?

Wiesener. Herr Nachbar! — Sie schlafen ja.

Nachbar. Nicht doch, — ein schönes Stück!

Palast des Popanzes.

Der Popanz steht als Rhinozeros da, ein armer Bauer vor ihm.

Bauer. Geruhn Ihro Gnaden, —

Popanz. Gerechtigkeit muß sein, mein Freund.

Bauer. Ich kann jetzt noch nicht zahlen —

Popanz. Aber Er hat doch den Prozeß verloren; das Gesetz fordert Geld und seine Strafe, sein Gut muß also verkauft werden; es ist nicht anders und das von Rechts wegen. Der Bauer geht ab.

Popanz, der sich wieder in einen ordentlichen Popanz verwandelt. Die Leute würden sonst allen Respekt verlieren, wenn man sie nicht so zur Furcht zwänge.

Ein **Amtmann** tritt mit vielen Bücklingen herein.

Amtmann. Geruhen Sie, — gnädiger Herr — ich —

Popanz. Was ist Ihm, mein Freund?

Amtmann. Mit Ihrer gütigsten Erlaubnis, ich zittre und bebe vor Dero furchtbarem Anblick.

Popanz. O, das ist noch lange nicht meine entsetzlichste Gestalt.

Amtmann. Ich kam eigentlich, — in Sachen — um Sie zu bitten, sich meiner gegen meinen Nachbar anzunehmen, — ich hatte auch diesen Beutel mitgebracht, — aber der Anblick des Herrn Gesetzes ist mir zu schrecklich.

Popanz verwandelt sich plötzlich in eine Maus und sitzt in einer Ecke.

Amtmann. Wo ist denn der Popanz geblieben?

Popanz mit einer feinen Stimme. Legen Sie nur das Geld auf den Tisch dort hin, ich sitze hier, um Sie nicht zu erschrecken.

Amtmann. Hier. Er legt das Geld hin. O mit der Gerechtigkeit ist das eine herrliche Sache, — wie kann man sich vor einer solchen Maus fürchten? Geht ab.

Popanz nimmt seine natürliche Gestalt an. Ein ziemlicher Beutel, — man muß auch mit den menschlichen Schwachheiten Mitleid haben.

Hinze tritt herein.

Hinze. Mit Ihrer Erlaubnis, — Für sich. Hinze, du mußt dir ein Herz fassen, — Ihro Excellenz —

Popanz. Was wollt Ihr?

Hinze. Ich bin ein durchreisender Gelehrter und wollte mir daher die Freiheit nehmen, Ihro Excellenz kennen zu lernen.

Popanz. Gut, nun so lern' Er mich kennen.

Hinze. Sie sind ein mächtiger Fürst, Ihre Gerechtigkeitsliebe ist in der ganzen Welt bekannt.

Popanz. Ja, das glaub' ich wohl. — Setz' Er sich doch!

Hinze. Man erzählt viel Wunderbares von Ihro Hoheit —

Popanz. Ja, die Leute wollen immer was zu reden haben, und da müssen denn die regierenden Häupter zuerst dran.

Hinze. Aber eins kann ich doch nicht glauben, daß Dieselben sich nämlich in Elefanten und Tiger verwandeln können.

Popanz. Ich will Ihm gleich ein Exempel davon geben. Er verwandelt sich in einen Löwen.

Hinze zieht zitternd eine Brieftasche heraus. Erlauben Sie mir, daß ich mir diese Merkwürdigkeit notiere — aber nun geruhen Sie auch, Ihre natürliche anmutige Gestalt wieder anzunehmen, weil ich sonst vor Angst vergehe.

Popanz in seiner Gestalt. Gelt, Freund, das sind Kunststücke?

Hinze. Erstaunliche. — Aber noch eins, — man sagt auch, Sie könnten sich in ganz kleine Tiere verwandeln, — das ist mir mit Ihrer Erlaubnis noch weit unbegreiflicher, denn sagen Sie mir nur, wo bleibt dann Dero ansehnlicher Körper?

Popanz. Auch das will ich machen. — Er verwandelt sich in eine Maus, Hinze springt hinter ihm her, Popanz entflieht in ein andres Zimmer, Hinze ihm nach.

Hinze zurückkommend. F r e i h e i t u n d G l e i c h h e i t ! — D a s G e s e t z i s t a u f g e f r e s s e n ! N u n w i r d j a w o h l d e r T i e r s é t a t G o t t l i e b z u r R e g i e r u n g k o m m e n .

Allgemeines Pochen und Zischen im Parterre.

Schlosser. Doch also ein Revolutionsstück? — So sollte man doch um des Himmels willen nicht pochen.

Das Pochen dauert fort, Wiesener und manche andre klatschen, Hinze verkriecht sich in einen Winkel und geht endlich gar ab. — Der Dichter zankt sich hinter der Scene und tritt dann hervor.

Dichter. Was soll ich anfangen? — Das Stück ist gleich zu Ende, — alles wäre vielleicht gut gegangen, — ich hatte nun grade von dieser moralischen Scene so vielen Beifall erwartet. — Wenn es nur nicht von hier so weit nach dem Palast des Königs wäre, so holt' ich den Besänftiger, er hat mir schon am Ende des zweiten Akts alle Fabeln vom Orpheus deutlich gemacht, — aber bin ich nicht ein Thor? — Ich bin ganz in Verwirrung geraten, — das ist ja hier das Theater, und der Besänftiger muß irgendwo zwischen den Coulissen stecken, — ich will ihn suchen, — ich muß ihn finden, — er soll mich retten. Er geht ab und kömmt schnell zurück. Dort ist er nicht! — Herr Besänftiger! — Ein hohles Echo spottet meiner, — er hat mich verlassen, seinen Dichter — ha! dort seh' ich ihn, — er muß hervor. Die Pausen werden immer vom Parterre aus mit Pochen ausgefüllt, und der Dichter spricht diesen Monolog recitativisch, so daß dadurch eine Art von Melodram entsteht.

Besänftiger hinter der Scene. Nein, ich gehe nicht vor.

Dichter. Aber warum denn nicht?

Besänftiger. Ich habe mich ja schon ausgezogen.

Dichter. Das thut nichts. Er stößt ihn mit Gewalt hervor.

Besänftiger in seiner ordinären Kleidung und mit dem Glockenspiele hervortretend. Nun, Sie mögen's verantworten. Er spielt die Glocken und singt.

In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht,
Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht,
Dann wandelt er an Freundes Hand
Vergnügt und froh ins beßre Land.

Das Parterre fängt an zu klatschen, indem verwandelt sich das Theater, das Feuer und das Wasser aus der Zauberflöte fängt an zu spielen, oben sieht man den offenen Sonnentempel, der Himmel ist offen und Jupiter sitzt darin, unten die Hölle mit Terkaleon, Kobolde und Hexen auf dem Theater, viel Lichter u. s. w. — Das Publikum klatscht unmäßig, alles ist in Aufruhr.

Wiesener. Nun muß der Kater noch durch Feuer und Wasser gehn, und dann ist das Stück fertig.

Der König. Die Prinzessin. Gottlieb. Hinze und **Bediente** treten herein.

Hinze. Das ist der Palast des Grafen von Carabas. — Wie, Henker, hat sich's denn hier verändert!

König. Ein schön Palais.

Hinze. Weil's denn doch einmal so weit ist, Gottlieb bei der Hand nehmend. so müssen Sie erst hier durch das Feuer und dann dort durchs Wasser gehn.

Gottlieb geht nach einer Flöte und Pauke durch Feuer und Wasser.

Hinze. Sie haben die Prüfung überstanden, nun, mein Prinz, sind Sie ganz der Regierung würdig.

Gottlieb. Das Regieren, Hinze, ist eine kuriose Sache.

König. Empfangen Sie nun die Hand meiner Tochter.

Prinzessin. Wie glücklich bin ich!

Gottlieb. Ich ebenfalls. — Aber, mein König, ich wünschte meinen Diener zu belohnen.

König. Allerdings; ich erhebe ihn hiermit in den Adelstand. Er hängt dem Kater einen Orden um. Wie heißt er eigentlich?

6 ff Die bekannten Verse aus der „Zauberflöte" II, 12.

Gottlieb. Hinze, seiner Geburt nach ist er nur aus einer geringen Familie, — aber seine Verdienste erheben ihn.

Leander schnell hervortretend.

Ich bin dem großen Kön'ge nachgeritten,
Und will um gütige Erlaubnis bitten,
Daß ich mich darf in Poesie ergießen,
Um so das wunderbare Stück zu schließen.
Ins Lob der Kater möcht' ich mich verlieren,
Der edelsten von allen jenen Tieren,
Die um uns gehn und stehn auf allen Vieren.
Die Katzen waren einst Ägyptens Götter,
Ein Kater war der großen Isis Vetter,
Sie schützen jetzt noch Küche, Boden, Keller
Und sind in allen Häusern weit reeller
Von Nutzen, als vormals die alten Götzen,
Drum laßt sie zu den Laren uns versetzen.

Getrommel.

Der Vorhang fällt.

Epilog.

Der König tritt hinter dem Vorhang hervor. Morgen werden wir die Ehre haben, die heutige Vorstellung zu wiederholen.

Fischer. Welche Unverschämtheit! Alles pocht.

Der König gerät in Konfusion, geht zurück und kömmt dann wieder. Morgen — Allzu scharf macht schartig.

Alle. Ja wohl! ja wohl! Applaudieren, der König geht ab.

Man schreit jetzt: Die letzte Dekoration! Die letzte Dekoration!

Hinter dem Vorhange. Wahrhaftig! — Da wird die Dekoration hervorgerufen! Der Vorhang geht auf, das Theater ist leer, man sieht nur die Dekoration.

Hanswurst tritt mit Verbeugungen hervor.

Hanswurst. Verzeihen Sie, daß ich so frei bin, mich im Namen der Dekoration zu bedanken, es ist nicht mehr als Schuldigkeit, wenn die Dekoration nur halbweg höflich ist. Sie wird sich bemühen, auch künftig den Beifall eines erleuchteten Publikums zu verdienen, sie wird es daher gewiß weder an Lampen, noch an den nötigen Verzierungen fehlen lassen, der Beifall einer solchen Versammlung wird sie so anfeuern, — Sie sehen, sie ist von Thränen so gerührt, daß sie nicht weiter sprechen kann. Er geht schnell ab und trocknet sich die Augen, einige im Parterre weinen, die Dekoration wird weggenommen, man sieht die kahlen Wände des Theaters, die Leute fangen an fortzugehn, der Souffleur steigt aus seinem Kasten.

Der **Dichter** erscheint demütig auf der Bühne.

Dichter. Ich bin noch einmal so frei —

Fischer. Sind Sie auch noch da?

Müller. Sie sollten doch ja nach Hause gegangen sein.

Dichter. Nur noch ein paar Worte, mit Ihrer Erlaubnis; — mein Stück ist durchgefallen, —

Fischer. Wem sagen Sie denn das?

Müller. Wir haben's bemerkt.

Dichter. Die Schuld liegt vielleicht nicht ganz an mir —

Schlosser. An wem denn sonst? — Wer ist denn Schuld daran, daß ich noch immer etwas verrückt bin?

Dichter. Ich hatte den Versuch gemacht, Sie alle in die entfernten Empfindungen Ihrer Kinderjahre zurückzuversetzen, daß Sie so das dargestellte Märchen empfunden hätten, ohne es doch für etwas Wichtigeres zu halten, als es sein sollte.

Leutner. Das geht nicht so leicht, mein guter Mann.

Dichter. Sie hätten denn freilich Ihre ganze Ausbildung auf zwei Stunden beiseit legen müssen, —

Fischer. Wie ist denn das möglich?

Dichter. Ihre Kenntnisse vergessen —

Schlosser. Warum nicht gar!

Dichter. Ebenso alles, was Sie von Recensionen gelesen haben.

Müller. Seht nur die Forderungen!

Dichter. Kurz, Sie hätten wieder zu Kindern werden müssen.

Fischer. Aber wir danken Gott, daß wir es nicht mehr sind.

Leutner. Unsere Ausbildung hat uns Mühe und Angstschweiß genug gekostet.

Man trommelt von neuem.

Souffleur. Versuchen Sie ein paar Verse zu machen, Herr Dichter, vielleicht bekommen sie dann mehr Respekt vor Ihnen.

Dichter. Vielleicht fällt mir eine Xenie ein.

Souffleur. Was ist das?

Dichter. Eine neue Dichtungsart, die sich besser fühlen als beschreiben läßt. Gegen das Parterre.

Publikum, soll mich dein Urteil nur einigermaßen belehren,
Zeige, daß du mich nur einigermaßen verstehst.

Es wird aus dem Parterre mit verdorbenen Birnen und Äpfeln und zusammengerolltem Papier nach ihm geworfen.

Dichter. Nein, die Herren da unten sind mir in dieser Dichtungsart zu stark; ich ziehe mich zurück. Er geht ab, die übrigen gehn nach Hause.

Völliger Schluß.

Wundersame Liebesgeschichte

der

schönen Magelone

und

des Grafen Peter

aus der Provence.

Nach dem ersten Drucke in den „Volksmährchen herausgegeben von Peter Leberecht" (zweiter Band, Berlin 1797, S. 145—264). Über den von dem alten Volksbuche abweichenden Ton vgl. die Einleitung. Die Abänderung des Schlusses hat Tieck später selbst als eine willkürliche verworfen, durch welche das Ganze ebensowohl Mittelpunkt als Zweck verliere. Im alten Volksbuche finden sich die Liebenden im Spital wieder. „Giebt es etwas Rührendes (sagt Tieck hierüber im Phantasus), als daß sie sich in treuer Liebe und Hoffnungslosigkeit dem Dienst der Kranken fromm und andächtig widmet? Lange hat sie dem selbstgewählten Berufe mit edler Treue vorgestanden, da kommt er selbst, von Liebe und Sehnsucht ermattet, an der Trennung sterbend, in ihre Pflege (nicht, wie hier erzählt wird, halb ungetreu); sie kennt ihn nicht, sie nimmt ihn auf wie jeden Kranken; da fängt er an zu genesen, er faßt ein Zutrauen zu der guten, alt scheinenden Wärterin und erzählt ihr seine Geschichte; sie, vor Schrecken und Wonne wie vernichtet geht in die Kammer, löst die rollenden goldgelben Locken auf, wirft das Gewand der Büßenden ab, und tritt so im Jugendglanz dem wieder vor Augen, der mit dem Frühling der Gesundheit den Lenz der Liebe von neuem aufblühen sieht. Das alte Gedicht ist eine Verherrlichung der Liebe und frommen Demut, die neuere Erzählung ist süß freigeisterisch und ungläubig."

Zuerst ein Vorbericht.

Ist es dir wohl schon je, vielgeliebter Leser, so recht traurig in die Seele gefallen, wie betrübt es sei, daß das rauschende Rad der Zeit immer weiter drehe, und daß bald das zu unterst gekehrt wird, was ehemals hoch oben war? So fährt Ruhm, Glanz, Pracht und weltberühmte Schönheit hin wie goldene Abendwolken, die hinter fernen Bergen niedersinken und nur auf kurze Zeit noch schwachen gelblichen Schimmer hinter sich lassen: die Nacht tritt ernst und feierlich herauf, die schwarzen Heere von Wolken ziehn unter Sternenglanz auf und ab und der letzte Schein erlöscht furchtsam, Wind fährt durch den Eichenforst und kein Hüttenbewohner denkt an die Röte des Abends zurück. Im Winkel sitzt oft ein Knabe in sich versunken und sieht im dämmernden Wiederschein der Lampe ein Bild der fröhlichen Morgenröte, er hört die muntern Hähne krähen, und wie ein kühler Wind durch die Blätter streift und alle Blumen der Wiese aus ihrem stillen Schlafe weckt, er vergißt sich selbst und nickt nach und nach ein, indem das Feuer ausbrennt. Dann kommen Träume über ihn, dann sieht er alles im Glanze der Sonne vor sich, die wohlbekannte Heimat, über die wunderbare fremde Gestalten schreiten, Bäume wachsen hervor, die er nicht kennt, sie scheinen zu reden und menschlichen Sinn und Liebe und Vertrauen gegen ihn auszudrücken. Wie fühlt er sich der Welt befreundet, wie sieht ihn alles mit Wohlgefallen an! Die Büsche flüstern ihm liebe Worte ins Ohr, wenn er vorübergeht, fromme Lämmer drängen sich um ihn, die Quelle scheint ihn mit lockendem Murmeln mit sich führen zu wollen, das Gras unter seinen Füßen quillt frischer und grüner hervor.

So mag dir, vielgeliebter Leser, der Dichter erscheinen, und er bittet dich, daß du ihm vergönnen mögest, dir seinen wunder-

lichen Traum vorzuführen. Folge ihm zu jenem alten Baum, dessen Zweige sich weit verbreiten, und von dem im Lande viele alte Fabeln gehn. Sieh diese Züge, die sich in der Rinde seit lange verwachsen haben, es soll ein Namenszug der schönen Magelone sein, den einst ihr Ritter Peter aus Provence als Denkmal seiner Liebe schnitt. Hierbei will ich dir jene uralte Geschichte erzählen, die manchen schon ergötzte; von zwei Liebenden laß dir sagen, die einst in Frankreich und Deutschland weit bekannt waren; laß es dich nicht verdrießen, daß das Märchen so häuslich und still fortschreitet.

Der Dichter sieht bemooste Leichensteine,
  Die keiner seiner Freunde kennt.
Dann fühlt er, wie im Mondenscheine
  Im Busen fromme Ahndung brennt.
Er steht und sinnt, es rauschen alle Haine
Und alles flieht, was ihn von den Gestorbnen trennt,
Die er im Nu als alte Freunde kennt.

Gern wandl' ich in der stillen Ferne,
  In unsrer Väter frommen Zeit,
Ich seh, wie jeder sich so gerne
  Der alten guten Märchen freut.
Oft wiederholt ergötzen sie noch immer,
  Sie kehren wieder wie dasselbe Mal.
  Der Hörer fühlt der Hoffnung Lust und Qual,
Ihn freut der Liebe Frühlingsschimmer.

Ob ihr die alten Töne gerne hört?
  Das Lied aus längst verfloßnen Tagen?
Verzeiht dem Sänger, den es so bethört,
  Daß er beginnt das Märchen anzusagen.

1.

Wie ein fremder Sänger an den Hof des Grafen von Provence kam.

In der Provence herrschte vor langer Zeit ein Graf, der einen überaus schönen und herrlichen Sohn hatte, der die Freude des Vaters und der Mutter war. Er war groß und stark und schöne blonde Haare flossen um seinen Nacken und beschatteten sein zartes jugendliches Gesicht, dabei war er in aller Waffenübung wohlerfahren, keiner führte im Lande und auch außerhalb die Lanze und das Schwert so wie er, so daß ihn jung und alt, groß und klein, Adel und Unadel bewunderte.

Er war oft gern in sich gekehrt, als wenn er irgend einem geheimen Wunsche nachhinge, und viele erfahrne Leute glaubten und schlossen daher, er sei verliebt, es wollte ihn darum keiner aus seinen Träumen aufwecken, weil sie wohl wußten, daß die Liebe ein süßer Ton ist, der im Ohre schläft und wie aus einem Traume seine sumsende Melodie fortredet, daß ihn der Beherberger nur wie ein dunkles Rätsel versteht, geschweige denn ein Fremder, und daß er oft nur allzu schnell entflieht und seine Wohnung in dem Äther und goldnen Morgenwolken wieder sucht.

Aber der junge Graf Peter kannte seine eigenen Wünsche nicht, es war ihm, als wenn ferne Stimmen unvernehmlich durch einen Wald riefen, er wollte folgen, und Furcht hielt ihn zurück und Ahndung drängte ihn vor.

Sein Vater gab ein großes Turnier, zu dem viele Ritter geladen wurden. Es war ein Wunder anzusehn, wie der zarte Jüngling die Erfahrensten aus dem Sattel hob, so daß es auch allen Zuschauern unbegreiflich schien. Er ward von allen gerühmt und für den Besten und Stärksten geachtet; aber kein Lob machte ihn stolz, sondern er schämte sich manchmal selber, daß er so alte und würdige Rittersmänner sollte überwunden haben.

Unter andern war auch ein Sänger mit herbeigekommen, der viele fremde Länder gesehen hatte, er war kein Ritter, aber an Einsichten und Erfahrung übertraf er manchen Edlen. Er gesellte sich zu Graf Peter und lobte ihn ungemein, er schloß aber seine Rede mit diesen Worten: „Ritter, wenn ich Euch raten sollte, so müßt Ihr nicht hier bleiben, sondern fremde Gegenden und Menschen sehn und wohl betrachten, auf daß sich Eure Einsichten, die in der Heimat nur immer einheimisch bleiben, vermehren und Ihr am Ende das Fremde mit dem Bekannten verbinden könnt.“

Er nahm seine Leier und sang:

Keinen hat es noch gereut,
Der das Roß bestiegen,
Um in frischer Jugendzeit
Durch die Welt zu fliegen.

Berge und Auen,
Einsamer Wald,
Mädchen und Frauen,
Prächtig im Kleide,
Golden Geschmeide,
Alles erfreut ihn, er kennt es gar bald.

Wunderlich fliehen
Gestalten dahin,
Schwärmerisch ziehen
Furien und glühen
Wünsche im trunkenen taumelnden Sinn.

Ruhm streuet Rosen
Schnell in die Bahn,
Lieben und Kosen,
Lorbeer und Rosen
Führen ihn höher und höher hinan.

Rund um ihn Freuden,
Feinde beneiden
Erliegend den Held, —
Dann wählt er bescheiden
Das Fräulein, das ihm nur vor allen gefällt.

Und Berge und Felder
Und einsame Wälder
Mißt er zurück.

Die Eltern in Thränen, —
Ach alle ihr Sehnen, —
Sie alle vereinigt das lieblichste Glück.

Sind Jahre verschwunden
Erzählt er dem Sohn,
In traulichen Stunden
Und zeigt seine Wunden,
Der Tapferkeit Lohn.
So bleibt das Alter selbst noch jung,
Ein Lichtstrahl in der Dämmerung.

Der Jüngling hörte still dem Gesange zu, und als er geendigt war, blieb er eine Weile in sich gekehrt, dann sagte er: Ja, nunmehr weiß ich, was mir fehlt, ich kenne nun alle meine Wünsche, in der Ferne wohnt mein Sinn und mancherlei wechselnde buntfarbige Bilder ziehn durch mein Gemüt. Keine größere Wollust für den jungen Ritter, als durchs Thal und übers Feld dahin zu ziehn; hier liegt eine hocherhabene Burg im Glanz der Morgensonne, dort tönt über die Wiese durch den dichten Wald des Schäfers Schalmeie und ein edles Fräulein fliegt auf einem weißen Zelter vorüber, Ritter und Knappen begegnen mir in blanker Rüstung und Abenteuer drängen sich, ungekannt zieh' ich durch die berühmten Städte, der wunderbarste Wechsel, ein ewig neues Leben umgiebt mich und ich begreife mich selber kaum, wenn ich an die Heimat und an den ewig wiederkehrenden Kreis der hiesigen Begebenheiten zurückdenke. O ich möchte schon auf meinem guten Pferde sitzen, ich möchte schon jetzt dem väterlichen Hause Lebewohl sagen.

Er war von diesen neuen Vorstellungen erhitzt und ging sogleich in das Gemach seiner Mutter, wo er auch den Grafen, seinen Vater, traf. Peter ließ sich sogleich demütig auf ein Knie nieder und trug sein Gesuch vor, daß seine Eltern ihm erlauben möchten zu reisen, um Abenteuer aufzusuchen; denn, so schloß er seine Rede, wer immer nur in der Heimat bleibt, behält auch auf seine Lebenszeit nur einen einheimischen Verstand, aber in der Fremde lernt man das Niegesehene mit dem Wohlgekannten verbinden, darum versagt mir Eure Erlaubnis nicht.

Der alte Graf erschrak über den Antrag seines Sohnes, noch mehr aber die Mutter, denn sie hatten sich dessen am wenigsten versehn. Der Graf sagte: „Mein Sohn, deine Bitte kömmt mir ungelegen, denn du bist mein einziger Erbe; wenn ich nun während

deiner Abwesenheit mit Tode abginge, was sollte da aus meinem Lande werden?“ Aber Peter blieb bei seiner Bitte, worüber die Mutter anfing zu weinen und zu ihm sagte: „Lieber, einziger Sohn, du hast noch kein Ungemach des Lebens gekostet und du siehst nun deine schönen Hoffnungen vor dir; allein bedenke, daß es gar wohl sein kann, daß, wenn du abreisest, tausend Mühseligkeiten schon bereit stehn, um dir in den Weg zu treten, du hast dann vielleicht mit Elend zu kämpfen und wünschest dich zu uns zurück.“

Peter lag noch immer demütig auf den Knieen und antwortete: „Vielgeliebte Eltern, ich kann nichts dafür, aber es ist jetzt nur mein einziger Wunsch, in die weite fremde Welt zu reisen, und Freud' und Mühseligkeit zu erleben, und dann als ein bekannter und geehrter Mann in die Heimat zurückzukehren. Dazu seid Ihr ja auch, mein Vater, in Eurer Jugend in der Fremde gewesen und habt Euch weit und breit einen Namen gemacht, aus einem fernen Lande habt Ihr Euch meine Mutter zum Gemahl geholt, die damals für die größte Schönheit geachtet wurde; laßt mich ein gleiches Glück versuchen, seht, mit Thränen bitt' ich Euch darum.“

Er nahm nun eine Laute, denn er spielte zugleich sehr schön, und sang das Lied, das er vom Harfenspieler gelernt hatte, und fing heftig an zu weinen und die Eltern waren auch gerührt, besonders aber die Mutter; sie sagte: „Nun, so will ich dir meinerseits meinen Segen geben, geliebter Sohn, denn es ist freilich alles wahr, was du da gesagt hast.“ Der Vater stand ebenfalls auf und segnete ihn, und Peter war im Herzen vergnügt, daß er so die Einwilligung seiner Eltern erhalten hatte.

Es ward nun Befehl gegeben, alles zu seinem Zuge zuzurüsten, und die Mutter ließ Petern heimlich zu sich kommen. Sie gab ihm drei kostbare Ringe und sagte: „Siehe, mein Sohn, diese drei kostbaren Ringe habe ich von meiner Jugend auf sorgfältig bewahrt, nimm sie mit dir und halte sie in Ehren, und so du ein Fräulein findest, das du liebst und das dir wieder gewogen ist, so darfst du sie ihr schenken.“ Er küßte dankbar ihre Hand und es kam der Morgen, an dem er von dannen schied.

2.
Wie der Ritter Peter von seinen Eltern zog.

Als Peter sein Pferd besteigen wollte, segnete ihn sein Vater noch einmal und sagte zu ihm: „Mein Sohn, immer möge dich das Glück begleiten, so daß wir dich gesund und wohlbehalten wiedersehn; denke immer an meine Lehren, die ich deiner zarten Jugend einprägte; suche die gute und meide die böse Gesellschaft; halte immer die Gesetze des Ritterstandes in Ehren und vergiß sie in keinem Augenblicke, denn sie sind das Edelste, was die edelsten Männer in ihren besten Stunden erdacht haben. Sei immer redlich, wenn du auch betrogen wirst, denn das ist der Probierstein der Rechtschaffenen, daß er selten ehrliche Leute trifft und doch sich selber gleich bleibt. — Lebe wohl."

Peter ritt fort, allein und ohne Knappen, denn er wollte allenthalben, wie es oft die jungen Ritter zu thun pflegten, unbekannt bleiben. Die Sonne war herrlich aufgegangen, und der frische Tau glänzte auf den Wiesen. Peter war frohen Muts und spornte sein gutes Roß, daß es oft mutig auffsprang. Es lag ihm ein altes Lied im Kopfe und er sang es mit lauter Stimme:

Traun, Bogen und Pfeil
  Ist gut für den Feind,
Denn Schuft' allerweil
  Geharnischet seind.
Dem Edlen blüht Heil,
  Wo Sonne nur scheint,
Die Felsen sind steil,
  Doch Glück ist sein Freund.

Er kam nach vielen Tagereisen in die edle und vornehme Stadt Neapolis. Schon unterweges hatte er viel vom Könige und seiner überaus schönen Tochter Magelone reden hören, so daß er sehr begierig war, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Er stieg in einer Herberge ab und erkundigte sich nach Neuigkeiten; da hörte er vom Wirte, daß ein vornehmer Ritter, Herr Heinrich von Carpone, angekommen sei, und daß ihm zu Ehren ein schönes Turnier gehalten werden solle. Er erfuhr zugleich, daß auch den Fremden der Zutritt erlaubt sei, wenn sie nur nach den Turniergesetzen geharnischt erschienen. Da nahm sich Peter zugleich vor, auch dabei zu sein und seine Geschicklichkeit und Stärke zu versuchen.

3.
Turnier und Ritterspiel. Peter sieht die schöne Magelone.

Als der Tag des Turniers erschienen war, legte Peter seine Waffenrüstung an und begab sich in die Schranken. Er hatte sich auf seinen Helm zwei schöne silberne Schlüssel setzen lassen, von ungemein feiner Arbeit, so war auch sein Schild mit Schlüsseln geziert, auch die Decken seines Pferdes. Dies hatte er seinem Namen zu Gefallen gethan und zu Ehren des Apostel Petrus, den er sehr lieb hatte. Von Jugend auf hatte er sich ihm zum Schirm und Schutz empfohlen und deswegen wählte er sich auch jetzt dieses Wahrzeichen, da er unbekannt bleiben wollte.

Unter Trompetenschall trat ein Herold auf, der das Turnier ausrief, das zu Ehren der schönen Magelone gegeben wurde. Sie selbst saß auf einem erhabenen Söller und sah auf die Versammlung der Ritter hinab. Peter schaute hinauf, er konnte sie aber nicht genau betrachten, weil sie etwas zu entfernt war.

Herr Heinrich von Carpone trat zuerst in die Schranken und gegen ihn stellte sich ein Ritter des Königs. Sie trafen auf einander und der Königsche wurde bügellos, aber er traf zufälligerweise mit seiner Lanze das Pferd des Herrn Heinrichs vorn an den Schienbeinen, so daß das Roß mit seinem Reiter zu Boden lag. Darüber wurde dem Diener des Königs der Sieg zugesprochen, als einem, der den Ritter Heinrich umgerennt hätte. Dies verdroß Petern gar sehr, denn Herr Heinrich war ein gar namhafter Renner; dazu so berühmte sich der Diener laut und öffentlich seines Sieges, den er doch bloß dem Zufall zu danken hatte. Peter stellte sich also gegen ihn in die Schranken und rannte ihn vom Pferde hinunter, so daß sich alle über seine Kraft verwundern mußten; er that aber zu aller Erstaunen noch mehr, denn er machte auch bald die übrigen Sättel ledig, so daß sich in kurzer Zeit kein Gegner von ihm mehr finden ließ. Darüber waren alle begierig, den Namen des fremden Ritters zu wissen, und der König von Neapel schickte selbst seinen Herold an ihn ab, um ihn zu erfahren; aber Peter bat in Demut um die Erlaubnis, daß man ihm noch ferner erlauben möchte, unbekannt zu bleiben, denn sein Name sei dunkel und von keinen Thaten verherrlicht, dazu so sei er ein armer geringer Edelmann aus Frankreich, er wolle seinen Namen daher so lange verschweigen, bis er es durch Thaten wert geworden sei,

sich nennen zu dürfen. Den König freute diese Antwort, weil sie ein Beweis von der Bescheidenheit des Ritters war.

Es währte nicht lange, so wurde ein zweites Turnier gehalten, und die schöne Magelone wünschte heimlich im Herzen, daß sie des Ritters mit den silbernen Schlüsseln wieder ansichtig werden möchte, denn sie war ihm zugethan, hatte es aber noch niemand anvertraut, ja sich selber noch nicht, denn die erste Liebe ist zaghaft und hält sich selbst für einen Verräter. Sie ward rot, als Peter wieder mit seiner kenntlichen Waffenrüstung in die Schranken trat und nun die Trommeten schmetterten und bald darauf die Spieße an den Schilden krachten. Unverwandt blickte sie auf Peter und er blieb in jedem Kampfe Sieger, ja sie verwunderte sich endlich nicht mehr darüber, weil ihr war, als könnte es nicht anders sein. Die Feierlichkeit war geendigt und Peter hatte von neuem großes Lob und große Ehre eingesammelt.

Der König ließ ihn an seine Tafel laden, wo Peter der Prinzessin gegenüber saß und sich an ihrer Schönheit nicht satt sehen konnte, denn er sah sie jetzt zum erstenmale in der Nähe. Sie blickte immer freundlich auf ihn hin und dadurch kam er in große Verwirrung; sein Sprechen belustigte den König und sein edler und kräftiger Anstand setzte das Hofgesinde in Erstaunen. Im Saale kam er nachher mit der Prinzessin allein zu sprechen und sie lud ihn ein, öfter wieder zu kommen, worauf er Abschied nahm und sie ihn noch zuletzt mit einem sehr freundlichen Blicke entließ.

Peter ging wie berauscht durch die Straßen, er eilte in einen schönen Garten und ging lange mit verschränkten Armen auf und ab, bald langsam, bald schnell, und die Zeit verlief ihm, ohne daß er begreifen konnte, wo die Stunden geblieben waren. Er hörte nichts um sich her, denn eine innerliche Musik übertönte das Flüstern der Bäume und das rieselnde Plätschern der Wasserkünste. Tausendmal sagte er sich in Gedanken den Namen Magelone vor und erschrak dann plötzlich, weil er glaubte, er habe ihn laut durch den Garten ausgerufen. Gegen Abend erscholl in der Gegend eine süße Musik, und nun setzte er sich ins frische Gras hinter einem Busche und weinte und schluchzte; es war ihm, als wenn sich der Himmel umgewendet und nun seine Schönheit und paradiesische Seite zum erstenmal herausgekehrt hätte; und doch machte ihn diese Empfindung so unglücklich; unter allen Freuden fühlte er sich so gänzlich ver-

lassen. Die Musik floß wie ein murmelnder Bach durch den stillen Garten und er sah die Anmut der Prinzessin auf den silbernen Wellen der Harmonie hoch einherschwimmen, wie die Wogen der Musik den Saum ihres Gewandes küßten und wetteiferten, ihr nachzufolgen; wie die Morgenröte schien sie in die dämmernde Nacht hinein und die Sterne standen in ihrem Laufe still, die Bäume hielten sich ruhig und die Winde schwiegen, die Musik war jetzt die einzige Bewegung, das einzige Leben in der Natur und alle Töne schlüpften so süß über die Grasspitzen und durch die Baumwipfel hin, als wenn sie die schlafende Liebe suchten und sie nicht wecken wollten, als wenn sie so wie der weinende Jüngling zitterten, bemerkt zu werden.

Jetzt erklangen die letzten Accente, und wie ein blauer Lichtstrom versank der Ton, und die Bäume rauschten wieder und Peter erwachte aus sich selber und fühlte, daß seine Wange von Thränen naß sei. Die Fontainen plätscherten lauter und führten von den entferntesten Gegenden des Gartens her ein lautes Gespräch. Peter fühlte seine Brust beklemmt und wußte nicht warum. Leise sang er folgendes Lied:

Sind es Schmerzen, sind es Freuden,
  Die durch meinen Busen ziehn?
Alle alten Wünsche scheiden,
  Tausend neue Blumen blühn.

Durch die Dämmerung der Thränen
  Seh ich ferne Sonnen stehn, —
Welches Schmachten! Welches Sehnen!
  Wag' ich's? Soll ich näher gehn?

Ach und fällt die Thräne nieder,
  Ist es dunkel um mich her,
Dennoch kömmt kein Wunsch mir wieder,
  Zukunft ist von Hoffnung leer.

So schlage denn, strebendes Herz,
So fließet denn Thränen herab!
Ach Lust ist nur tieferer Schmerz,
Leben ist dunkeles Grab. —
  Ohne Verschulden
  Soll ich erdulden?

Wie ist's, daß mir im Traum
Alle Gedanken
Auf und nieder schwanken,
Ich kenne mich noch kaum.

O hört mich, ihr gütigen Sterne,
O höre mich, weite Natur,
Höret den ernsten Schwur:
Bleib' ich ihr ferne,
Sterb' ich gerne,
Ach! nur in ihrem Blick
Wohnt Leben und Hoffnung und Glück!

Er hatte sich selber etwas getröstet und schwur sich, Magelonens Liebe zu erwerben oder unterzugehn. Spät in der Nacht ging er nach Hause und setzte sich in seinem Zimmer nieder, und sprach sich jedes Wort wieder vor, das die Prinzessin zu ihm gesagt hatte; bald glaubte er Ursach' zu finden, sich zu freuen, dann wurde er wieder betrübt und war von neuem im Zweifel. Er wollte seinem Vater schreiben und zerriß den Brief wieder, dann schrieb er in Gedanken an Magelonen und weinte über seine Zerstreuung, daß er es wage, einen Brief an sie zu schreiben, und sie doch nicht kenne. Er erschrak dann vor dem Gedanken, daß ihm das Wesen fremd sei, das er vor allen übrigen in der Welt so unaussprechlich teuer liebe.

Ein süßer Schlummer überraschte ihn endlich und durchstrich seine Zweifel und Schmerzen und wunderbare Träume von Liebe und Entführungen, einsamen Wäldern und Stürmen auf dem Meere tanzten in seinem kleinen Zimmer auf und ab und bedeckten wie schöne bunte Tapeten die leeren Wände.

4.

Wie der Ritter der schönen Magelone Botschaft sandte.

In derselben Nacht war Magelone eben so bewegt als ihr Ritter Peter. Es deuchte ihr, als könnte sie sich auf ihrem einsamen Zimmer nicht lassen, sie ging oft an das Fenster und sah nachdenklich in den Garten hinab und alles war ihr trübe und schwermütig, sie behorchte die Bäume, die gegeneinander rauschten,

dann sah sie nach den Sternen, die sich in einem kleinen Teiche spiegelten, sie warf es dem unbekannten Ritter vor, daß er nicht im Garten unter ihrem Fenster stand, dann weinte sie, weil sie daran dachte, daß es ihm unmöglich wäre. Sie warf sich auf ihr Bette, aber sie konnte nur wenig schlafen, und wenn sie die Augen schloß, sah sie das Turnier und den geliebten Unbekannten, der Sieger ward und mit sehnsüchtiger Hoffnung zu ihrem Altan hinaufblickte. Bald weidete sie sich an diesen Phantasieen, bald schalt sie auf sich selber; erst gegen Morgen fiel sie in einen leichten Schlummer.

Sie beschloß, sich und ihre Zuneigung ihrer geliebten Amme zu entdecken, vor der sie kein Geheimnis hatte. In einer traulichen Abendstunde sagte sie daher zu ihr: „Liebe Amme, ich habe schon seit lange etwas auf dem Herzen, welches mir fast das Herz zerdrückt, ich muß es dir nur endlich sagen und du mußt mir mit deinem mütterlichen Rate beistehn, denn ich weiß mir selber nicht mehr zu raten.“ Die Amme antwortete: „Vertraue dich mir, geliebtes Kind, denn eben darum bin ich älter und liebe dich wie eine Mutter, daß ich dir guten Rat geben möge, denn freilich weiß sich die Jugend nie selber zu raten, und darum ist es gut, daß es auch alte Leute giebt.“

Da die Prinzessin diese freundlichen Worte von ihrer Amme hörte, ward sie noch dreister und zutraulicher, sie fuhr daher fort: „O hast du wohl den unbekannten Ritter mit den silbernen Schlüsseln bemerkt? Gewiß hast du ihn gesehn, denn er ist der einzige, der bemerkenswert war, alle übrigen waren nur Spreu, nur eine Zugabe zu diesem Vortrefflichen, sie dienten nur dazu, ihn zu verherrlichen, allen Sonnenschein des Ruhms auf ihn zu häufen und selbst in dunkler einsamer Nacht zu wohnen, wo keiner nach ihnen fragt. O Gertraud, er ist der einzige Mann, der schönste Jüngling, der tapferste Held. Seit ich ihn gesehn habe, sind meine Augen unnütz, denn ich sehe nur meine Gedanken, in denen er wohnt, wie er in aller seiner Herrlichkeit vor mir steht; wüßt' ich nur, daß er aus einem hohen Geschlechte sei, so wollte ich alle meine Hoffnung auf ihn setzen. Aber er kann aus keinem unedlen Hause sein, denn wer wäre dann edel zu nennen? O antworte mir, tröste mich, liebe Amme, und gieb mir nun Rat.“

Die Amme erschrak sehr, als sie diese Rede verstanden hatte; sie antwortete: „Liebes Kind, schon seit lange waren meine Er=

wartungen sowie meine Neugier darauf gerichtet, daß du mir gestehn würdest, du liebest einen von den Edeln des Königreichs oder von den Auswärtigen, denn selbst die Vornehmsten und sogar Könige begehren dein. Aber warum hast du nun deine Neigung auf einen Unbekannten geworfen, den wir alle nicht kennen, von dem niemand weiß, woher er gekommen ist? Ich zittre, wenn der König, dein Vater, deine Liebe bemerkt."

„Nun und wofür zitterst du?" fiel ihr Magelone mit heftigen Thränen in die Rede. „Wenn er sie bemerkt, so wird er zürnen, der fremde Ritter wird den Hof und das Land verlassen und ich werde in treuer hoffnungsloser Liebe sterben, und sterben muß ich, wenn der Unbekannte mich nicht wieder liebt, wenn ich auf ihn nicht die Hoffnung der ganzen Zukunft setzen darf. Und dann bin ich zur Ruhe, und weder mein Vater noch du, keiner wird mich je mehr verfolgen."

Da die Amme diese Worte hörte, ward sie sehr betrübt und weinte ebenfalls. „Höre auf mit deinen Thränen, liebes Kind," so rief sie schluchzend aus, „alles will ich ertragen, nur kann ich dich unmöglich weinen sehn, es ist mir, als müßte ich das größte Elend der Erden erdulden, wenn dein liebes Gesicht nicht freundlich ist."

„Nicht wahr, man muß ihn lieben?" sagte Magelone, und umarmte ihre Amme. „Ich hätte nie einen Mann geliebt, wenn mein Auge ihn nicht gesehn hätte; wär' es also nicht Sünde, ihn nicht zu lieben, da ich so glücklich gewesen bin, ihn zu sehn? Gieb nur acht auf ihn, wie alle Vortrefflichkeiten, die sonst schon einzeln andre Ritter edel machen, in ihm vereinigt sind; wie einnehmend sein fremder Anstand ist, daß er die hiesige italienische Sitte nicht so sehr in seiner Gewalt hat, wie seine stille Bescheidenheit weit mehr wahre Höflichkeit ist als die studierte und gewandte Galanterie der hiesigen Ritter. Er ist ewig in Verlegenheit, daß er niemand Besseres ist als er, und doch sollte er stolz darauf sein, daß er grade niemand anders ist, denn so wie er ist, ist er das Schönste, was die Natur nur je hervorgebracht hat. — O such' ihn auf, Gertraud, und frage ihn nach seinem Stand und Namen, damit ich weiß, ob ich leben oder sterben muß; wenn ich ihn fragen lasse, wird er kein Geheimnis daraus machen, denn ich möchte vor ihm kein Geheimnis haben."

Als der Morgen kam, ging die Amme in die Kirche und betete, sie sah den Ritter, der auch in einem andächtigen Gebete

auf den Knieen lag. Als er geendet hatte, näherte er sich der Amme und grüßte sie höflich, denn er kannte sie und hatte sie am Hofe gesehn. Die Amme richtete den Auftrag des Fräuleins aus, daß sie ihn um seinen Stand und Namen ersuche, weil es einem so edlen Mann nicht gezieme, sich verborgen zu halten.

Peter bekam eine große Freude und das Herz schlug ihm, denn er sah aus diesen Worten, daß ihn Magelone liebe; worauf er sagte: „Man erlaube mir, meinen Namen noch zu verschweigen, aber das könnt Ihr der Prinzessin sagen, daß ich aus einem hohen adeligen Geschlechte bin und daß der Name meiner Ahnherren in den Geschichtserzählungen rühmlichst bekannt ist. — Nehmt indes dies zum Angedenken meiner und laßt es ein kleiner Lohn sein für die fröhliche Botschaft, so Ihr mir wider alles Verhoffen gebracht habt.“

Er gab hierauf der Amme einen von den drei köstlichen Ringen, und Gertraud eilte sogleich zur Prinzessin, ihr die erhaltene Kundschaft anzusagen, auch zeigte sie ihr den geschenkten köstlichen Ring, der allein schon bewies, daß Peter aus einem edlen und vornehmen Hause sein müsse. Im Ringe war eine kleine Rolle Pergament gesteckt, die einige Worte enthielten, die Peter im Gefühl seines Unglücks niedergeschrieben hatte, und die er jetzt in der Trunkenheit seiner Freude der Amme mitgegeben hatte, in der Hoffnung, daß seine Prinzessin sie lesen würde.

Liebe kam aus fernen Landen
  Und kein Wesen folgte ihr,
  Und die Göttin winkte mir,
Schlang mich ein mit süßen Banden.

Da begann ich Schmerz zu fühlen,
  Thränen dämmerten den Blick,
  Ach! was ist der Liebe Glück,
Weint' ich, wozu dieses Spielen?

Keinen hab' ich weit gefunden,
  Sagte lieblich die Gestalt,
  Fühle du nun die Gewalt,
Die die Herzen sonst gebunden.

Alle meine Wünsche flogen
  In der Lüfte blauen Raum,
  Ruhm schien mir ein Morgentraum,
Nur ein Klang der Meereswogen.

Ach! wer löst nun meine Ketten?
Denn gefesselt ist der Arm,
Um mich ew'ger Sorgen Schwarm,
Keiner, keiner will mich retten?

Darf ich in den Spiegel schauen?
Den die Hoffnung vor mir hält?
Ach, wie trügend ist die Welt!
Nein, ich darf ihr nicht vertrauen.

O und dennoch laß nicht wanken,
Was mir nur noch Stärke giebt;
Wenn die Einz'ge mich nicht liebt,
Bleibt nur bittrer Tod dem Kranken.

Dieses Lied rührte Magelonen innig, sie las es und las es von neuem, es war ganz ihre eigene Empfindung, die sie hier wiederfand, wie von einem wunderbaren Echo nachgesprochen. Sie betrachtete den köstlichen Ring und bat die Amme flehentlich, ihr denselben Ring zu schenken; die Amme wurde betrübt, da sie sahe, daß das Herz der Prinzessin so ganz von Liebe eingenommen sei; sie sagte daher: „Mein Kind, es schmerzt mich innig, daß du dich einem Fremden gleich so willig und ganz hingeben willst." Magelone wurde sehr unwillig, als sie diese Worte hörte. „Fremd!" rief sie aus; „o wer ist dann meinem Herzen wohl nahe, wenn er mir fremd ist? Wehe müsse dir deine Zunge auf lange thun für diese Rede, denn sie hat mein Herz gespalten. Wie kann er mir denn fremd sein, wenn ich selbst mein eigen bin, da er nichts ist, als was ich bin, da ich nur das sein kann, was er mir zu sein vergönnt? Die Luft, den Atem, das Leben, alles, alles darf ich ihm nur danken, mein Herz gehört mir selbst uicht mehr, seit ich ihn kenne, — o liebe Gertraud, was wär' ich in der Welt, und was wäre die ganze unermeßliche Welt mir, wenn er mir fremd sein müßte?"

Gertraud tröstete sie, und die Prinzessin legte sich schlafen, vorher aber hing sie sich mit einer feinen Perlenschnur den geliebten Ring um den Hals, so daß er ihr auf der Brust zu liegen kam. Im Schlafe sah sie sich in einem schönen und lustigen Garten, der hellste Sonnenschein flimmerte auf allen grünen Blättern und wie von Harfensaiten tönte das Lied ihres Geliebten aus dem blauen Himmel herunter, und goldbeschwingte Vögel staunten zum Himmel

hinauf und merkten auf die Noten, leichte Wolken zogen unter der Melodie hinweg und wurden rosenrot gefärbt und tönten wieder; dann kam der Unbekannte in aller Lieblichkeit aus einem dunkeln Gange, er umarmte Magelone und steckte ihr einen noch köstlichern Ring an den Finger, und die Töne vom Himmel herunter schlangen sich um beide wie ein goldnes Netz und die roten Lichtwolken umkleideten sie, und sie waren von der Welt getrennt nur bei sich selber und in ihrer Liebe wohnend, und wie ein fernes Klagegetön hörten sie Nachtigallen singen und Büsche flüstern, daß sie von der Wonne des Himmels ausgeschlossen waren.

Als Magelone von ihrem schönen Traume erwachte, erzählte sie alles der Amme, und diese sah jetzt ein, daß sie ihren ganzen Sinn auf den Unbekannten gesetzt hatte und daß er ihr Glück oder Unglück ausmachen müsse, worüber sie sehr nachdenklich wurde.

5.

Wie der Ritter Magelonen einen Ring überschickte.

Die Amme wandte vielen Fleiß an, den Ritter wieder anzutreffen, und es geschah, daß sie sich in derselben Kirche wiederfanden. Peter war froh, als er die Amme ansichtig wurde, und ging sogleich auf sie zu und erkundigte sich nach der Prinzessin. Sie erzählte ihm alles, wie sie vor großer Liebe den Ring für sich behalten und die geschriebenen Worte gelesen und wie sie in der Nacht sogar von ihm geträumt habe. Peter ward rot vor Freuden, als er diese Umstände erzählen hörte, und sagte: „Ach, liebe Amme, sagt ihr doch die Empfindungen meines Herzens und daß ich vor Sehnsucht verschmachten müßte, wenn ich sie nicht bald sprechen kann; spreche ich sie aber mündlich, so will ich ihr, wie ich sonst niemand thue, meinen Stand und Namen entdecken; aber ich liebe sie mit einer Liebe, wie es kein ander Herz fähig ist, und alle meine Gebete zum Himmel enthalten den Wunsch, daß ich sie zum ehelichen Gemahl überkommen möchte und daß ihre Gedanken nur einigermaßen so nach mir gerichtet wären, wie die meinigen zu ihr. Gebt ihr auch diesen Ring und bittet sie, ihn als ein unbedeutendes Andenken von mir zu tragen.“

15. Der Verkehr der beiden Liebenden durch die Amme in diesem und den angrenzenden Kapiteln erinnert deutlich an Shakespeares Romeo und Julia.

Die Amme eilte schnell zu Magelonen zurück, die vor übergroßer Liebe krank war und auf ihrem Ruhebette lag. Sie sprang auf, als sie ihre Kundschafterin erblickte, sie umarmte sie und fragte nach Neuigkeiten. Die Amme erzählte ihr alles und gab ihr auch den kostbaren Ring. „Ach!“ rief die Prinzessin aus, „siehst du, das ist eben der Ring, von dem mir geträumt hat, o so muß auch das Übrige in Erfüllung gehn.“ Im Ringe steckte wieder eine kleine Pergamentrolle und Magelone las:

Willst du des Armen
Dich gnädig erbarmen?
So ist es kein Traum!
Wie rieseln die Quellen,
Wie tönen die Wellen,
Wie rauschet der Baum!

Wie lag ich in bangen
Gemäuern gefangen,
Nun grüßt mich das Licht;
Wie spielen die Strahlen,
Sie blenden und malen
Mein schüchtern Gesicht.

Und soll ich es glauben?
Wird keiner mir rauben
Den köstlichen Wahn?
Doch Träume entschweben,
Nur Lieben heißt leben,
Willkommene Bahn!

Und freier und heiter,
So eile nun weiter,
Den Pilgerstab fort!
Du hast überwunden,
Du hast ihn gefunden
Den seligsten Ort!

Magelone sang das Lied, dann küßte sie den Ring und dann auch den ersten, um ihm nicht unrecht zu thun, dann las sie die Worte von neuem und prägte jede Silbe ihrem Gedächtnisse ein, und so trieb sie es in der Einsamkeit bis spät in die Nacht.

6.

Wie der edle Ritter wieder eine Botschaft empfing von der schönen Magelone.

Der Ritter befand sich am folgenden Morgen wieder in der Kirche, weil er hoffte, von der Geliebten seiner Seele dort eine Nachricht zu überkommen. Die Amme fand ihn und es traf sich, daß sie beide nur in der Kirche allein waren. Er erkundigte sich sogleich nach Magelonen und die Amme Gertraud erzählte ihm alles; sie sagte hierauf: „Wenn Ihr mir versichern wollt, Herr Ritter, daß Ihr mein Fräulein in aller Zucht und Tugend lieben wollt, so will ich Euch auch nunmehr sagen, wo Ihr sie sprechen könnt.“ Peter ließ sich hierauf auf ein Knie nieder und hob seine Finger in die Höhe. „Ich schwöre,“ sagte er, „daß meine reinsten Gedanken stets um Magelonen sind, ich liebe sie mit aller Zucht und Anständigkeit, wie es dem ehrbaren Ritter ziemt, und so dies nicht wahr ist, so verlasse mich Gott in meiner allergrößten Not. Amen!“ Die Amme war mit diesem Schwure wohl zufrieden, denn sie vertraute sich ihm nunmehr gänzlich; sie sagte: „Ich sehe, daß Ihr nicht nur der tapferste, sondern auch der edelste Ritter seid auf Gottes weitem Erdboden, Ihr sollt Euch daher auch alles Beistandes von mir gewärtiget sein. Ihr seid glücklich durch Magelonen und sie ist glücklich durch Euch, macht Euch daher morgen Nachmittag fertig, durch die heimliche Pforte des Gartens zu gehn und sie dann auf meiner Kammer zu sprechen. Ich will Euch allein lassen, damit Ihr ganz unverhohlen über Eure Herzensangelegenheiten sprechen könnt.“

Sie nannte ihm die Stunde und verließ ihn. Der Ritter stand noch lange und sah ihr im trunkenen Staunen nach, denn er traute seinen eigenen Ohren nicht. Das Glück, auf das er so sehnlichst gewartet hatte, rückte ihm nun so unerwartet näher, daß er es im frohen Erschrecken nicht zu genießen wagte. Der Mensch erschrickt über den Zufall, selbst wenn er ihn glücklich macht; wenn unser Schicksal sich plötzlich zur Wonne umändert, so zweifeln wir im Augenblicke gar zu leicht an der Wirklichkeit unsers Lebens. Dies dachte auch Peter bei sich, als er alle seine Sinne in trüber Verwirrung bemerkte. Wie bin ich so vom Glücke überschüttet, rief er aus, daß ich gar nicht zu mir selber kommen kann! Wie wohl würde mir jetzt ein Besinnen auf meinen Zustand thun, aber es ist unmöglich! Wenn wir unsre kühnen Hoffnungen in der Ferne

sehn, so freuen wir uns an ihrem edlen Gange, an ihren goldnen Schwingen, aber jetzt flattern sie mir plötzlich so nahe ums Haupt, daß ich weder sie noch die übrige Welt wahrnehmen kann.

Er ging nach Hause und glaubte in manchen Augenblicken, die Zeit stehe seit der Stunde still, da er die treue Amme gesprochen hatte, denn es wollte nicht Abend werden; als es Abend war, saß er ohne Licht in seiner Kammer und betrachtete die Wolken und die Sterne und sein Herz schlug ihm ungestüm, wenn er dann plötzlich an sich und Magelonen dachte. Er glaubte nicht, daß es Tag werden könne, daß es die bezeichnete Stunde wagen werde heraufzukommen. Endlich kam die Nacht und von Erwartungen und banger Sehnsucht und ängstlicher Hoffnung eingedämmert, schlief er auf seinem Ruhebette und erwachte, als muntre Sonnenstrahlen in seine Kammer hereinspielten und hell und fröhlich an den Wänden zuckten.

Er raffte sich auf und dachte daran, was er der Magelone sagen wollte, er erschrak jetzt vor dem Gedanken, daß er sie sprechen müsse; und doch war es sein einziger, herzinniglichster Wunsch, er konnte sich selber nicht besänftigen, daher nahm er seine Laute und sang:

Wie soll ich die Freude,
Die Wonne denn tragen?
Daß unter dem Schlagen
Des Herzens die Seele nicht scheide?

Und wenn nun die Stunden
Der Liebe verschwunden?
Wozu das Gelüste
In trauriger Wüste
Noch weiter ein luftleeres Leben zu ziehn,
Wenn nirgends am Ufer noch Blumen mehr blühn?

Wie geht mit Blei behangnen Füßen
Die Zeit bedächtig Schritt vor Schritt!
Und wenn ich werde scheiden müssen,
Wie federleicht fliegt dann ihr Tritt!

Schlage, sehnsücht'ge Gewalt
In tiefer, treuer Brust,
Wie Leierton vorüberhallt
Entflieht des Lebens schönste Lust:
Ach wie bald
Bin ich der Wonne mich kaum noch bewußt.

Rausche, rausche weiter fort,
Tiefer Strom der Zeit,
Wandelst bald aus morgen heut',
Gehst von Ort zu Ort.
Hast du mich bis hierher getragen,
Lustig bald, dann still,
Will es nun auch weiter wagen,
Wie es werden will.

Darf mich doch nicht elend achten,
Da die Einz'ge winkt,
Liebe läßt mich nicht verschmachten,
Bis dies Leben sinkt.
Nein, der Strom wird immer breiter,
Himmel bleibt mir immer heiter,
Fröhlichen Ruderschlags fahr' ich hinab,
Bring' Liebe und Leben zugleich an das Grab.

7.

Wie Peter die schöne Magelone besuchte.

Jetzt war die Zeit da und die Stunde gekommen, in der der Ritter seine geliebte Magelone besuchen sollte. Er ging heimlicherweise durch die Pforte des Gartens und auf die Kammer der Amme, wo er die Prinzessin fand. Magelone saß auf einem Sessel und wollte anfänglich aufstehn, als sie den Ritter eintreten sah, und ihm um den Hals fallen und ihn mit Thränen und Küssen in die Wette bedecken. Doch sie mäßigte sich und blieb sitzen, aber eine scharlachene Röte überzog ihr ganzes Gesicht, so daß sie aussah wie eine Rose, die sich noch nicht entfaltet hat und die jetzt der warme Sonnenschein badet und ihre zarten Blätter auseinanderlockt. Ebenso war auch der Ritter, der mit verschämtem Gesichte vor ihr stand, auf welchem holdselige Freude und Verwirrung sich wechselsweise ablösten.

Die Amme verließ das Gemach und Peter warf sich ohne zu sprechen auf ein Knie nieder; Magelone reichte ihm die schöne Hand, hieß ihn aufstehn und sich neben sie niedersetzen. Peter that es und zitterte an ihrer Seite, seine Augen waren wie zwei glänzende Sterne, so trunken war er vor Entzückung, daß er nun

die geliebteste seiner Seele so dicht vor seinen Augen sah. Lange wollte kein Gespräch unter ihnen in den Gang kommen, ihre zärtlichen Blicke, die sich verstohlnerweise begegneten, störten die Worte; aber endlich entdeckte sich ihr Peter doch und sagte ihr, daß er sich ihr ganz zu eigen ergeben habe, seit er sie zuerst gesehn, daß ihr sein ganzes Leben gehöre und daß er durch ihre Liebe, wie von Engelshänden berührt, aus einem langen tiefen Schlafe aufgewacht sei.

Er schenkte ihr nun den dritten Ring, der der kostbarste von allen dreien war, wobei er ihre lilienweiße Hand küßte. Sie war über seine Treue innig bewegt und stand auf und holte eine köstliche güldene Kette, die sie ihm um den Hals hing, und sagte: „Hiermit erkenne ich Euch für mein und mich für die Eurige, nehmt dieses Angedenken und tragt es immer, so lieb Ihr mich habt.“ Dann nahm sie den erschrockenen Peter in die Arme und küßte ihn herzlich auf den Mund, und er erwiderte den Kuß und drückte sie gegen sein Herz.

Sie mußten scheiden und Peter eilte sogleich nach seinem Zimmer, als wenn er seinen Waffenstücken und seiner Laute sein Glück erzählen müsse, er war so froh, als er noch nie gewesen war. Er ging mit großen Schritten auf und ab und griff in die Saiten und küßte das Instrument und weinte heftig; dann sang er mit großer Inbrunst:

War es dir, dem diese Lippen bebten,
Dir der dargebotne süße Kuß?
Giebt ein irdisch Leben so Genuß?
Ha! wie Licht und Glanz vor meinen Augen schwebten,
Alle Sinne nach den Lippen strebten!

In den klaren Augen blinkte
Sehnsucht, die mir zärtlich winkte,
Alle Nerven klangen wieder,
Meine Blicke sanken nieder,
Und die Lüfte tönten Liebeslieder.

Ja, Vergangenheit ist nun vergangen,
Kein Gedanke aus der vor'gen Zeit
Folgt mir weiter, alle mein Verlangen
Ist die neue Wunderseligkeit.

Wie ein Sternenpaar
Glänzten die Augen, die Wangen
Wiegten das goldene Haar,
Rund um mich schwangen
Flügel des Wahnsinnes Schar,
Weckten das tiefste Verlangen.
Hoch in den Lichtglanz entrückt,
Weh' dem, der niederwärts blickt!

Tönt noch einsam irgend eine Klage?
Freude ist mein Losungswort!
Geht von einer trüben Erde noch die Sage,
Leben immer Unglückselige noch dort,
In den nassen wildverwachs'nen Trümmern,
Die sich nicht um goldne Liebe kümmern?

Mögen sie in sich vergehen,
Mag Sturmwind die Erde verwehen,
Heil! denn mir ist es gelungen,
Ich habe mich höher geschwungen,
Aus den Armen, die das Dasein quält,
Hat ein Gott mich gütig ausgewählt,
Und was wenige errungen,
Gegenliebe meiner Lieb' vermählt.

8.

Ein Turnier zu Ehren der schönen Magelone.

Der König Magelon von Neapel wünschte jetzt, daß seine schöne Tochter in kurzer Zeit mit Herrn Heinrich von Carpone vermählt würde, der sich in dieser Absicht schon seit lange in der Stadt aufhielt. Es ward daher wieder ein glänzendes Turnier ausgeschrieben, welches alle vorhergehenden an Pracht übertreffen sollte, und viele berühmte Ritter aus Italien und Frankreich versammelten sich. Ein Oheim Peters kam auch aus der Provence, um dem Turniere beizuwohnen; es war derselbe, der den Grafen Peter zum Ritter geschlagen hatte.

Das Kampfspiel nahm seinen Anfang und alle die großen Ritter zogen auf den Plan und hielten sich männlich. Peter war ungeduldig und war einer der ersten, der aufzog. Er hielt sich so

wacker, daß er viele Ritter von ihren Rossen stach, unter andern auch den Herrn Heinrich. Magelone stand oben auf dem Altane, und wurde vor Furcht und herzinnigen Wünschen bald rot und bald blaß. Gegen Peter stellte sich endlich sein Oheim, der ihn nicht kannte; aber Peter kannte ihn gar wohl, er rief deshalb den Herold zu sich und schickte ihn mit diesen Worten an seinen Vetter: er habe ihm einst in der Ritterschaft einen großen Dienst erwiesen, deshalben möchte er nicht gegen ihn rennen, sondern er erkenne ihn ohnedies für den bessern Ritter. Aber der alte Rittersmann ward über den Antrag zornig und antwortete: „Habe ich ihm je einen Dienst erwiesen, so sollte er um so lieber eine Lanze mit mir brechen, um auch mir zu Gefallen zu leben; meint er denn, daß ich seiner nicht wert sei, denn er wird hier für einen überaus tapfern Ritter geachtet, wie auch seine Thaten genugsam an den Tag legen, daß dem so sei.“ Blieb also mit seinem Rosse auf der Bahn stehn, und dem Ritter Peter ward vom Herold die zornige Antwort überbracht. Sie rannten also gegeneinander, aber Peter trug seine Lanze in der Quere, um seinen Verwandten nicht zu verletzen. Jener, Herr Jakob genannt, rannte den Peter so an, daß seine Lanze zersplitterte und er selber fast bügellos wurde. Alle verwunderten sich und die beiden Gegner maßen noch einmal die Bahn zurück, dann ritten sie wieder gegeneinander und Peter trug seine Lanze wie das erste Mal; alle waren in Erstaunen, nur Magelone sah den Zusammenhang ein und wußte wohl, warum es ihr Peter that. Herr Jakob rannte wieder mit heftiger Gewalt auf seinen Gegner los, seine Lanze traf auf Peters Brustharnisch, aber Peter blieb unbeweglich im Sattel sitzen und der Stoß war so gewaltig, daß Herr Jakob dadurch von sich selber vom Pferde abfiel. Da das Jakob merkte, zog er sich zurück, und hatte keine Lust mehr, mit Petern ein Gefecht anzufangen. Peter besiegte auch die übrigen Ritter, so daß ihm der Preis mußte zuerkannt werden; der König und alle vom Hofe waren in Erstaunen und die übrigen Ritter zogen ergrimmt nach ihrer Heimat zurück, da sie den Namen des unbekannten Siegers durchaus nicht erfahren konnten.

Peter hatte seine Magelone indessen schon zum öftern heimlich besucht, er nahm sich jetzt einmal vor, ihre Liebe und Zuneigung auf die Probe zu stellen. Als er sie daher wieder sah, that er sehr betrübt und sagte mit kläglicher Stimme, daß er bald scheiden

müsse, denn seine Eltern würden seinetwegen in der größten Betrübnis leben, da sie ihn so lange nicht gesehn, auch keine Nachricht von ihm bekommen hätten. Als Magelone diese Worte hörte, ward sie blaß, dann fing sie heftig an zu weinen und sank in den Sessel zurück. „Ja, reist nur ab," sagte sie, „und alle meine traurigen Ahndungen sind dann in Erfüllung gegangen, ich sehe Euch nicht wieder und mein Tod ist gewiß. Was kümmert er Euch, nun also, was kümmert er mich? — O verzeiht, mein teurer Peter, nein, es ist wahr, Ihr müßt Eure Eltern wiedersehn, Ihr habt Euch meinetwegen schon zu lange hier aufgehalten; wie werden sie um Euch trauern, wie sehr nach Eurer Anwesenheit seufzen. Ja, lebt dann wohl, auf ewig wohl."

Peter sagte: „Nein, meine teuerste Magelone, ich bleibe; wie könnte ich fortziehn und dich nicht mehr sehn, nicht mehr diese teuren Augen erblicken und Hoffnung und Stärke darin finden, diese liebe Stimme nicht mehr hören, die immer wie ein Gesang aus dem Paradiese in mein Ohr dringt? Nein, ich bleibe; kein Gedanke nach meiner Heimat und meinen Eltern, denn alle meine Gedanken wohnen hier."

Magelone wurde wieder fröhlicher, dann besann sie sich eine Weile. „Wenn Ihr mich liebt," fing sie wieder an, „so reist nur. Eure Worte haben einen Gedanken in mir erweckt, der schon seit lange in meiner Seele schlummert, denn ich muß Euch sagen, es ist jetzt an dem, daß mich mein Vater mit dem Herrn Heinrich von Carpone vermählen will. Darum flieht von hier und nehmt mich mit Euch, denn ich traue Eurem Edelmute, haltet morgen in der Nacht mit zwei starken Pferden vor der Gartenpforte, die Ihr kennt, aber laßt es Pferde sein, die eine weite und schnelle Reise wohl vertragen können, denn so man uns einholte, wären wir alle elend."

Ritter Peter hörte mit frohem Erstaunen diese Worte. „Ja," rief er aus, „wir fliehen schnell zu meinem Vater, und das schönste Band soll uns dann auf ewig verbinden!"

Er eilte sogleich fort, um die nötigen Anstalten schnell und heimlich zu treffen. Magelone besorgte ihrerseits auch das Nötige, sagte aber ihrer Amme kein Wort von ihrem Entschlusse, aus Furcht, daß sie alles verraten möchte.

Peter nahm Abschied von seiner Kammer, von den Gegenden der Stadt, durch die er so oft in seliger Trunkenheit gewandelt

war, und die er alle als Zeugen seiner herzlichen Liebe betrachtete. Es war ihm rührend, als er die getreue Laute auf seinem Tische liegen sah, die so oft von seinen Fingern berührt die Gefühle seines Herzens ausgesprochen hatte, die eine Mitwisserin des süßen Geheimnisses war. Er nahm sie noch einmal und sang:

Wir müssen uns trennen,
Geliebtes Saitenspiel,
Zeit ist es, zu rennen
Nach dem fernen erwünschten Ziel.

Ich ziehe zum Streite,
Zum Raube hinaus,
Und hab' ich die Beute,
Dann flieg' ich nach Haus.

Im rötlichen Glanze
Entflieh' ich mit ihr,
Es schützt uns die Lanze,
Der Stahlharnisch hier.

Kommt, liebe Waffenstücke,
Zum Scherz oft angethan,
Beschirmet jetzt mein Glücke
Auf dieser neuen Bahn.

Ich werfe mich rasch in die Wogen,
Ich grüße den herrlichen Lauf,
Schon mancher ward 'runter gezogen,
Der tapfere Schwimmer, er bleibt obenauf.

Ha! Lust zu vergeuden
Das edele Blut,
Zu schützen die Freuden,
Mein köstlichstes Gut;
Nicht Hohn zu erleiden,
Wem fehlt es an Mut?

Senke die Zügel,
Glückliche Nacht!
Stärke die Flügel,
Daß über ferne Hügel
Uns schon der Morgen lacht.

9.
Wie Magelone mit ihrem Ritter entfloh.

Die bestimmte Nacht war gekommen. Magelone schlich sich mit einigen Kostbarkeiten durch den Garten, der Himmel war mit Wolken bedeckt und ein sparsames Mondlicht drang durch die Finsternis. Sie ging mit wehmütigen Empfindungen ihren lieben Blumen vorüber, die sie nun auf immer verlassen wollte. Ein feuchter Wind wehte durch den Garten und ihr war, als wenn die Gesträuche winselten und klagten und ihr ein zärtliches Lebewohl nachriefen.

Vor der Pforte hielt Peter mit drei Pferden, darunter war ein Zelter mit einem leichten und bequemen Gange für das Fräulein, auf einem andern Pferde waren Lebensmittel geladen, damit sie auf der Flucht nicht nötig hätten in eine Herberge einzukehren. Peter hob das Fräulein auf ihren Zelter, und so flohen sie heimlicherweise und unter dem Schutze der Nacht davon.

Die Amme vermißte am Morgen die Prinzessin, und so fand sich auch bald, daß der Ritter in der Nacht abgereist sei; der König merkte daraus, daß er seine Tochter entführt habe. Er schickte daher eine Menge Leute aus, um sie aufzusuchen, diese forschten fleißig nach, aber alle kamen nach mehreren Tagen unverrichteter Sache zurück.

Peter hatte die Vorsicht gebraucht, daß er nach den Wäldern zugeritten war, die in der Nähe des Meeres lagen, dort waren die Wege am einsamsten und fast gar nicht besucht, und hier floh er mit seiner Geliebten sicher unter dem dichtesten Schutze der Nacht hinweg. Der Tritt von den Pferden hallte im Forste weit hinab, die Wipfel der Bäume rauschten furchtbar in der öden Nacht, aber Magelonens Herz war frei und fröhlich, denn sie hatte immer ihren geliebten Peter neben sich, sie weidete sich an seinem Antlitze, wenn sie über einen freien Platz trabten, sie fragte ihn mancherlei von seinen Eltern und von seiner Heimat, und so verging ihnen unter banger Erwartung, Gespräch und schönen Hoffnungen die langwierige Nacht.

Beim Anbruch des Morgens zogen dichte weiße Nebel durch den Wald, wie Gottes Segen, der seine Reise antrat und durch unwegsame Büsche den Saatfeldern zueilte, wo er als Tau niederregnete. Sie zogen durch den Flug des Nebels weiter und durch

den Morgenwind, der die ganze Natur aus ihrem tiefen Schlafe wach schüttelte. Magelone klagte über keine Beschwerlichkeiten, denn sie empfand keine.

Jetzt brach die liebliche Sonne hervor und äugelte mit glühendem Funkeln durch den dichten Wald, das grüne Gras schien am Boden zu brennen, und der wankende Tau erbebte mit tausend blendenden Strahlen. Die Rosse wieherten, die Vögel erwachten und sprangen mit ihren Liedern von Zweig zu Zweig, gelbe Vögel badeten sich im Tau der Wiesen und flatterten im Glanz des jungen Lichtes dicht über den Boden hinweg; durch den blauen Himmel zogen goldene Streifen herauf und bahnten der aufgegangenen Sonne den Weg, Gesänge ertönten aus allen Büschen, die muntern Lerchen flogen empor und sangen von oben in die rotdämmernde Welt hinein.

Auch Peter stimmte ein fröhliches Lied an und der schönen Magelone ging darüber das Herz vor Freuden auf. Seine Stimme zitterte durch alle Bäume hinab und ein ferner Wiederhall sang ihm nach. Die beiden Reisenden sahen in der Glut des Himmels, im Glanz des frischen Waldes nur einen Wiederschein ihrer Liebe: jeder Ton rief ihr Herz an und füllte es mit wehmütiger Freude.

Die Sonne stieg höher hinauf und gegen Mittag fühlte Magelone eine große Müdigkeit, beide stiegen daher an einer schönen kühlen Stelle des Waldes von ihren Pferden. Weiches Gras und Moos war auf einer kleinen Anhöhe zart emporgeschossen, hier setzte sich Peter nieder und breitete seinen Mantel aus, auf diesen lagerte sich Magelone und ihr Haupt ruhte in dem Schoße des Ritters. Sie blickten sich beide mit zärtlichen Augen an und Magelone sagte: „Wie wohl ist mir hier, mein Geliebter, wie sicher ruht sich's hier unter dem Schirmdach dieses grünen Baums, der mit allen seinen Blättern, wie mit eben so vielen Zungen, ein liebliches Geschwätze macht, dem ich gerne zuhöre, aus dem dichten Walde schallt Vogelgesang herauf und vermischt sich mit den rieselnden Quellen, es ist hier so einsam und tönt so wunderbar herauf, als wenn sich mancherlei Geister durch die Einsamkeit zuriefen und Antwort gäben; wenn ich dir ins Auge sehe, ergreift mich ein freudiges Erschrecken, daß wir nun hier sind, von den Menschen fern und einer ganz dem andern gehört. Laß noch deine süße Stimme durch das Gewirre und Gewimmel ertönen, damit die schöne Musik vollständig sei, ich will versuchen, ein wenig zu

schlafen; aber wecke mich ja zur rechten Zeit, damit wir bald bei deinen lieben Eltern sind."

Peter lächelte, er sah, wie ihr die schönen Augen zufielen und die langen schwarzen Wimpern einen lieblichen Schatten auf dem holden Angesichte bildeten; er sang:

Ruhe, Süßliebchen, im Schatten
Der grünen dämmernden Nacht,
Es säuselt das Gras auf den Matten,
Es fächelt und kühlt dich der Schatten
Und treue Liebe wacht.
Schlafe, schlaf' ein,
Leiser rauschet der Hain,
Ewig bin ich dein.

Schweigt, ihr versteckten Gesänge,
Und stört nicht die süßeste Ruh,
Es lauscht der Vögel Gedränge,
Es ruhn die lauten Gesänge,
Schließ, Liebchen, dein Auge zu.
Schlafe, schlaf' ein,
Im dämmernden Schein,
Ich will dein Wächter sein.

Murmelt fort, ihr Melodieen,
Rausche nur, du stiller Bach,
Schöne Liebesphantasieen
Sprechen in den Melodieen,
Zarte Träume schwimmen nach.
Durch den flüsternden Hain
Schwärmen goldne Bienelein
Und sumsen zum Schlummer dich ein.

10.

Wie Peter die schöne Magelone verließ.

Peter war durch seinen Gesang beinahe auch etwas schläfrig geworden, er ermunterte sich aber wieder und betrachtete das schöne Angesicht der schönen Magelone, die im Schlafe süß lächelte. Dann sah er über sich und bemerkte, wie sich eine Menge schöner und zarter Vögel über ihm in den Zweigen versammelten, die nicht scheu thaten, sondern hin und her hüpften, auch je zuweilen auf

den kleinen Grasplatz zu ihm hinunter kamen. Das ergötzte den Peter, daß gleichsam die unvernünftigen Kreaturen an der schönen Magelone ein Wohlgefallen bezeugten. Da sah er aber in dem Baume einen schwarzen Raben sitzen und dachte bei sich: wie kommt doch dieser häßliche schwarze Vogel in die Gesellschaft dieser bunten Tierchen, es kömmt mir nicht anders vor, als wenn sich ein grober ungeschliffener Knecht unter edle Ritter eindrängen wollte.

Ihm deuchte, als wenn Magelone mit Bangigkeit Atem holte, er schnürte sie daher etwas auf und ihr weißer schöner Busen trat aus den verhüllenden Gewändern hervor. Peter war über die unaussprechliche Schönheit entzückt, er glaubte im Himmel zu sein und alle seine Sinne wandten sich um, er konnte es nicht satt werden, seine Augen zu weiden und sich in dem Glanze zu berauschen. Mit jedem Atemzug hob sich die zarte Brust und sank wieder, der Ritter vergaß nun die ganze Natur und fühlte es, daß er Magelone noch nie so geliebt habe, daß er noch niemals so glücklich gewesen sei. Zwischen den Brüsten versteckt bemerkte er einen roten Zindel, er war neugierig zu erfahren, was es sein möchte, er nahm ihn und wickelte ihn auseinander. Da fand er die drei kostbaren Ringe, die er seiner Geliebten geschenkt hatte und er war innig gerührt, daß sie sie so liebevoll und sorgfältig aufhob. Er wickelte sie wieder ein und legte sie neben sich in das Gras, aber plötzlich flog der Rabe vom Baume herab und führte den Zindel hinweg, weil er ihn für ein Stück Fleisch ansah. Peter erschrak sehr und besorgte, daß Magelone unwillig werden möchte, wenn ihr beim Erwachen die Ringe fehlten. Er legte ihr also sorgfältig seinen Mantel unters Haupt zusammen und stand leise auf, um zu sehn, wo der Vogel mit den Ringen bleiben würde. Der Rabe flog vor ihm her und Peter warf nach ihm mit Steinen, in der Meinung, ihn zu töten oder ihn wenigstens zu zwingen, seinen Raub wieder fallen zu lassen. Aber der Vogel flog immer weiter und Peter verfolgte ihn unermüdet, aber keiner von den Steinwürfen wollte den Raben treffen. So war ihm Peter schon eine ziemliche Weile gefolgt und er kam jetzt an das Meerufer. Nicht weit vom Ufer stand im Meere eine spitzige Klippe, auf diese setzte sich der Rabe und Peter warf von neuem nach ihm mit Steinen, der Vogel ließ endlich den Zindel fallen und flog

18. Zindel war Tieck wohl aus dem mhd. bekannt, wo es einen kostbaren Seidenstoff bedeutet.

mit lautem Geschrei davon. Peter sah den Zindel nicht weit vom Ufer im Meere rot umherschwimmen, er ging am Lande hin und her, um etwas anzutreffen, worauf er die wenigen Schritte ins Wasser hineinfahren könne. Er fand auch endlich einen kleinen alten verdorbenen Kahn, den die Fischer hier hatten stehn lassen, weil er nichts mehr nütze war. Peter stieg rasch hinein und nahm eine Stange und ruderte damit so gut er nur konnte nach dem Zindel hin.

Aber plötzlich erhob sich vom Lande her ein starker Wind und die Wellen jagten sich übereinander und ergriffen den kleinen Kahn, in welchem Peter stand. Peter setzte sich mit allen Kräften dagegen, aber das Schiff ward dennoch der Klippe vorüber ins Meer hineingetrieben und weiter und immer weiter. Peter sah zurück und kaum bemerkte er noch den roten Flecken, den der Zindel im Meere machte, und jetzt verschwand er völlig, auch das Land lag schon ziemlich entfernt. Nun gedachte Peter zuerst an seine Magelone zurück, die er im wüsten Holze schlafend verlassen hatte, das Schiff trug ihn wider Willen immer weiter in die See hinein und er kam nun in Angst und Verzweiflung. Er war im Begriff, sich ins Meer zu stürzen, er schrie und klagte und alle seine Töne gab ein Echo zurück und die Wellen plätscherten laut dazwischen.

Das Land lag nun schon weit zurück in einer unkenntlichen Ferne, die Dämmerung des Abends brach schon ein. Ach, teuerste Magelone! rief Peter in der höchsten Betrübnis seiner Seele heftig aus; wie wunderlich werden wir von einander geschieden! Eine schwarze Hand treibt mich von deiner Seite in das wüste Meer hinaus und du bist allein und ohne Hilfe. Was willst du Unglückselige im wilden Walde machen? Ach! ich bin schuld an deinem Tode. Mußt' ich dich darum, die Tochter eines Königs, von deinen Eltern entführen, um dich der härtesten Not preiszugeben? Bist du darum so zart und edel erzogen, daß du nun vielleicht eine Beute der wilden Tiere wirst? Was wird sie nun machen, wenn sie erwacht ist und den vermißt, den sie für den Getreuesten auf der ganzen Erde hielt? Warum mußte mein Vorwitz doch die Ringe hervorsuchen, konnte ich sie nicht an ihrem schönen Platze lassen, wo sie so sicher waren? O weh mir, nun ist alles verloren und ich muß mich in mein Verderben finden!

Solche Klagen trieb er und gebärdete sich auf dem wüsten Meere äußerst trübselig. Er verlor nun alle Hoffnung und gab

sein Leben auf. Der Mond schien vom Himmel herab und erfüllte die Luft mit goldener Dämmerung, alles war still, nur die Wellen seufzten und plätscherten, und Vögel flatterten manchmal mit seltsamen Tönen über Petern dahin. Die Sterne standen ernst am Himmel und die Wölbung spiegelte sich in der wogenden Flut. Peter warf sich nieder und sang mit lauter Stimme:

So tönet dann, schäumende Wellen.
Und windet euch rund um mich her,
Mag Unglück doch laut um mich bellen,
Erbost sein das grausame Meer.

Ich lache den stürmenden Wettern,
Verachte den Zorngrimm der Flut,
O mögen mich Felsen zerschmettern,
Denn nimmer wird es gut.

Was kümmert's mich? Mag ich doch scheitern!
In wäßriger Tiefe vergehn!
Nie wird sich mein Himmel erheitern,
Ich werde nie die Sonne sehn.

So wälzt euch bergab mit Gewittern,
Und raset, ihr Stürme, mich an,
Daß Felsen an Felsen zersplittern,
Ich bin ein verlorener Mann!

Er lag im Kahne ausgestreckt und eine dumpfe Betäubung ergriff ihn, er wußte vor Übermaß des Schmerzes nicht mehr, wo er war und ließ sich gleichgültig von Wind und Wellen weiter treiben; er verfiel endlich in einen Zustand, der fast einem Schlafe glich.

11.

Die Klagen der schönen Magelone.

Magelone erwachte, nachdem sie sich durch einen süßen Schlaf erquickt hatte, und meinte, daß ihr Geliebter noch bei ihr säße. Sie erschrak, als sie sich aufrichtete und ihn nicht mehr sah; sie wartete erst eine Weile, ob er nicht wiederkommen möchte, dann ging sie hin und her und rief seinen Namen mit lauter Stimme aus. Da sie keine Antwort vernahm, fing sie an zu weinen und

zu schluchzen und wandte sich im Holze nach allen Orten hin und rief so lange, bis sie heiser war, aber sie erhielt nimmer eine Antwort. Da wurde sie so betrübt, daß sie einen heftigen Schmerz im Haupte empfand, sie sank auf den Boden nieder und lag eine Weile in einer schmerzlichen Ohnmacht. Als sie wieder zu sich erwachte, war sie von ganzem Herzen betrübt, es deuchte ihr, daß es ein Leichtes sein müsse, nun gar zu sterben, da sie ein so großes Unglück erlebt hatte; sie sah nun nicht mehr auf die Vögel, die scherzend um sie herum hüpften; wenn sie die Augen aufschlug, war es ihr zu Sinne, als wenn jede Kreatur, die sich regte und bewegte, glücklicher sei als sie, und das machte sie nur noch trübseliger.

Sie stieg jetzt mit vieler Mühe auf einen Baum, um sich in der Gegend umzusehen, und ob sie nichts entdecken könnte; aber sie sah nichts als Wälder auf der einen Seite, keine Wohnung, kein Dorf, so weit ihr Auge reichte, auf der andern Seite das wüste unabsehliche Meer. Trostlos stieg sie wieder herab und weinte und klagte von neuem: O ungetreuer Ritter, rief sie aus, warum hast du deine unschuldige Geliebte verlassen? Hast du mich darum meinen Eltern geraubt, damit ich hier in der Wüstenei verschmachten soll? Was hab' ich dir gethan? Hab' ich dich zu sehr geliebt? Bist du meiner überdrüssig, weil ich dir mein schwaches Herz zu früh zu erkennen gab, und hast du mich darum verlassen? O so bist du der Elendeste unter den Menschen!

Sie ging wie wahnsinnig im Walde hin und her, da traf sie die Rosse, die noch so angebunden stunden, wie sie Peter angebunden hatte. O vergieb mir, mein Geliebter! rief sie aus, jetzt werde ich wohl gewahr, daß du unschuldig bist und daß du mich nicht vorsätzlicherweise verlassen hast. Welches Abenteuer hat uns denn von einander getrennt, da wir uns doch so sehr liebten? Ach! wir gehören zu den Unglückseligen, die unverschuldet in ein tiefes Elend verfallen und sich hernach nicht zu retten wissen.

Die Finsternis brach mit der Nacht herein und der Mond warf gebrochene Strahlen durch den Wald; seltsame fremde Stimmen ließen sich nun in der Ferne hören und Magelone fürchtete sich sehr vor den wilden Tieren, von denen sie ehemals am Hofe viel hatte reden hören. Sie stieg wieder auf einen Baum, um dort zu schlafen, aber sie konnte vor Angst und Bangigkeit nicht zum Schlafen kommen. Die Wolken wechselten am Himmel wunderlich

vom Monde beglänzt und jagten sich durcheinander, bald sah sie in diesen Lufterscheinungen ihren Ritter, der mit Ungeheuern kämpfte und sie besiegte, dann zog er vorüber und aus ihm wand sich eine andre fremde Gestalt heraus; dann glaubte sie mit dämmerndem Blick seltsame Länder am Himmel zu erblicken, mit Städten und erstaunenswürdigen Türmen, oder Berge, auf denen feurige Kastelle standen, Reiter, die in Geschwadern auszogen und dem Feinde auf der Ebne begegneten. Wie Blitze flatterte es dann durch die Landschaft, und die hellgrüne Himmelsebene lag prächtig zwischen den getrennten Wolkenbildern; dann fühlte sie, daß sie nur geschwärmt habe, und mit bangem Grauen warf sie den Blick auf die Wälder unter sich, die in ernsten unbeweglichen Gestalten da standen; sie sah nach der See hinab, die so weit hinaus eine unermeßliche Fläche vor ihren Augen bebte und dämmerte. In der stillen Nacht kam das Plätschern der Wellen zu ihrem Ohre, das bald wie Gewinsel, bald wie zürnende Scheltworte klang; dann glaubte sie die Stimme ihres Vaters und ihrer Mutter zu hören, und so trieb sich ihr Gemüt unter Phantasieen auf und ab, bis der Morgen emporkam. O wie verschieden war diese Morgenröte von der gestrigen! Wie weit stand jetzt die Hoffnung weg, die gestern noch mit leichten Flügeln wie ein blauer Schmetterling vor sie hintanzte, die ihr den Weg nach einer lieben Heimat wies und alle Blumen am Wege aufsuchte und darauf hindeutete.

Das Waldgeflügel ließ seine Gesänge wieder klingen und das frühe Rot arbeitete sich durch den dichten Wald und schlich gebückt und wundersam durch die niedrigen Gesträuche und weckte Gras und Blumen auf; der Wald brannte in dunkelroten Flammen und der Nebel wand sich in goldenen Säulen um die Baumstämme. Magelone hatte in der Nacht beschlossen, nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, denn sie fürchtete seinen Zorn, sie wollte irgend eine geheime Wohnung aufsuchen, von den Menschen abgesondert, dort immer an ihren Geliebten denken und so in Frömmigkeit und Treue hinsterben. Sie stieg daher vom Baum hinunter und ging wieder zu den treuen Pferden, die noch angebunden standen und den Kopf betrübt zur Erde senkten. Sie löste ihre Zügel, so daß sie gehen konnten, wohin sie wollten, indem sie diese Worte sagte: So gehet nun auch hin durch die weite traurige Welt und suchet euren Herrn wieder, so wie ich ihn suchen will. Die Rosse gingen betrübt fort, jedes einen andern Weg.

Magelone wanderte nun durch die dichten Wälder, sie hatte einige Nahrung mit sich genommen. Um sich unkenntlich zu machen, verbarg sie ihre langen goldenen Haare und zog einen Schleier über ihr Gesicht, sie suchte auch ihre Kleidung zu verändern. So kam sie durch manche Dörfer und Städte und blieb immer betrübt.

Nach einer Wandrung von vielen Tagen stand sie gegen Abend auf einer freundlichen stillen Wiese, gegenüber lag eine kleine Hütte und Vieh weidete auf den nahen Hügeln, das mit seinen Glocken ein angenehmes Getöne durch die Ruhe des Abends machte; auf der andern Seite stand ein Wald, und Magelonens Seele wurde hier zum erstenmale nach langer Zeit ruhig und heiter; sie faßte daher den Wunsch, hier in dieser ruhigen Gegend zu wohnen. Sie ging auf die Hütte zu, aus der ihr ein alter Schäfer entgegentrat, der hier mit seiner Frau sich angesiedelt hatte und fern von der Welt und den Menschen fromme Lämmer groß zog und einen kleinen Acker baute. Sie redete ihn an und flehte als eine Unglückliche um Schutz und Hilfe. Er nahm sie gerne auf und sie unterzog sich den Diensten willig, die sie leisten konnte, dabei aber verschwieg sie ihrem Wirte ihre Geschichte; es geschah manchmal, daß sie einem Unglücklichen beistehn konnten, wenn ihn der Schiffbruch an die nahgelegene Küste trieb, und dann zeigte sich besonders Magelone hilfreich und thätig. Wenn die Alten ausgingen, bewachte sie das Haus und sang dann manchmal in der Einsamkeit mit der Spindel vor der Thüre sitzend:

Wie schnell verschwindet
So Licht als Glanz,
Der Morgen findet
Verwelkt den Kranz,

Der gestern glühte
Mit aller Pracht,
Denn er verblühte
In dunkler Nacht.

Es schwimmt die Welle
Des Lebens hin,
Und färbt sich helle,
Hat's nicht Gewinn,

Die Sonne neiget,
Die Röte flieht,
Der Schatten steiget
Und Dunkel zieht.

So schwimmet die Liebe
Zu Wüsten ab,
Ach! daß sie bliebe
Bis an das Grab!

Doch wir erwachen
Zu tiefer Qual;
Es bricht der Nachen,
Es löscht der Strahl,

Am öden Strande
Empfängt uns Nacht,
Vom schönen Lande
Hinweggebracht.

12.

Peter unter den Heiden.

Peter erholte sich aus seiner Betäubung, als die Sonne eben in aller Majestät über die große Meeresflut heraufstieg. Ein furchtbarer Glanz schwang sich durch den Himmel und löschte Mond und Sterne mit glühenden Strahlen aus, die Wasser erklangen und verwandelten sich in Purpur, Wolkenzüge trieben vor der Sonne her und segelten, wie von der Majestät geschreckt, über das Meer hinweg und ein sprühender Regen von Funken verbreitete sich weit umher und ergoß sich in Bogen über die Flut. Peter fühlte wieder männlichen Mut in seiner Brust, die Größe der Natur goß Entschlossenheit in sein Herz, die Qualen des Lebens sowie seine Freuden zu dulden.

Ein großes Schiff segelte auf ihn zu, das von Mohren und Heiden besetzt war, sie nahmen ihn ein und freueten sich über diese Beute, denn Peter war gar schön und herrlich von Gestalt, dazu gab ihm seine Jugend ein zartes und einnehmendes Wesen, so daß niemand sein Feind sein konnte. Der Anführer des Schiffes beschloß, ihn dem Sultan als ein Geschenk mitzubringen.

Man landete, und Peter ward sogleich dem Sultan vorgestellt, der einen großen Gefallen an ihm fand und ihn bei der Tafel aufwarten ließ, ihm auch die Aufsicht über einen schönen Garten gab. Peter war allgemein beliebt, weil er vom Sultan so gnädig angesehn wurde. Oft ging er einsam unter den duftenden Blumen des Gartens hin und dachte an seine geliebte Magelone, oft nahm er auch in der Abendstunde eine Zither und sang:

Muß es eine Trennung geben,
Die das treue Herz zerbricht?
Nein, dies nenne ich nicht Leben,
Sterben ist so bitter nicht.

Hör' ich eines Schäfers Flöte,
Härme ich mich inniglich,
Seh' ich nur die Abendröte
Denk' ich brünstig nur an dich.

Giebt es denn kein wahres Lieben?
Muß denn Schmerz und Trauer sein?
Wär' ich ungeliebt geblieben,
Hätt' ich doch noch Hoffnungsschein.

Aber so muß ich nun klagen:
Wo ist Hoffnung als das Grab?
Fern muß ich mein Elend tragen,
Heimlich stirbt das Herz mir ab.

13.

Wie sich die Heidin Sulima in Peter verliebte.

Peter hätte ein vergnügtes Leben führen können, wenn ihm nicht unaufhörlich seine geliebte Magelone im Sinne gelegen hätte. Er war nun schon seit lange am Hofe des Sultans und von ihm und den übrigen geschätzt, er hatte viele Freiheit und ward von vielen der Hofdiener beneidet, aber er verdiente diesen Neid nicht, denn er ward von seiner Unruhe hin und her getrieben, er seufzte und klagte oft laut, wenn er im Garten allein war.

So verstrich eine Woche nach der andern und er war nun beinahe zwei Jahr unter den Heiden, ohne daß er Hoffnung hatte, jemals

in sein geliebtes Vaterland zurückzukehren, denn der Sultan liebte ihn so sehr, daß er ihn durchaus nicht von sich entfernen wollte. Dies zog sich Peter auch zu Sinne und ward darüber mit jedem Tage betrübter, denn er dachte unaufhörlich an seine Eltern und an seine Geliebte. Nichts machte ihm Freude, und da der Frühling wiederkam, weinte er bei seiner Ankunft und trauerte tief, indem die ganze Natur ihr holdseligstes Fest beging.

Der Sultan hatte eine Tochter, die im ganzen Lande ihrer Schönheit wegen berühmt war, ihr Name war Sulima. Sie hatte oft Gelegenheit gehabt, den Fremden zu sehn und ohne daß sie es anfangs wußte, hatte sich eine heftige Liebe zu ihm in ihr Herz geschlichen. Die Traurigkeit des Ritters zog sie ganz vorzüglich an, sie wünschte ihn trösten zu können, ihm näher zu kommen und mit ihm zu reden. Die Gelegenheit dazu fand sich bald; eine vertraute Sklavin führte Petern heimlich in einen Pavillon des Gartens zu ihr. Peter war erstaunt und in Verlegenheit, er verwunderte sich über die Schönheit der Sulima, aber sein Herz hing unaufhörlich an Magelonen.

Aber der süße Trieb, sein Vaterland wieder zu sehn, bemeisterte sich bald aller seiner Sinne so sehr, daß er einem kühnen Anschlage nachdachte. Er sah das Heidenmädchen öfter, und sie schlug ihm endlich vor, daß sie aus Liebe zu ihm mit ihm entfliehen wolle, erst zu einem Verwandten, der ein Schiff segelfertig liegen habe, das auf ihren Willen sogleich die Anker lichten würde; sie wolle ihm in der bestimmten Nacht durch eine Laute und ein kleines Lied ein Zeichen geben, wenn er kommen und sie abholen solle. Peter überlegte diesen Vorschlag und willigte endlich ein, denn er überzeugte sich, daß Magelone gewiß gestorben sein müsse, und er käme doch so in die Christenheit und zu seinen Eltern zurück.

Der Garten des Sultans lag am Ufer des Meeres und die bestimmte Nacht war jetzt herbeigekommen. Gegen Abend hatte Peter ein wenig unter den kühlen Bäumen geschlummert und Magelone war ihm in aller Herrlichkeit, aber mit einer drohenden Gebärde im Traum erschienen. Die ganze Vergangenheit zog mit den lebhaftesten Bildern durch seinen Busen, jede Stunde seiner glücklichen Liebe kam mit allen seligen Empfindungen zurück, und als er nun erwachte, erschrak er vor sich selber und seinem Vorsatze. Er hätte sich selber entfliehen mögen und das Andenken an sich und sein Bewußtsein aus seinem Gedächtnisse vertilgen.

Die Nacht brach indes herein und alle Sterne glänzten schon am Himmel, der Mond ging auf und warf sein goldenes Netz über das Meer hin, als Peter nachdenklich am Ufer auf und ab ging. Ein frischer Wind blies vom Lande her durch den Garten und die Bäume rauschten munter und fröhlich, aber Peter ward dadurch nur desto betrübter.

O ich Treuloser! ich Undankbarer! rief er aus, will ich so ihre Liebe belohnen, will ich als ein Meineidiger in mein Vaterland zurückkehren? Das wäre mir ein schlechter Ruhm unter meinen Verwandten und der ganzen Ritterschaft; und wie sollt' ich gegen Magelonen die Augen aufschlagen dürfen, wenn sie noch lebt? Und warum sollte sie nicht leben, da ich so wunderbar erhalten bin? O ich bin ein feiger Sklave, daß ich für mich selber nichts gewagt habe! Warum überlaß ich mich nicht dem gütigen Schicksal und fahre mit einer dieser Gondeln ins Meer hinein? Überließ ich mich nicht auf einem zerbrochenen Nachen der empörten Flut und kam an dies Gestade? Soll ich nicht auf Gott vertrauen, wenn von Vaterland, wenn von meiner Liebe die Rede ist?

Er stieg beherzt in eine kleine Gondel und löste sie vom Lande, dann nahm er ein Ruder und arbeitete sich in die See hinein. Es war die schönste Sommernacht, alle Gestirne sahen freundlich in die mondbeglänzte Welt hinein, das Meer war eine stille ebne Fläche und warme Lüfte spielten über den ruhigen Spiegel hin. Peters Herz ward groß von Sehnsucht, er überließ sich dem Zufall und den Sternen und ruderte mutig weiter, da hörte er das verabredete Zeichen, eine Zither erklang aus dem Garten her und eine liebliche Stimme sang dazu:

Geliebter, wo zaudert
  Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
  Von Sehnsucht und Kuß.

Es flüstern die Bäume
  Im goldenen Schein,
Es schlüpfen mir Träume
  Zum Fenster hinein.

Ach! kennst du das Schmachten
  Der klopfenden Brust?
Dies Sinnen und Trachten
  Voll Qual und voll Lust.

Beflügle die Eile
Und rette mich dir,
Bei nächtlicher Weile
Entfliehn wir von hier.

Die Segel, sie schwellen,
Die Furcht ist nur Tand,
Dort jenseits der Wellen
Ist väterlich Land.

Die Heimat entfliehet,
So fahre sie hin.
Die Liebe, sie ziehet
Gewaltig den Sinn.

Horch! wollüstig klingen
Die Wellen im Meer,
Sie hüpfen und springen
Mutwillig einher.

Und sollten sie klagen?
Sie rufen nach dir,
Sie wissen, sie tragen
Die Liebe von hier.

Peter erschrak im Herzen, als er diesen Gesang vernahm, das Lied rief ihm seine Treue und seinen Wankelmut nach. Er ruderte stärker, um sich vom Lande zu entfernen und dem Kreise zu entfliehen, dem die lieblich lockenden Töne in der stillen Abendluft bildeten. Der Geist der Liebe schwang sich durch den goldenen Himmel, Liebe wollte ihn rückwärts ziehn, Liebe trieb ihn vorwärts, die Wellen murmelten melodisch dazwischen und klangen wie ein Lied in fremder Sprache, von dem man aber doch den Sinn begreift.

Der Gesang vom Ufer her ward immer schwächer; schon sah Peter die Bäume am Gestade nicht mehr; es war, als wenn sich ihm über das Meer die Musik nacharbeitete und endlich matt und kraftlos nicht weiter zu schwimmen wagte, sondern zum einheimischen Ufer zurückschlich. Denn jetzt hörte er den Gesang nur noch wie ein leises Wehen des Windes, und jetzt erlosch auch die letzte Spur und die Wellen rieselten nur und der Ruderschlag ertönte durch die einsame Stille.

14.

Wie Peter wieder zu Christen kam.

Wie der Gesang verschollen war, faßte Peter wieder frischen Mut, er ließ das Schifflein vom Winde hintreiben und setzte sich nieder und sang:

Wie froh und frisch mein Sinn sich hebt,
  Zurückbleibt alles Bangen,
Die Brust mit neuem Mute strebt,
  Erwacht ein neu Verlangen.

Die Sterne spiegeln sich im Meer,
  Und golden glänzt die Flut,
Ich rannte taumelnd hin und her
  Und war nicht schlimm, nicht gut.

Niedergezogen
  Sind Zweifel und taumelnder Sinn.
Es tragen die Wogen
  Den kühnen Schiffer dahin.

In dämmernder Ferne
  Dort rufen einheimische Lieder,
Aus jeglichem Sterne
  Blickt sie mit sanftem Auge nieder.

Drum will ich wagen
  Und es vollenden,
  Die güt'gen Sterne wenden
Jede Gefahr, sie tragen
  Auf ungebahnten Wegen
  Den Liebenden seinem Glück entgegen.

Als das Morgenrot aufging, sah er das Land nur noch wie eine unkenntliche blaue Wolke weit hinunter liegen und er erschrak beinahe, als ihn das allmächtige Meer und der gewölbte Himmel so von allen Seiten einschloß. In der Ferne segelte ein Schiff auf ihn zu und er hätte beinahe geglaubt, daß er sein ehemaliges Unglück nur von neuem träume, aber als es näher kam, sah er, daß es Christen waren, die ihn gleich willig aufnahmen; er freute sich, als er hörte, daß sie nach Frankreich segelten.

15.

Peter ist wieder unglücklich.

Um die Zeit war der Graf von der Provence nebst seiner Gemahlin sehr betrübt, weil sie noch gar keine Nachricht von ihrem geliebten Sohn bekommen hatten. Besonders aber war die Mutter sehr niedergeschlagen, denn sie hatte eine große Sehnsucht, ihren einzigen Sohn nach so langer Zeit wieder vor sich zu sehn. Sie sprach oft mit dem Grafen von ihrem Kummer und daß ihr schöner Sohn wahrscheinlich umgekommen wäre. Es sollte ein Fest gegeben werden, und ein Fischer brachte einen großen Fisch in die gräfliche Küche; als ihn der Koch aufschnitt, fand er drei Ringe in dessen Bauche, die er der Gräfin überbrachte. Die Gräfin verwunderte sich über die Maßen, denn sie erkannte sie für eben diejenigen, die sie ihrem Sohne gegeben hatte, sie sagte daher zu ihrem Gemahle: „Jetzt bin ich getröstet, denn da ich so unvermutet auf eine so wunderbare Weise Kundschaft von meinem Sohn bekommen habe, so bin ich auch überzeugt, daß Gott ihn nicht verlassen hat, sondern daß er ihn nach vielen überstandenen Mühseligkeiten in unsere Arme zurückführen wird.“

Peter stand im Schiffe und sah immer nach der Gegend hin, wo die erwünschte Heimat lag. Die Fahrt war glücklich und man landete jetzt an eine kleine unbewohnte Insel, um süßes Wasser einzunehmen. Alles Schiffsvolk stieg ans Land, und auch Peter. Er ging durch ein anmutiges Thal und verlor sich hinter einigen Hügeln in das Land hinein, da setzte er sich nieder und sah viele schöne Blumen um sich stehen. Alle blickten ihn wie mit freundlichen, lieblichen Augen an und er dachte innig an Magelonen und wie sie ihn geliebt hatte. Wie kann man, rief er aus, in der Natur einsam sein? Erinnern mich nicht diese blauen Kelche an ihre holdseligen Augen, dieses goldgelbe Blatt an ihr Haar, die Pracht dieser Lilie und Rose nebeneinander an ihre zarten Wangen? Es ist, als wenn der Wind in den Blumen sich bewegte und es wie auf Saiten versuchte, ihren süßen Namen auszusprechen, Quellen und Bäume nennen ihn für die übrigen Menschen unverständlich, aber genug, daß ich ihn vernehme.

Er erinnerte sich eines Gesanges, den er vor langer Zeit gehört hatte; er wiederholte ihn jetzt:

Süß ist's mit Gedanken gehn,
Die uns zur Geliebten leiten,
Wo von blumbewachs'nen Höhn
Sonnenstrahlen sich verbreiten.

Lilien sagen: unsern Glanz
Läßt die Wange weit zurücke,
Veilchen spricht: die süßen Blicke
Bildet unsre Farbe ganz.

Und mit sanfter Röte lächeln
Rosen ob dem Übermut,
Kühle Abendwinde fächeln
Durch die liebevolle Glut.

All ihr süßen Blümelein,
Sei es Farbe, sei's Gestalt,
Malt mit labender Gewalt
Meiner Liebsten hellen Schein,
Zankt nicht, zarte Blümelein.

Rosen, duftende Narcissen,
Alle hellen Blumen prangen,
Wenn sie ihren Busen küssen
Oder in den Locken hangen,
Blaue Veilchen, bunte Nelken,
Wenn sie sie zur Zierde pflückt,
Seh' ich gern als Putz verwelken,
Durch den süßen Stolz beglückt.

Lehren sind mir diese Blüten,
Und ich thue, wie sie thun,
Folge ihnen, wie sie rieten,
Ach! ich will gern alles bieten,
Kann ich ihr am Busen ruhn.

Nicht auf Jahre sie erwerben,
Nein, nur kurze, kleine Zeit,
Dann in ihren Armen sterben,
Sterben ohne Wunsch und Neid.

Ach! wie manche Blume klaget
Einsam hier im stillen Thal,
Sie verwelket, eh' es taget,
Stirbt beim ersten Sonnenstrahl.

Ach so bitter=herzlich naget
Auch an mir die scharfe Qual,
Daß ich sie und all mein Glücke
Nimmer, nimmer mehr erblicke.

Er weinte heftig, indem er die letzten Worte sang, denn er glaubte sein Herz zu verstehn, das ihm ein Unglück vorhersagte. Er betrachtete mit thränenden Blicken das Blumenlabyrinth um sich her und es war ihm ein Ergötzen, die Blumen in seiner Einbildung so zu ordnen, daß sie den Namenszug Magelonens ausdrückten. Dann horchte er auf das lispelnde Gras, das ihm etwas zu sagen schien, er horchte auf die Blumen, die sich oft zärtlich zu einander neigten, als wenn sie ein herzliches Gespräch von Liebe führen wollten. In der ganzen Natur sah er liebevolle Eintracht, und jedes Geräusch klang seinem Ohre wie ein melodischer Gesang. Darüber verlor er sich immer mehr in Träume und von den Thränen ermüdet schlief er endlich unter den Blumen ein und es war ihm im Traum, als wenn er laut den Namen Magelone ausrufen hörte; darüber ging ihm sein Herz wie eine zugeschlossene Knospe auf und er fühlte eine übergroße Freude.

16.
Wie Peter gerettet wird.

Aber der Wind blies indes lustig in die Segel und das Schiffsvolk eilte wieder in das Schiff, um abzufahren, nur Peter blieb aus, man rief ihn, aber da er nicht kam, fuhren die übrigen fort.

Als sie schon weit vom Ufer entfernt waren, erwachte Peter von seinem erquickenden Schlafe, er erschrak, als er gewahr ward, daß er geschlafen hatte. Er eilte daher an das Ufer, aber niemand war da und das Schiff war verschwunden. Da senkte sich eine große Traurigkeit in sein Herz, alle seine Hoffnungen waren wieder verschwunden; er stürzte nieder und lag am Ufer des Meeres ohne Besinnung und in tiefer Ohnmacht, so daß es finstere Nacht wurde und er es nicht bemerkte.

Als es nach Mitternacht kam, ging der Mond auf und nun kamen einige Fischer mit einem Kahne an die Insel, um ihre

Arbeit hier vorzunehmen, sie fanden den Ritter, der für tot auf der Erde ausgestreckt lag. Nicht weit davon war das feste Land, sie luden ihn daher in ihr kleines Schiff und fuhren wieder ab, um ihn ins Leben zurückzubringen. Schon unterwegs erwachte Peter und es dünkte ihm seltsam, als ihm der Mond ins Angesicht schien und er die Ruder seufzen hörte, und wie er vernahm, daß zwei unbekannte Männer miteinander redeten, wie sie ihn zu einem alten Schäfer bringen wollten, der sein pflegen würde. Oft kam es ihm vor wie ein Traum, oft wieder wie Wahrheit, und er zweifelte so lange, bis sie endlich mit Aufgang der Sonne landeten.

Als Peter eine Weile in den erquickenden Sonnenstrahlen gelegen hatte, ward er wieder munter und richtete sich auf; er dankte in einem Gebete Gott, daß er ihm wieder von der menschenleeren Insel geholfen habe, dann gab er den guten Fischern eine Menge Goldes und ließ sich den Weg nach der Hütte des Schäfers beschreiben.

Er ging durch einen dichten, angenehmen Wald, durch dessen dunkle Schatten der Morgen noch dämmerte. Er folgte einem geschlängelten Fußpfade und überdachte schwermütig sein Schicksal, alles Ungemach, das er erlitten, kam frisch in seine Seele, und er ward darüber so unmutig, daß er von Herzen wünschte, endlich zu sterben.

Mit diesen Gedanken verließ er den Wald und stand nun plötzlich vor einer schönen grünen Wiese, auf der das Morgenlicht fröhlich hin und wieder hüpfte, gegenüber lag eine kleine einsame Hütte, und Schafe wurden von einem alten Manne einen Hügel hinangetrieben. Alles schimmerte rot und freundlich und die stille Ruhe umher brachte auch in Peters Seele Ruhe zurück. Er merkte, daß dies die Hütte sei, die ihm die Fischer bezeichnet hatten, und er wünschte hier einige Tage zu rasten und sich zu erquicken. Er ging daher über die Wiese, auf der viele wilde Blumen rot und gelb und himmelblau blühten, der kleinen Hütte näher. Vor der Thüre saß ein Mädchen, zu deren Füßen ein Lamm im Grase spielte; sie sang, indem er über die Wiese ging:

Beglückt, wer vom Getümmel
Der Welt sein Leben schließt,
Das sonst in dem Gewimmel
Verworren abwärts fließt.

Hier sind wir all' befreundet,
Mensch, Tier und Blumenreich,
Von keinem angefeindet,
Macht uns die Liebe gleich.

Die zarten Lämmer springen
Vergnügt um meinen Fuß,
Die Turteltauben singen
Und girren Morgengruß.

Der Rosenstrauch reicht friedlich
Mir seine Kinder dar,
Im Thale winkt so niedlich
Der Veilchen blaue Schar.

Und wenn ich Kränze winde,
Ertönt und rauscht der Hain,
Es duftet mir die Linde
Im goldnen Mondenschein.

Die Zwietracht bleibt dahinten
Und Stolz, Verfolgung, Neid,
Sie kann den Weg nicht finden
Hierher zur goldnen Zeit.

Vor mir stehn holde Scherze,
Und trübe Sorge weicht;
Doch ach! mein inn'res Herze
Wird darum doch nicht leicht.

Weil ich die Liebe kannte,
Und Blick und Kuß verstand,
So bin ich nur Verbannte
In einem fremden Land.

Die Freude macht mich trübe
Und schwärzt den stillen Sinn,
Denn meine zarte Liebe
Ist nun auf ewig hin.

Erinn're und erquicke
Dich an vergangner Lust,
An schwermutsvollem Glücke,
Denn sonst zerspringt die Brust.

Die Morgenröte lächelt
Mir zwar noch ofte zu
Und matte Hoffnung fächelt
Mich dann in schönre Ruh.

Daß ich ihn wiederfinde,
Den ich wohl sonst gekannt,
Und daß um uns sich winde
Ein glückgewirktes Band.

Wer weiß, durch welche Schatten
Sein Fuß schon heute geht,
Dann kömmt er über Matten
Und alles ist verweht.

Die Seufzer und die Thränen,
Sie löscht das neue Glück,
Und Hoffen, Fürchten, Sehnen
Verschmilzt in einen Blick.

17.

Beschluß dieser Historie.

Peter fühlte sich von dem Gesange wie von einer lieblichen Gewalt nach der Hütte hingezogen. Die Schäferin, die vor der Thür saß, nahm ihn freundlich auf und ließ ihn in der Hütte ausruhn und sich erquicken. Die beiden Alten kamen auch bald zurück und hießen ihren edlen Gast von Herzen willkommen.

Magelone ging indessen im Felde nachdenklich auf und ab, denn sie hatte auf den ersten Blick den Ritter erkannt, alle ihre Sorgen waren nun wie Schnee von der Frühlingssonne hinweggeschmolzen und ihr Lebenslauf lag grün und erfrischt vor ihr, so weit nur ihr Auge reichte. Sie ging dann in die Hütte zurück und gab sich noch nicht zu erkennen.

Nach zweien Tagen war Peter wieder ganz zu Kräften gekommen und er saß mit Magelonen, ohne daß er sie kannte, vor der Thür der Hütte. Bienen und Schmetterlinge schwärmten um

sie herum und Peter faßte ein Zutrauen zu seiner Verpflegerin, so daß er ihr seine Geschichte und sein ganzes Unglück erzählte. Magelone stand plötzlich auf und ging in ihre Kammer, da löste sie ihre goldenen Locken auf und machte sie von den Banden frei, die sie bisher gehalten hatten, darauf zog sie ihre köstliche Kleidung an, die sie eingeschlossen hielt, und so kam sie plötzlich wieder vor die Augen Peters. Er war vor Erstaunen außer sich, er umarmte die wiedergefundene Geliebte, dann erzählten sie sich ihre Geschichte wieder und weinten und küßten sich, und man hätte ungewiß sein sollen, ob sie vor Jammer oder übergroßer Freude so herzbrechend schluchzten. So verging ihnen der Tag.

Dann reiste Peter mit Magelonen zu seinen Eltern, sie wurden vermählt und alles war in der größten Freude; auch der König von Neapel versöhnte sich mit seinem Schwiegersohne und war mit der Heirat wohl zufrieden.

Auf dem Orte, wo Peter seine Magelone wiedergefunden hatte, ließ er einen prächtigen Sommerpalast bauen und setzte den Schäfer zum Aufseher hinein, den er mit vielem Lohn überhäufte. Vor dem Palast pflanzte er mit seiner jungen Gattin einen Baum; dann sangen sie folgendes Lied, welches sie nachher auf derselben Stelle in jedem Frühjahre wiederholten:

Treue Liebe dauert lange,
Überlebet manche Stund',
Und kein Zweifel macht sie bange,
Immer bleibt ihr Mut gesund.

Dräuen gleich in dichten Scharen,
Fodern gleich zum Wankelmut
Sturm und Tod; setzt den Gefahren
Lieb' entgegen treues Blut.

Und wie Nebel stürzt zurücke,
Was den Sinn gefangen hält,
Und dem heitern Frühlingsblicke
Öffnet sich die weite Welt.

Errungen,
Bezwungen
Von Lieb' ist das Glück.

Verschwunden
Die Stunden,
Sie fliehen zurück.
Und Lust und Seligkeit
Liegt ringsum meilenbreit.
Immer
Jauchzet die Brust,
Nimmer
Entschlüpfet die Lust.

Leben und Tod

der

heiligen Genoveva.

Ein Trauerspiel.

Nach dem ersten Druck in „Romantische Dichtungen von Ludwig Tieck" (zweiter Teil, Jena bei Friedrich Frommann 1800) S. 1—330. — Über das Verhältnis zu Maler Müllers „Golo und Genoveva" (vgl. Deutsche Nat.-Litt. Bd. 81) s. die Einleitung.

Personen.

Der heilige Bonifacius.
Karl Martell, Majordomus des fränkischen Reichs.
Eudo, Herzog von Aquitanien.
Siegfried, Pfalzgraf im Trierlande.
Genoveva, seine Gemahlin.
Schmerzenreich, sein Sohn.
Matthias, Siegfrieds Bruder.
Kunz, dessen Vetter.
Golo, Siegfrieds Hofmeister.
Wolf, ein alter Ritter.
Otho.
Günther.
Drago, Hausmeister Siegfrieds.
Benno, } Diener.
Wendelin, }
Gertrud, Golos Amme.
Else, ihre Tochter.
Dietrich, } Schäfer.
Heinrich, }
Grimoald, ein Köhler.
Winfreda, eine Hexe.
Hidulfus, Bischof von Trier.
Ein Kapellan Siegfrieds.
Ein Arzt.

Hauptleute, Knechte, Krieger, Erscheinungen. Kinder.
Bürger von Avignon.
Abdorrhaman, Mohrenkönig.
Zulma, dessen Geliebte.
Derar, } Anführer.
Ali, }
Hauptleute und Krieger.
Ein Unbekannter.

Eine Kapelle schwach erleuchtet.

Der heilige Bonifacius

tritt mit Schwert und Palmenzweige herein.

Ich bin der wackre Bonifacius,
Der einst von Englands Ufern in die Wälder
Der Deutschen Christus' heil'gen Glauben brachte.
Schon war Italia von dem Glanz erleuchtet,
Hispania kniete vor dem Kreuze nieder,
In Frankreich wie in Deutschland war die Kirche
Auf ihren festen Säulen schon gegründet:
Nur blieb das Volk der Sachsen roh und wild,
Ich kam mit Friedensbotschaft, unermüdet
Und redlich war mein Streben für den Herrn.
Ich war es, der die roh zerstreuten Kräfte
Zuerst dem heil'gen Vater Roms verband:
Drauf ging ich in die Wildnis zu den Friesen
Und starb alldort den Tod der Märtyrer.
Mein Name ward an Carol Magnus' Hofe
Mit lautem Preis genannt, der Strom der Zeit
Trug mich auf seinen mannigfalt'gen Wogen,
Und immer hieß ich noch Deutschlands Apostel.
Das Alter sprach von mir, und meiner dachte
Die Jugend mit des Herzens Innigkeit,
Man zählte mich den großen Helden zu,
Die schon in frühern Zeiten für die Wahrheit
Für Christus ihren Tod den Sündern gaben. —
Nun kehr' ich wieder
Und oftmals geht in dieser späten Zeit
Mein Geist umher und schaut nach Christen um,
Und wenn ich die Gesinnung und die Herzen
Der Menschen prüfe, die an selber Stätte wohnen,

Wo sonst die Tempel standen mit den Bildern,
Wo sonst in Andacht stille Seelen knieten,
Wo sonst der Englein süßer Odem
In Bitt' und Klage der Bedrängten floß
Und Feuerfunken in die Herzen goß: —
Und wenn mein schweres Auge nunmehr schaut,
Wo keiner sich und Gotte mehr vertraut
Und auf dem Sande seine Wohnung baut,
Wie wenige nur meinen Namen kennen,
Die wenigen ihn nur mit Mitleid nennen,
Die Schlimmeren mit Höhnen und mit Spott
Und lachen drob, daß ich geglaubt an Gott,
Geglaubt, daß er mich in die Wüste sandte
Und mich zu seinem Prediger ernannte:
Ja, wenn ich sehe, daß der frevle Mut
Verachtet der Apostel heil'ges Blut
Und selbst der Heiland ihnen dünkt nicht gut:
So wend' ich härmend und voll Zorn den Blick
Und geh' in die Verborgenheit zurück.

Gesang des Priesters aus der Ferne.

Jetzt wird ein Spiel euch vor die Augen treten,
O laßt den harten Sinn sich gern erweichen,
Daß ihr die Kunde aus der alten Zeit,
Als noch die Tugend galt, die Religion,
Der Eifer für das Höchste, gerne duldet.
Alsbald wird ein Gedicht vor euch erscheinen.
Leben und Tod der heil'gen Genoveva,
Die noch vor Zeiten Carol Magnus' lebte.
Als Majordomus herrschte Karl Martellus,
So zubenamt von seiner Tapferkeit;
Er war ein Hammer für der Christen Feinde.
Jetzt sind in Spanien Mohren eingebrochen,
Die Mahoms Zeichen auf die Tempel pflanzen,
Sie brechen ungezähmt in Frankreich ein,
Da schickt er Herold' aus durch seine Staaten,
Da schickt er Schreiben in des Reichs Provinzen
Und bietet Grafen, Ritter, Herren auf,
Daß sie sich seiner kühnen Fahne fügen
Und ihm dem Abdorrhaman schlagen helfen.

Das Aufgebot ist auch nach Trier kommen,
Wo Siegfried ihm als wackrer Grafe dient.

Siegfried tritt mit seinem Gefolge auf, sie gehen durch die Kapelle, einige von dem Gefolge bleiben zurück.

Da geht der edle Mann zum Streit gewappnet,
Doch will er vorher beichten, Sakramente
Empfahen aus des Priesters heil'ger Hand.
So seid nun aufmerksam und laßt euch gern
In alte deutsche Zeit zurücke führen. — Geht ab.

Grimoald, Benno, Wendelin.

Grimoald. Es ist noch früh am Tage, alles ist ruhig draußen und im Schlosse brennen noch die Lichter.

Benno. Man kann kaum um sich schaun, und die Ampel wirft nur einen matten Schimmer durch die Kirche.

Grimoald. Ich bin von draußen aus meiner Köhlerhütten herein kommen, um meinen Sohn noch einmal zu schauen und ihm auf seinem Feldzuge Lebewohl zu sagen. Wer weiß, ob ich ihn wieder sehn mag; jetzt empfängt er das heilige Abendmahl und Absolution.

Wendelin.

Sprecht leiser, Lieben, in dem Kreuzgewölbe,
Und betet für euch still Ave Maria,
Und kreuzigt eure Brust, als daß ihr so
Die heil'ge Kirchenruhe stört und plaudert.

Grimoald.

Bist du denn älter, daß du so darfst sprechen?
Schweig stille, junges Blut, laß andre reden,
Die mehr erfahren in der Welt und klüger.

Benno.

O laß ihn, denn er ist ein halber Pfaff'
Und wäre besser, bei der Meß' zu dienen
Dem Priester, als ein Rittersknecht zu sein.

Grimoald.

Die Sonne kommt herauf, die bunten Fenster
Erhellen sich — es ist die vierte Stunde.
's ist einem seltsam in der ruh'gen Kirche,
Seht die Gewölb', die Bilder in den Fenstern,

Die alten Chör', Gemälde an den Pfeilern,
Altäre da, die Ampel aus der Mitten,
Ich war hier lange nicht zugegen, ehrbar
Dünkt mich der Ort, die christliche Versammlung,
Sie muß sich hier gar sehr erbaut befinden.

Wendelin.

Warum begehrst du nicht zur Kirche öfter?

Grimoald.

Der Weg aus meinem Wald ist ziemlich weit
Und vielerlei hab' ich im Holz zu schaffen,
Denn leicht ist nicht mein Handwerk, und ein Köhler
Darf nicht viel müßig sein, die Hände schonen,
Ich bin nicht aufgelegt zum Beten, Sinnen,
Da geh' ich manchmal wohl zur Waldkapelle,
Wo unsre heil'ge Jungfrau bildlich steht,
Und thu' die Andacht, wie sich's schicken will.

Benno.

Glaubt mir, es kömmt auch all auf eins hinaus.

Grimoald.

Die Mönche sind zum Beten in der Welt,
Ritter und Knecht', um wacker drein zu schlagen,
Wir aber, mit der Hand uns zu ernähren.

Wendelin.

Doch mag sich alles gut zusammenfügen.

Grimoald.

Ein jeder sorgt für sich nach bestem Wissen.

Wendelin.

Doch muß man wissen, welch ein Wissen frommt.

Grimoald.

Sagt an, was hat das Bild hier zu bedeuten?

Wendelin.

Es stellt den heiligen Laurentius vor,
Der in des Feuers Schmach den Leib verzehrte,
Die Seele in des Himmels Raum verklärte,

Die Heiden legten ihn in Feuerbrunst,
Die Seele stand in lichter Himmelbrunst,
Wie sich Elias hob im Himmelsfeuer,
Ward er erhoben durch ein irdisch Feuer,
Sie wollten ihm die härt'ste Qual bereiten
Und gaben ihm des Himmels Seligkeiten.

Grimoald.

Es hat doch immer böse Leut' gegeben,
So zieht der wackre Graf auch gegen Heiden,
Die unser Land, die Christenheit bedrohn.

Wendelin.

Auf dieser Tafel steht Sebastian,
Seht her, er ist an einen Baum gebunden,
Die Brust entblößt, ein Ziel den wilden Schützen.
Die Kriegesknechte, die in blinder Wut
Ein Spiel mit seinem frommen Herzen treiben:
Er sieht mit heitern Augen nach dem Himmel,
Er weiß, dort wohnt der Vater, dort der Sohn,
Für den er alles gern erduldet, leicht
Giebt er den Leib den blinden Wütern hin,
Das Leben können sie, den Glauben nimmer töten.

Grimoald.

Sind denn die wilden Männer nicht gestraft?
Wie kann es Gott erdulden, daß die Kinder,
Die ihm die liebsten sind, gemartert werden?

Benno.

Wer weiß, ob alles sich so hat begeben.

Grimoald.

Das denk' ich auch, es ist wohl lange her.

Siegfried kommt mit seinem Gefolge zurück, der **Kapellan** begleitet sie.

Kapellan.

So wird euch Gott mit seinem Schirm geleiten,
Wie ihr für Christum Leib und Leben waget,
Des Herren Engel steht zu eurer Seiten,
Und wenn ihr nicht im schweren Kampf verzaget,
Wird er voran zu eurem Besten streiten.

Zieht hin mit meinem Segen. Seht, es taget;
Gott mit euch, fürchtet nichts auf blut'gen Bahnen,
Euch stärkt das rote Kreuz in euern Fahnen.

Sie gehn alle ab.

Freies Feld mit Bergen.

Heinrich und **Dietrich**, zwei Schäfer.

Heinrich. Spielen und singen wir das Lied noch einmal?

Dietrich. Es ist nicht so gar leicht.

Heinrich. Ich will wieder anfangen, denn ich habe gar großes Gelust zur Kunst. — Heda! Tyras! *Pfeift.* Treibt die Schafe am Abhange vom Acker herunter. Waldmann! — Sie fressen sonst die junge Saat weg. — Nun, wenn du willst. *Singt.*

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.

Dietrich. Warum hältst du ein im Singen?

Heinrich. Sieh da drüben den Reiter auf dem weißen Hengste! Hurra! was das Pferd Sprünge den Berg herunter macht!

Dietrich. Wer ist der Herr?

Heinrich. Kennst du den Golo nicht, den Hofmeister des Grafen Siegfried? Ein edler Herr, sieh, wie ihm der bunte Federbusch im Winde flattert! Wie stolz er auf dem Rosse sitzt! Wie es sich unter ihm mit herrlichen Sprüngen gebärdet! — Still, mir deucht, er singt.

Gesang draußen.

Reit' ich beim roten Schein
In den frischen Morgen hinein,
Dünk' ich mir, König zu sein.

Der grüne Hain
Macht mit dem Winde Gruß und Nicken,
Von Bergen steigt ein herrliches Erquicken.

Dietrich. Der Herr hat eine schöne Stimme.

Heinrich. Er kann alles, er singt, er musiziert, er kann Gemälde machen, er tanzt, und ist auch ein Dichter — Jetzt reitet

er zum Bache — sieh! es springt hinüber — o weh! da liegt das stolze Roß am Ufer — er steigt herab. —

Golo tritt auf.

Heinrich. Habt Ihr keinen Schaden genommen, Herr Ritter?

Golo. Nein, der Fall des Pferdes aber kam mir unerwartet.

Dietrich. Ihr reitet, mit gnädiger Erlaubnis, ein wenig allzu keck, — ich habe für Euch gezittert.

Golo. Ihr macht, daß ich lache; ich habe das Reiten nicht anders gelernt, der Hengst ist schon alle Morgen mit der größten Leichtigkeit über den Bach gesprungen, nur heut' kam ihm ein Zittern an. — Ihr sangt, wenn mich mein Gehör nicht trügt, laßt Euch nicht stören, fahre fort, mein lieber Heinrich.

Heinrich. Wenn Ihr es so haben wollt.

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß und schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmähn —
Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

Hoffend und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal
Such' zum Troste dir ein Grab zumal —

Golo. Ein trübseliges Lied und höchst klägliche Weise, die sich meines Ohrs so leise bemeistert hat, so mein Herz überwältigt, daß ich mich kaum der Thränen enthalten kann. — Aber wie bist du leichtfüßiger Knabe so schwermütig geworden?

14 ff. Zu dem folgenden Liede vgl. Deutsche Nat.-Litt. Bd. 81, 30.

Heinrich. Ach, es ist nicht meine Art so, Herr, Dietrich hat mir nur das Lied gelehrt, weil mir die Weise so besonders gefiel, und weil ich gern alle schönen Gesänge singen möchte: es ist ein altes Lied, das ein verstoßner unglücklicher Liebhaber gedichtet hat.

Golo. Da habt ihr beide ein Geschenk, damit ihr bei frischem Mut zum Singen bleibt.

Heinrich. Großen Dank, gnädiger Herr, nun will ich Euch ein anderes singen, das ich selbst gereimet habe; nimm die Schalmei, Dietrich, und blas eins dazu.

Dietrich bläst, **Heinrich** singt.

Himmel blau,
Hellbegrünte Frühlingsau,
Lerchenlieder,
Zur Erde nieder.

Frisches Blut,
Zur Liebe Mut,
Beim Gesang
Hüpfende Schäfchen auf Bergeshang.

Froh und zufrieden
Mit mir und der Welt,
Was Gott mir beschieden
Mein Liebchen hienieden;
Die Sorgen im Dunkel weit von mir gestellt.

Wie fern liegt dies Thal
Von der Welt Herrlichkeit,
Hier wohnen zumal
Nur Fried' und Freud'.
Ach Herzeleid, —
Wie weit
Um Geld und Größe das nagende Herzeleid!

Nun ist es Mai,
Sie ist mir treu,
Und fährt auch Frühling und Sommer hin
Und wenn ich auch nicht mehr Bräutigam bin,
Kommt Sommerszeit doch bald zurück
Und Ehestand ist noch schöneres Glück.

Frisch und froh
Ohne Ach! und O!
Vergehen,
Verwehen
Die Tage mir so! —

Seht, das habe ich gestern gereimt und ganz besonders für mich eingerichtet.

Grimoald kommt.

Grimoald. Grüß euch Gott, Schäfer, ihr mögt wohl in Frieden das Glück des Landlebens preisen, mein Sohn ist fort.

Golo. Ist der Graf schon aufgebrochen?

Grimoald. Noch stehen die Ritter und Knechte im Schloßhofe versammelt, mein Sohn Traugott unter ihnen.

Golo. Ist die schöne Gräfin schon aufgestanden?

Grimoald. Die edle Genoveva zeigte sich einmal auf dem Altan, in einer Stunde wollen sie alle aufbrechen, ich konnte nicht länger bleiben, denn ich muß zu meinen Weilern, — lebt wohl, ich gehe in den einsamen Wald zu meiner leeren Hütte, mein Traugott ist nun nicht mehr dort, um mich zu erwarten. Geht ab.

Golo. Lebt wohl. Geht ab.

Heinrich. Ein schöner, edler Herr, hat er uns da nicht ein Goldstück verehrt?

Dietrich. Wenn er mit dem Zuge ginge, könnte was Großes aus ihm werden. Sieh, da rennt er nach dem Schlosse zurück. Ich habe noch keinen so schönen Junker, so lange ich lebe, gesehen.

Heinrich. Die Jugend und die Freude sehn ihm aus den Augen, er ist nicht wie die übrigen, man muß ihm gut werden, wenn er einen nur ansieht. Er bleibt nun zurück, um das Schloß des Grafen in Obacht zu nehmen, der Herr Siegfried setzt ein großes Vertrauen auf ihn.

Dietrich. Er ist noch so jung und hat schon ein so großes Glück gemacht.

Heinrich. Alles Gesinde steht unter seinem Befehl in der Abwesenheit des Grafen, ja auch der alte Ritter, der ihn zuerst in das Schloß gebracht hatte, Herr Wolf.

Dietrich. Wenn er nur nicht so unbändig ritte, wie leicht kann er Schaden nehmen.

Heinrich. O daran denkt er nicht, und das begegnet ihm auch nicht. — Komm, wir wollen nach dem kleinen Walde gehn, unsere Herde hat sich entfernt. Sie gehen.

Saal auf dem Schlosse.

Graf Siegfried und **Genoveva.**

Siegfried.

Nun sammle dich, liebwertestes Gemahl,
Und zeige dich als eine deutsche Frau.
Nicht diese Thränen — warum willst du weinen?

Genoveva.

Werd' ich dich jemals, jemals wiedersehn?

Siegfried.

Als Sieger kehr' ich bald zur Heimat wieder.

Genoveva.

Dann bin ich tot, so spricht mein armes Herz.

Siegfried.

Du sollst nicht jammern: ruft mich nicht die Pflicht?
Mein Lehnsherr, unser guter lieber König,
Der tapfre Mann, der große Majordomus,
Der längst ein Schrecken seiner Feinde war,
Der Karol, den sie zitternd Hammer nennen?
Du stehst im Bündnis mit den blinden Heiden,
Wenn deine Seufzer, deine Thränen mich zu halten
Versuchen, vorwärts solltest du mich treiben;
Sieh, Frankreich zittert vor den Sarazenen,
Schon haben sie Hispania unterjocht,
Schon sind sie Meister von den südlichen
Provinzen Frankreichs, dräuen nun dem Rhein.
Von dort das Heidentum, nicht weit von uns
Die Sachsen, in der deutschen Christenheit
Nur zu oft Zwiespalt, Haß: da muß der Mann
Sich fest dem Mann verbünden, daß das neue Kreuz
Nicht umgerissen Götzenbildern weiche,
Daß von den armen Menschen die Erlösung,
Die teu'r erkaufte, blutbesiegelte,
Nicht wieder in den alten Wahn verschwinde,
Da müssen wir so Blut wie Leben opfern,
Mit unserm Blut das heil'ge Kreuz besprengen,
Damit es höher wachse, weiter glänze,

Und jeder Tropfen unsers roten Bluts
Ist dann ein neues Siegel unserm Glauben!

Genoveva.

Ja, Christ hat uns zu seinem Dienst geworben,
Er ist für unser Seelenheil gestorben.
Seitdem ist Tod ein blütenvolles Leben;
Im Sterben hat uns Christ Geburt gegeben,
Wer wollte nicht den Leib der Erde bringen,
Die Seele zum Erlöser aufzuschwingen. —

Siegfried.

Nun, warum willst du mich zurücke halten?

Genoveva.

Nicht halten, nein, zum Ruhm möcht' ich dich treiben,
Zu widerstehn den feindlichen Gewalten.
Doch zittr' ich hier allein zurück zu bleiben: —
Es schweben vor mir furchtbare Gestalten,
Ich muß an seltsam gräßlich Elend glauben,
Mir ist, als harrte mein ein tiefes Trauern,
Als trieben Geister mich aus diesen Mauern.

So jung sah ich schon manche trübe Stunde,
Und mehr noch stehn und warten auf dein Scheiden,
Es starb der Vater Herzog von Burgunde,
Die Mutter folgte, keiner blieb von beiden,
Noch fühlt die Brust den Schmerz von dieser Wunde
Und sieh, da wachsen schon die neuen Leiden,
Das liebste Gut, dich selbst muß ich verlieren,
Und soll mich in dem Jammer noch regieren.

Drago tritt auf.

Drago.

Verzeiht mein edler Graf, wenn ich Euch störe.

Siegfried.

Hausmeister, sei willkommen: willst du was?

Drago.

Noch einmal Abschied nehmen, einmal noch
Die teure Hand an meine Lippen drücken,
Dann will ich Euch des Herren Schutz befehlen.

Siegfried.

Warum thut ihr denn alle so gar ängstlich?
's ist nicht das erste Mal, daß wir entboten,
's soll nicht, mit Gottes Hilf', das letzte sein.

Drago.

Wir alle sind in seine Hand gegeben,
Er sei in Ewigkeit gelobet. Amen.

Golo und **Wolf** treten auf.

Siegfried.

Sieh da, da ist der wackre Golo auch,
Auch Wolf, der Alte, kömmt noch einmal her.
Ich nehme gern noch einmal von euch Abschied.
Lebt wohl, ihr Freunde, Gott behüte euch.

Genoveva.

So gehst du von mir, Herr, Gemahl, mein Leben,
So ist die Stunde nun, der Augenblick,
Der längst gefürchtete, gekommen wirklich?

Drago.

Mein lieber Herr, mein wackrer, edler Graf —

Siegfried.

Du weinst? Ein Mann und Thränen?

Drago.

Laßt sie fließen,
Ich weiß es ganz gewiß, wir sehn uns nimmer.

Siegfried.

Ihr alle wollt mir nur mein Herz beschweren,
Geh fort von mir, kindisch gesinnter Mann.

Drago ab.

Wolf.

Herr Siegfried, seht, ich will nicht klagen, weiß
Ist dieser Schädel, alt und mürb' mein Herz,
Die Arme kraftlos, blöd' mein Auge; keck
Darf ich es sagen, fahret wohl, seid glücklich,
Auch wenn wir uns nicht wiedersehn.

Siegfried.

Du Wolf,
Ich weiß es, gingest gern mit mir zu streiten.

Wolf.

So thät' ich, wär' nicht meine Zeit vorüber,
Wem wird's nicht in den Adern warm beim Namen
Des Helden Karl? Dem Hammer, dem Martellus,
Dem Würger aller Frankenfeinde, ihm,
Dem Blitze Gottes möcht' ich gerne folgen.
Doch Abend ist's mit mir geworden und
Kein Sohn geht für mich in das schöne Feld,
Wo unsre Christenfahnen wehn, den Arm
Ins Sarazenenblut zu tauchen.

Golo.

Dennoch,
Mein Vater (leidet diesen Namen gern,
Denn Ihr habt mich an Kindes Statt genommen),
Soll ich den Grafen nicht ins Feld begleiten,
Ihr beiden edlen Freunde wär't dagegen.

Siegfried.

Du bleibst zu Haus und bist des Hauses Stütze,
Hofmeister über mein Gesinde, Vogt
Des Schlosses, meines teuern Weibes Hüter.
Gern hätt' ich dich in mein Gefolg' genommen,
Gern, lieber Knab', dich bei mir streiten sehn;
Doch weil ich keinen kenne, dessen Treue,
Des Herz mir so von Herzen ist ergeben,
So hab' ich dich gewählt, zurück zu bleiben,
Dem Vaterland kannst du hier wenig nutzen,
Doch mir als Freund magst du hier alles sein,
Mein Schützer, mein Berater und mein Auge.

Golo.

Die Seele wäre in der tiefsten Hölle,
Im letzten Abgrund ewiglich verdammt,
Die taub und fühllos für die große Liebe,
Die Ihr seit lang' zu mir getragen, bliebe,
Ja, gerne füg' ich mich und bleib' zurück,
Ich schirme Euch das allergrößte Glück,
An Worten arm, an Thaten sollt Ihr kennen
Den treuen Knecht, und mich den treusten nennen.

Trompeten von außen.

Siegfried.

Wir weilen im Gespräch, die Reiterei
Ist aufgesessen, alle Mannschaft schon
Im Zuge, — nun in Gottes Namen denn.

Genoveva.

O Siegfried! — Golo, Wolf, laßt uns allein. —

Golo und Wolf ab.

Siegfried.

Was willst du, Genoveva? Wahrlich, nicht
Erkenn' ich in dir, was du vordem warst.

Genoveva.

O mein Gemahl, seit wenig Monden erst,
Auf viele Monden mir zum Leid entrissen,
Ach! könntest du die Herzensqualen wissen,
Die meine junge Brust wie Dolche schneiden,
Du trügst Erbarmen mit den bittern Leiden.

Siegfried.

Ich fühl' die Liebe, doch ich muß nun fort.

Genoveva.

Du gehst, mein Licht, mein Trost, mein Leben, Hort?
O nimm mich mit dir in das blut'ge Feld,
Wer soll dein pflegen, deine Wunden heilen?
Wer kümmert sich um dich mit treuer Sorgfalt,
Wer achtet wohl auf deine leisen Wünsche?
Wer möchte deinen Schlummer doch bewachen,
Wenn nicht dein treues Weib zugegen ist?

Siegfried.

Sprich nicht dergleichen Worte, Genoveva.
Sollt' ich dem weib'schen Römer gleich ins Lager
Ein neuvermähltes Weib denn mit mir führen,
Daß alle alten Krieger auf mich deuten
Und spöttelnd sagen: Seht, er konnt' sein Herz
Nicht zwingen, mehr als Krieg gilt ihm die Frau:
Wie dürft' ich doch Martellus' Antlitz schauen?
Nein, Genoveva, mach mich nicht erzürnen,
Und lern' von mir, wie man entbehren soll.

Genoveva.

O mögt Ihr mich nicht lebend wieder finden,
Wenn nicht die treuste Liebe aus mir spricht,
Die Bitte gab kein weltlicher Gedanke,
Kein ungeziemender Wunsch auf meine Lippen.
Siegfried, die Welt ist einsam mir und öde,
Die Mauren schaun auf mich mit grimm'gen Zügen,
Kaum seid Ihr fort, so tritt aus jedem Winkel
Ein Unhold auf mich zu, ich suche Schutz
Und finde keinen, keinen als in Euch.
Ihr dürft nicht bleiben, darum nehmt mich mit,
O ja, Ihr werdet, ja, Ihr müßt es thun.

Siegfried.

Schweig, Weib, es kann nicht sein, es soll nicht sein;
Darf ich ins Lager ein Gespötte bringen?

Genoveva.

Bist du so rauh, Gemahl, so wenig freundlich,
Dem schwachen, kranken Weibe? — Nun so höre,
Ich will die Zunge zwingen, es zu sagen,
Ich fühle mich seit wenig Wochen Mutter.

Siegfried.

Daher kommt dir so Angst wie leere Furcht,
Ich freue mich und zieh mit doppelm Mut,
Und kehre froher heim, den Sohn zu finden.
Drum sei die thörichte Bitte dir verziehn.
Leb' wohl, noch einen Kuß, und diesen noch.

Genoveva wird ohnmächtig.

O schwaches Weib! Ermunt're dich, sei mutig!
Wie, Genoveva?

Genoveva.

Lebe wohl! —

Siegfried.

Leb' wohl! — Geht ab.

Genoveva.

Er geht, ich bin mit meinem Gram allein.

Das **Heer** draußen singt:

So streiten wir für Gott den Herrn,
Gehn in den Feind von Herzen gern,

Fleug uns voran, o teurer Christ,
Der du uns Heil und Retter bist:
Hinan, schon bebt des Feindes Mut,
Wir geben gerne unser Blut. —

Golo kommt zurück.

Golo.

Ihr habt wohl, Gräfin, den Gesang vernommen?
Sie ziehn mit frischem Herzen fröhlich fort,
Bald ist der Feind besiegt, sie kommen heim. —
Ihr sprecht nicht, und ich seh die stillen Thränen,
Die Ihr mir lieber noch verbergen möchtet.

Schaut um Euch, wie der Frühling aufgegangen,
Im jungen Laube neues Leben spielt,
Wie hold die Bäum' mit ihren Blüten prangen,
Im Zweig der Vogel sich vergnüglich fühlt,
Schon färben sich der Blumen zarte Wangen,
Die Winterfrost im dunkeln Hause hielt,
Allseitig fühlt die Welt ein muntres Regen
Und drängt sich süß dem Frühlingsglanz entgegen.

Von Bergen ab die silbern Bächlein kommen
Und tanzen in die grünen Thäler munter,
Den Nachtigallen ist die Furcht benommen,
Sie singen laut den dunkeln Wald hinunter,
All' süße Farben sind nun angeglommen,
Der Garten wird von tausend Blumen bunter,
Mit Strahlen ist die ganze Welt umzogen,
Um jede Blume spielt ein Regenbogen.

Genoveva geht ab.

Dem Troste ist die holde Brust verschlossen,
Doch ist es Pflicht, man läßt sie nicht allein,
Jetzt ist die Schwermut um sie ausgegossen,
Doch bald sucht sie den zarten Frühlingsschein,
Dann wird ihr tiefer Gram hinweggeflossen
Nur lieblich dämmernde Erinn'rung sein,
Ich will ihr nach hinab zum Garten gehen,
Allein darf sie nicht sein mit ihren Wehen.

Geht ab.

Vor dem Schlosse.

Heinrich, Else.

Else. Die Gegend ist leer an Menschen, alles ist in den Krieg gezogen.

Heinrich. Nun giebt es bald schöne Neuigkeiten von da und von dort, wie die Feinde geschlagen sind, wer von den unsrigen im Treffen geblieben ist.

Else. Du bist immer munter, immer vergnügt.

Heinrich. Wie sollt' ich es anders? Wenn meine Schafe zur Ruhe gebracht sind, habe ich in der ganzen Welt nichts zu sorgen, auf dem Felde denk' ich an dich und unsre Liebe, schnitze einen künstlichen Stock, oder dichte ein Lied für uns, ich weiß, daß du mich liebst, ich fühle, wie ich dir gut bin, was bleibt mir da noch zu sorgen übrig?

Else. Und du liebst mich recht von Herzen?

Heinrich. Von Herzen und mit meiner ganzen Seele. Laß mich nur, ich spare jetzt, wo ich mag und kann, in einem Jahre kauf' ich mich aus der Leibeigenschaft, dann hab' ich meine eigene kleine Herde, dann bist du mein Weibchen und dann ist diese Erde mein Himmelreich.

Else. Ach Heinrich! Ist denn das alles so gewiß?

Heinrich. So gewiß mir deine Liebe ist, denn nichts anders kann uns trennen als dein Wille. Was geht mir ab? Wär' ich jetzt ein Freier gewesen, so hätte ich mit in den Krieg gemußt, und dann waren alle unsere Hoffnungen geendigt.

Else. Lebe wohl, lieber Knab', meine Mutter möchte uns gewahr werden.

Heinrich. Leb' wohl. Beide ab.

Fränkisches Lager.

Otho, Günther und zwei andre **Hauptleute.**

Günther. Was mag Karl denken und im Sinne führen, daß er sein Heer ohne Schanzen, ohne Verteidigung hier dem Feinde gegenüber legt?

Erster Hauptmann. Eine Schlacht ist unvermeidlich, wenn er sich nicht tiefer ins Land zurückzieht.

Zweiter Hauptmann. Eine Schlacht? Und bedenkt ihr denn nicht, daß die Heiden zehnmal stärker sind als wir?

Otho. Wer fragt, wie stark sie sind? Wenn Karl es befiehlt, so schlagen wir; wenn er es uns heißt, so siegen oder sterben wir. Der Unterthan muß nie die Pläne seines Obern meistern.

Erster Hauptmann. Ei du böser und höchst verdrießlicher Kriegsmann, sollen wir denn nicht einmal sprechen, wie es uns einfällt?

Otho. Nein, denn ihr verweichlicht dadurch euch und andre. Was geht den Diener die Überlegung an? Er ist der Arm, sein Feldherr das Haupt; was dieser gebietet, muß er verrichten, sein größter Stolz sei, diese Verrichtung gut auszuführen, dann ist er im Felde zu gebrauchen; wann ihr aber klügelt und dahin und dorthin zweifelt, so seid ihr schon halb verloren.

Günther. Ei, du wärst dem Bischof Bonifacius ein willkommener Schüler, solcher Leute bedarf er, um das geistliche Regiment einzurichten.

Otho. Hütet euch, Freunde, anders als mit Ehrerbietung von dem großen Manne zu reden, ihr seid nicht gestellt, ihn zu begreifen oder zu tadeln, begnügt euer einfältiges Gemüt, ihn von Herzen hoch zu halten.

Erster Hauptmann. Der Feldherr!

Otho. Der stattliche, herrliche Mann. O du edle Stütze des fränkischen Reichs! Seht, seine Miene ist voll Zorn, o laß es den Sarazenen entgelten, nicht den Christen.

Karl Martell kommt mit Gefolge.

Karl.

So weit sind wir in Frieden fortgezogen,
Nun stehn wir in des Feindes Angesicht,
Nicht länger gilt's zu zögern und zu harren,
Die meisten Herrn und Grafen sind zugegen,
Der edle Herzog Aquitaniens ist
Mit seinem frischen Heere angelangt.

Otho.

Die Bundsgenossen alle sind zugegen,
Vasallen, Unterthanen, keiner fehlt,
Nur Siegfried, Pfalzgraf in dem Trierlande,
Er zögert noch zu kommen.

Karl.

Siegfried ist
Ein treuer Mann, und hat das Aufgebot
Gewiß zuletzt erfahren, denn er wäre,
Zuerst entboten, auch zuerst zugegen.

Der **Herzog von Aquitanien** kommt.

Herzog.

Nun, großer Martell, beim allmächt'gen Gott,
Ich dürfte recht, zur Seite dir zu kämpfen!
Was warten wir noch länger, warum ruhn
Die Schwerter noch in ihren Scheiden, daß
Die Felder nicht, die Berge von dem Hall
Geschlagner Waffen, Schilderklang ertönen?

Karl.

Bezähm' den Mut, o dreimal edler Jüngling,
Verzeih', daß ich mit diesem Namen grüße,
In deiner Jugend seh' ich Heldenthaten,
Zum Ruhm der Christenheit, zur Glorie
Der heil'gen Religion, in zarten Knospen
Noch schlummern, die Gelegenheit, die Stunde
Sehnsüchtig heiß erwarten aufzubrechen,
Damit die Welt dem neuen Glanz erstaune.

Herzog.

Lenk' meinen Arm und den ergebnen Sinn,
Mein Geist ist deinem Geiste unterthan,
Lehr' mich das große Kriegeshandwerk, Held,
Der zu den Waffen nur geboren ward,
Die fabelhafte Zeit, die vor'gen Helden
Von Rom und Griechenland, Theoderich
Samt Alarich, selbst Attila zu verdunkeln.
Dir streb' ich nach mit allen meinen Kräften,
Zwar überzeugt, dich niemals zu erreichen,
Doch schon zufrieden, wenn du nur zuweilen
Mir Beifall winkst auf meinem rauhen Wege.

Karl.

Beschämt mich nicht mit diesen Schmeicheleien,
Gebt mir die Hand, mein edler Herzog, seid

Für Gott und Christum in dem Streite wacker,
Und Gott und Christus krönen Euch mit Ruhm.

Herzog.

O Ruhm, du Palme der erhabnen Geister,
Du schönster Thron, aus lauter Glanz gewebt,
Sei du mein Preis am heißesten der Tage,
So will ich wie der allerkühnste Falke
Mit jugendlichen Schwingen zu dir schießen,
Und noch Gefahr noch Tod soll mich erschrecken.

Karl.

Das Glück liebt immer diese kühnen Geister.

Otho.

Mein Feldherr, von dem Sarazenenheere
Sind jetzt Gesandte allhier angelangt,
Sie bitten, daß du sie doch hören magst
Und ihnen Sicherheit gewähren.

Karl.

Laßt
Sie kommen, sicher sind sie durch den Stand,
Durch heil'ges Recht, das selbst die Heiden ehren,
Vielmehr denn wir, die wir uns Christen nennen.

Derar und **Ali** treten mit Gefolge auf, Diener bereiten für Karl einen Sessel, die Ritter und der Herzog stellen sich ihm zur Seite.

Karl.

Nun redet, Männer, was zu sagen not thut.

Derar.

Beim Allah, der auf uns hernieder schaut,
Bist du der Mann, auf den der fränkische Thron,
Der lang erschütterte, die Hoffnung setzt?
Bist du es, den sie ihren Helden nennen,
Mit dessen Namen sie den Feinden drohn?

Karl.

Ich bin der Karl, den unser König sandte,
Der Ungebühr, von euch erzeugt, zu steuren;
Den Freunden wird es wohl, wenn sie mich anschaun,
Den Feinden bin ich ein zerstör'nder Hammer,
Und seid ihr Feinde, sollt ihr diesen Arm,

Mein gutes Schwert empfinden; aber wurdet
Ihr nur gesandt, die Frage abzuhören?

Derar.

Abdorrhaman hat uns hierher gesendet,
Der für die Lehre des Propheten streitet,
Er läßt dir seinen Gruß entbietend sagen:
Was willst du doch der Armen nicht verschonen,
Die dir aus weit entlegnen Landen folgten?
Glaubst du, es werde einer deiner Schar
Entrinnen, und den Tod der andern künden?
O laß die Thorenhoffnung fahren, sieh
Die tausend halben Monde, die Paniere,
Die hunderttausend und noch hunderttausend!
Ihr denkt doch nicht zur Heimat umzukehren,
Ihr wähnt doch nicht das Schlachtfeld zu behaupten?
Wie Sternenmacht unzählbar unser Heer,
Gestärkt, ermutigt durch den hohen Glauben
An Mahom, hochbeseligt durch Verheißung —
Wie wird es doch das kleine zage Häuflein
Umzingeln und erdrücken, das gekommen
Zu unsrer Beut' die Rüstung herzuschleppen,
Zu unserm Prunk die buntgestickten Fahnen;
Zur Sklaverei die nicht ermord'ten Ritter
Und Grafen und dich Übermüt'gen selbst.

Herzog.

Bei Gott, du feiger Mohr, ich will dafür
Dir deinen Bart und Kopf vom Rumpfe reißen.

Karl.

O laß ihn sprechen, stehn wir alle doch
In jenes Hand, der alles sieht und lenkt.

Derar.

Drum läßt Abdorrhaman dir dies entbieten:
Da er dein Freund und aller Christen Freund
Gern ihres Lebens, ihres Blutes schont,
So magst du dich mit deinem Haufen retten,
Er fordert nur die Waffen von euch allen,
Und daß eu'r keiner gegen ihn sich stellt

In diesem Jahr, damit er ungehindert
Durch Frankreichs Eb'nen ziehen mag und frei
Den Lauf der Flüsse und das Land besuchen:
Er ist von Gott zum Herrscher auserkoren,
Ihr aber seid zu Dienern ihm geboren.

Karl aufstehend.

Bei Gott, ich mag nicht gern mit Hochmut sprechen,
Auch ziemt sich Stolz für keinen Christen nicht,
Doch muß ich mich am Übermüt'gen rächen,
Das schwör' ich hier bei diesem Sonnenlicht!
Nicht soll die künft'ge Nacht zur Erden steigen
Ich habe ihn dann unter mich gebracht,
Noch morgen soll sich die Erklärung zeigen,
Ob größer Mahoms oder Christus' Macht.
Ungläub'ge Hund', an allen Sinnen blöde,
Der Christenheit zur Straf' seid ihr gesandt,
Als Geißel scharf, für ihre Sünden schnöde,
Und drum besiegtet ihr Hispanias Land.
Doch haben wir uns all zu Gott gekehrt
Und keine Heidenmacht kann uns bezwingen,
Wir sind mit seinem heil'gen Wort bewährt,
In seinem Namen muß es uns gelingen.
Ihr Bettler aus Arabiens Wüstenei'n,
Die nackt gelegen in dem heißen Sand,
Die nie gekannt des Goldes Glanz und Schein,
Die nicht Getreide und nicht Brot gekannt,
Bis euch empört ein hochverfluchtes Haupt,
Und euch gestellt in die verruchten Rotten,
Daß ihr die teure Christenheit beraubt,
Es wagt, dem dreimaleinigen Gott zu spotten,
Euch Tigertieren will ich dies verkünden,
Ihr sterbt auf diesem eb'nen Schlachtgefilde,
Oder niemals will ich ferner Gnade finden
Vorm allerteuersten Marienbilde.
Jetzt schweigt, ich will nicht weiter Antwort hören,
Kein Wort, sonst will ich hier beim Himmel schwören,
Ich achte nicht, daß ihr hierher gesandt,
Und morde euch mit dieser meiner Hand.

Herzog.

Jetzt eilt zurück, verkündigt unser Zürnen
Und fleht vergeblich heut' zu den Gestirnen.

Otho.

Ihr seid gesandt, das schützt euch, lieben Brüder,
Doch morgen sehn wir uns im Felde wieder.

Otho mit den Gesandten ab.

Karl.

Rück' bald herauf, du wicht'ger großer Tag,
Und schlinge schnell die kurze Nacht hinweg,
Es brennt mir Herz und Eingeweid' zum Kampf. —
Welch frohes Spiel von Zimbeln und Trompeten,
Welch Freudejauchzen tönt durch unser Lager?

Otho kommt zurück.

Otho.

Graf Siegfried ist soeben angelangt.

Karl.

Ich dacht' es wohl, daß er nicht fehlen würde.

Siegfried tritt auf.

Siegfried.

Da bin ich, edler Fürst, auf dein Gebot,
Doch kam dein Ruf nur spät in unser Schloß,
Gleich macht' ich mich zum heil'gen Kriege auf.

Karl.

Und geht es allen wohl bei dir daheim?

Siegfried.

Gottlob, ich habe alle wohl verlassen,
Mein junges Weib wollt' zwar ein wenig bangen,
Doch hat sie sich auch endlich finden müssen.

Karl.

Du bist vermählt?

Siegfried.

Erst seit drei Monden, Herr.

Karl.

So wünsch' ich unsern Feldzug bald geendigt,
Damit du bald zurücke kehren mögst.

Siegfried.

Ich hab' 'nen treuen Dienstmann heimgelassen,
Der mir mein Schloß und teures Weib beschirmt.

Karl.

Lebt Euer Bischof noch, Hidulf der Weise?

Siegfried.

Er hat Euch seinen Segen mitgeschickt.

Karl.

Ich danke ihm, seid nochmals mir willkommen,
Ich denk', wir gehn schon morgen an das Werk,
Drum rüstet Euch, mein edler, tapfrer Grafe,
Ich will noch einmal jetzt das Lager mustern.

Ab mit dem Herzoge und Gefolge.

Siegfried.

Schon morgen? Nun, je früher desto besser,
Je eh'r vollbracht, die Freude desto größer.

Otho.

Könnt Ihr Euch meiner, teurer Freund, erinnern?

Siegfried.

Ihr seid ja Otho wohl, mein Waffenbruder.

Otho.

Derselbe.

Siegfried.

Nun, so lasst Euch also halsen.
Ei, wie man unvermutet Freunde trifft!
Kommt mit zu meinem Zelt, wir wollen trinken,
Beim Becher uns als Freund' Willkommen sagen!

Geht ab.

Siegfrieds Schloß.

Golo, Benno.

Golo. Wo ist die Gräfin?

Benno. In ihrem Zimmer, mit dem alten Kaplan in einer Andachtsübung

Golo. Die edle Frau! Immer denkt sie nur an ihren fernen Gatten; wollte Gott, wir könnten etwas ersinnen, ihren Gram zu zerstreuen.

Benno. Wenn Ihr sie nicht fröhlich machen könnt, so ist es der ganzen Welt unmöglich.

Golo. Wie meinst du das?

Benno. Je nun, ich meine, daß Eu'r lustiger, vergnügter Umgang, Euer helles Auge, Euer wackres Aussehn dem traurigsten Menschen das Herz erfrischen müssen. Wenn Ihr so drein schaut und lacht einem entgegen, so fühlt jedermann einen frischen Mut in seiner Brust.

Golo. Du schilderst mich wie einen leichtsinnigen Thoren.

Benno. Bewahre, gnädiger Herr, ich kann die Worte freilich nicht so recht setzen, —

Golo. Schon gut, da hast du etwas zum Trinken; — wo ist der Hausmeister Drago?

Benno. Er sitzt mit dem Wendelin drinne ob einem heil'gen Buche, ich weiß aber nicht, wovon es handelt. — Gehabt Euch wohl, ich will einen Krug Wein auf Eure Gesundheit leeren. Geht ab.

Golo.

Was willst du hier? Weiß ich doch wahrlich nicht,
Weswegen ich hierher gekommen bin;
Wie unsichtbare Mächte hält es mich
Umstrickt und lenkt die Schritte, wenn ich träume,
Hierher, und wie ein Nachtwandler erwach' ich
Und finde mich, wo ich am mind'sten dachte.
Was soll es denn, daß ich mich nicht beherrsche?
Ich fühl's, das leichte Leben nimmt den Abschied,
Es schleicht das Blut in meinen Adern, nimmer
Will Wein mir schmecken; keine Fröhlichkeit,
Gesellschaft, nichts will mich fortan erquicken;
Mein schönes Roß ist mir zuwider, alles,

Was sonst mir auf den andern Tag so Freude
Wie Lust versprach, ist mir dahin geschwunden.
Zu träge bin ich Waffenwerk zu treiben,
Zu trübe, Lieder zu erdichten und zu singen,
Nicht Weis' und Reim will mir wie sonst gelingen.
Es muß sich ändern! Soll in jungen Tagen
Mein Leben mir so ungenossen schwinden?
Ich möchte mich mit eignen Fäusten schlagen,
Die alte Kraft, sie soll sich wieder finden!
Ich will, du goldner Wein, zu dir mich flüchten,
Ich muß die alten Liebesreime singen,
Ich will in frischer Jugend wieder dichten,
Auf meinem Roß über Bach und Gräben springen,
O fern von mir, trübselige Gedanken,
An euch will ich wohl nimmermehr erkranken.

Wolf kommt herein.

Wolf.

He! Golo! bist du im Gemach allein?

Golo.

Allein, was willst du mir denn, alter Vater?

Wolf.

Ist Genoveva wohl?

Golo.

In heiliger
Ergötzung mit dem würd'gen Kapellan,
Da sprechen sie von biblischen Geschichten,
Von Helden aus dem alten Testament,
Die auch einmal, vielleicht noch vor der Sündflut,
Von ihrem Eh'gemahl getrennet waren.
Dann zeigt er ihr den Riß der Arche Noäh,
Und wie viel Säulen standen in Saloms Tempel,
Wodurch sie sich gar sehr erbauet fühlt,
Und neugestärkt den Herrn Siegfried erwartet.

Wolf.

Wie rollt dir denn die Zung' im Kopf so wild?
Hast wieder mal getrunken? Golo, Knabe,
Sei doch besonnen, nimm vernünft'ge Weis' an.
Wie lange soll die Zeit der Jugend dauern?

Golo.

Verzeiht mir, Alter, denn es war nur Scherz.
Habt Ihr mir wohl was Ernstes aufzutragen?

Wolf.

O Ernst genug, wenn dein Sinn darnach steht.
Ich sah, wie's meine Sitte ist, noch gestern Abend,
Es war die zehnte Stunde, oder später,
Doch laß es nur die zehnte Stunde sein,
Ein wenig auf und ab hat nichts zu sagen, —
Nun also, wie gesagt, ich schaut' zum Fenster
Hinaus und über hin das grüne Feld,
Der Himmel war von allen Wolken rein,
Ein dunkles Blau umzog die Silbersterne
Und in der Mitte hing der goldne Mond;
Wie ich noch so den blanken Schein betrachte
Und im Gemüt die helle Nacht erwäge,
Die Wunder Gottes preise, kommt vom Walde
Ein leises, leises Rauschen, rührt die Bäume,
Daß sich die vollen Wipfel neigen und nicken,
Währt gar nicht lange wird das Brausen stärker,
Da fangt der Rhein an seine Ufer zu klatschen, —
So dacht' ich innerlich: ist's doch nicht anders,
Als führt das Wasser mit den Bäumen Gespräche,
Was mögen sie sich doch erzählen, die beiden,
Der alte Rhein und diese alten Eichen?
So dacht' ich und gemahnt mich wie ein Kind:
Da hob ich auf den Blick, da zogen Wolken
Dicht um den Mond und immer dichter und dichter,
Und plötzlich waren sie wieder weg, aber um die Scheibe
Lag weit umher ein Meer, so wie von Blut,
Recht dunkelrotes Blut und zum Entsetzen.

Golo.

Es spielt der Himmel mit dem Glanz, mit Wolken.

Wolf.

Sprich so nicht, lieber Golo, Krieg bedeutet's,
Unglück bedeutet's, ob nun uns, oder ob
Den Sarazenen, das ist nur die Frage.

Golo.

Der Himmel wird sein Kriegesheer beschützen.

Wolf.

Es geht da in der Natur manch Wunder vor.
So sagen sie auch, nämlich die das verstehn,
Es wäre anjetzt in den Sternen große Zwiespalt,
Da kämpfte einer gegen den andern, erbost
Sind aufeinander die Kräfte der Natur.
Doch schweig davon, mein allerliebster Golo,
Nur dir allein hab' ich's vertrauen mögen,
Weil ich wohl weiß, du findest dich als Mann.
Noch gestern sprach ich solchen Sternengucker,
Der mir bei seinen Wissenschaften schwur,
Es stehe um das Heer der Christen schlimm,
Er sprach da von Planeten und Kometen,
Von wunderbaren Konjunkturen, siehst du,
Von Auf- und Niedersteigen, daß sich mir
Die Haare aufwärts bäumten, er beschloß,
Wir hätten eine blut'ge Schlacht verloren,
Graf Siegfried sei mit seiner Schar geblieben.

Golo.

Dies sind die nicht'gen Träumer, die mit Künsten,
Mit unerlaubten, unsern Sinn betrügen,
Es lehrt uns die Vernunft und unsre heil'ge
Religion, daß wir dergleichen nicht
Erfahren können durch ein falsches Wissen.

Wolf.

Mit Einschränkung, mein lieber Golo, alle
Sind nicht Betrüger, o es wäre viel,
Sehr viel davon zu sprechen, doch du bist
Noch jung, ich will dir nicht das Herz beschweren,
Ich wollte dir nur sagen, was ich wüßte,
Kein andrer weiß hier noch um das Geheimnis,
Verschweig' es, bitte, ja vor Genoveva.

Golo.

Sie soll kein einig Wort davon erfahren.

Wolf.

Sie ist ein Weib, zu jung, vielleicht — ich schweige,
Du weißt, mein Golo, was ich sagen will,
Da muß man sie um alles nicht erschrecken.
Leb' wohl, gieb mir die Hand. Halt' reinen Mund!

Geht ab.

Golo.

Du guter alter Mann!
Du Abbild der verfloßnen treuen Zeit,
Wie könnt' ich doch ob deinem Glauben spotten,
Dein kindliches Gemüt doch bitter tadeln?

Genoveva und der **Kapellan** treten auf.

Genoveva.

Ihr geht aus meinem Hause nie, ihr laßt
Mir Hoffnung hier und Andacht, liebe Freunde.

Kapellan.

Gott kann die Seinen nimmermehr verlassen,
Im Herzen steht sein Name eingeschrieben,
Ist dieser nur in uns zurückgeblieben,
Wir schaun ihn an und wissen uns zu fassen.

Doch wenn wir unser eignes Herze hassen,
So bleibt uns fern Andacht und frommes Lieben,
Von neuem aus dem Paradies getrieben,
Sind wir von Gott und Welt, uns selbst, verlassen.

Doch wer den Engel Demut in sich heget,
Dem ist die Andacht auch zum Gast gegeben,
Er sieht im Herzen Christi wahren Zeugen:

Drum gläubt er fest, so sich auch Trübsal reget,
Er fühlt die Kraft im innerlichsten Leben
Und bleibt verfolgt, im Kerker, tot, sein eigen.

Es segne Euch der Herr, behüte Euch,
Er sei mit Euch auf allen Euren Wegen.

Geht ab.

Genoveva.

Ihr seid hier, Golo — eben seh' ich Euch.

15. d. h. Hoffnung und Andacht als liebe Freunde. Später ändert Tieck den leicht mißzuverstehenden Vers in: „mir Andacht, Hoffnung hier, als liebe Freunde."

Golo.

So heiligen Gedanken müssen freilich
Die andern all' entweichen, niemals möge
Mein Nam' euch ins Gedächtnis fallen, wenn
Die heil'ge Sehnsucht Euren Geist regiert.

Genoveva.

Warum das nicht? Ihr seid so gut und edel,
Der edle Mensch ist nur ein Bild von Gott.

Golo.

Ja, Ihr habt recht, Ihr seid ein göttlich Bild,
Drum muß man Euch Reliquien gleich verehren
Mit stummer Inbrunst und aus frommer Ferne.

Drago tritt auf.

Drago.

Hier ist das Buch, wohledele Frau Gräfin,
Das Ihr befahlt von Straßburg zu verschreiben,
Es ist in schöner Schrift, ein wackrer Mönch
Hat alle Züge rein und klar geschrieben.

Genoveva.

Wie lieb ist mir, daß es nun angekommen,
Ich hegte große Sehnsucht es zu lesen,
Nun ist es da, ich will mich dran erquicken.

Drago.

Gar wunderwürdig ist da die Beschreibung
Von Sankt Laurentio, vom heiligen
Sebastian und der heiligen Katharinen,
Nebst andern alt verlaufenen Geschichten,
Die inniglich so Herz wie Geist erregen.
Ich hab' ein wenig schon darin gelesen,
Ihr werdet mir verzeihn, wohledle Frau.

Genoveva.

Ich kenne deinen lehrbegier'gen Sinn.

Drago.

Jetzt will ich mich zur Abendtafel richten.

Geht ab.

Genoveva.

Ihr seid nicht froh in diesen Tagen, Golo.

Golo.

Ich denke oft an unsern edlen Grafen,
An die Gefahr —

Genoveva.

Wohl habt Ihr recht zu trauren, —
Was war es für ein Lied, das ich Euch erst
Im Hofe singen hörte, als der Vater
Mit mir im Zimmer war?

Golo.

Verzeiht, ein bäurisch
Einfältiges Gedicht, das ich durch Zufall
Vor ein'gen Tagen hörte, und das so,
Ob ich's gleich nicht begreife wie, mich faßte,
Daß mein Gedächtnis es mit Widerwillen
Behält und ich es allerwegen singe.

Genoveva.

Die Weise ging recht still und traurig fort,
So daß es mich bis in mein Herz bewegte.
Hier ist die Laute, spielt es noch einmal.

Golo.

Es kann Euch wirklich nicht ergötzen, Herrin.

Genoveva.

Doch wünsch' ich mir die sanften Töne wieder
Und daß Ihr's ganz so schlicht und herzlich singt.

Golo.

Wenn Ihr befehlt, so muß ich wohl gehorchen.

Er spielt und singt.

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.

Er läßt die Laute plötzlich fallen.

Genoveva.

Was ist Euch, Golo? Wie, Ihr weint? Ihr könnt
Vor Schluchzen nicht mehr sprechen? — Faßt Euch, Lieber!
Was kömmt Euch denn so plötzlich in den Sinn? —

Golo geht fort.

Der treue Mensch, ihm kömmt der Schmerz von Herzen,
Er liebt den Herrn mit wunderbarer Tugend,
O jeder muß ihn lieben, der ihn kennt.
Die schwarze Nacht kömmt schon vom Wald herauf,
Nun sitzt er wohl mit trübem Blick im Lager
Und schaut nach unsern lieben Bergen her,
Ihn reun im Stillen seine strengen Worte.
Vielleicht ist jetzt die wilde Schlacht geendigt,
Man sucht ihn unter den Verwundeten,
Und kann ihm keine Hilfe mehr erschaffen.

O Auge Gottes, das vom Himmel schauet,
Nimm du ihn gern in deinen großen Schutz,
Wer auf den Herrn mit sicherm Mut vertrauet,
Der beut den allerärgsten Feinden Trutz.
O Allmacht, wer auf deine Hilfe bauet,
Der ist verwahrt, geschirmt vom schönsten Schutz.
Dir übergeb' ich ihn und will nicht klagen,
Nicht Wohlgefall ist dir der Menschen Zagen.

Verworren wandern wir in bunten Reihen,
Und Tod und Unglück gehn durch uns dahin,
Wen du mit deiner Milde willst erfreuen,
Der findet im Verderben den Gewinn;
Er darf nicht drohende Gefahren scheuen,
Er singt: Im Tod und Leben dein ich bin:
Du gabst ihn mir, dir sei er übergeben,
Er sei der dein' im Tode oder Leben.

Geht ab.

Sarazenisches Lager. Nacht.

Derar und **Abdorrhaman, Ali.**

Abdorrhaman.

Du, Derar, sollst den ersten Angriff machen,
Dich, Ali, stell' ich auf den linken Flügel,
Ich selber will des rechten Führer sein,
Das Centrum dringt mit Derar mächtig vor,
Wir beiden suchen dann sie zu umzingeln.
Der Himmel hat sie unsrer Hand gegeben,

Wir wollen ihm gefällig Opfer bringen,
Daß keiner dieser Christenhund' entrinne.

Derar.

Ihr Feldherr sprach von dir verachtungsvoll,
Dafür mußt du den Stolzen züchtigen.

Ali.

Sie können unsrer Macht nicht widerstehn,
Die Scharen all in wilder Glut entbrannt,
Nach Beute gierig und zum Morden schnell.
Dir, junger Held, hat Allah vorbehalten,
Von Spanien aus Europa zu verwüsten
Und Christus' falsche Lehre zu vernichten.
Ist nur der Karl zu Boden erst geworfen,
So findest du bis zu den Eisgebirgen,
Bis zu den Ländern, wo die Zwerge wohnen,
Kein Auge mehr, des Feuer es noch wagte,
Mit Trotzen dir ins Angesicht zu blicken.

Abdorrhaman.

Gepriesen sei der mächtige Prophet,
Der bis hierher mit uns gekämpfet hat
Doch möcht' ich diesen Karl zum Freunde lieber
Als gegenüber mir zum Feinde haben;
Der Ruhm hat ihn mit allen seinen Kränzen
Geschmückt, und dürft' ich einen Mann beneiden,
So wär' es dieser heldenmüt'ge Karl.
Sieh, er ist König von dem fränk'schen Reich,
Denn hat der König mehr als nur den Namen?
Italien eifert um des Helden Freundschaft,
Was gilt's, er stellt das Reich des Occidentes,
Das alte Kaisertum mit erstem her,
Wenn er den Schrecken dieses Tags entrinnt?
Daß keiner dieser Christen seinen Vorteil
Erkennen will und was ihm wahrhaft nützt,
Sonst müßte der Martell mit mir sich einen,
So dürft' er kühn mit mir die Welt beherrschen,
Doch hat das Schicksal es nun so gefügt,

36. Wie sorgfältig Tieck später der Terminologie der Schicksalstragödie aus dem Wege ging, zeigt, daß er diesen Vers umänderte in: „Doch haben es die Sterne so gefügt.“

Daß wir als Feinde Stirn der Stirne bieten,
Und Mahom lenkt zu seinem Vorteil alles.

Derar.

So steht der Mensch dem Menschen stets entgegen,
Ein jeder geht für sich auf eignen Wegen,
Dir dient's, dich vom Kalifen loszusagen
Und auf dein eignes Glück dein Glück zu wagen;
Er hat Konstantinopel nicht gewonnen,
Ihm ist die Gunst der Sterne schon zerronnen,
Dir blühen glänzend alle günst'gen Zeichen:
So magst du denn die höchste Palm' erreichen.

Abdorrhaman.

Mit Allah und im Namen des Propheten,
Denn bald beginnt der Morgen sich zu röten.

Sie gehen.

Zulma tritt in Kriegeskleidung auf.

O Zelte! die ihr meinen Liebsten bergt!
O nächtlicher, mondbeglänzter Himmel!
O ihr Bäume! wo wandelt jetzt sein Fuß?
Er weiß nicht, daß ich hier zugegen bin,
Er will nicht, daß ich ihn begleiten soll,
Er wähnt nicht, wie so nah mein Herz ihm schlägt.
Die Wachen gehn umher mit ernstem Gange,
Schon lassen sie das bleiche Feu'r erlöschen,
Der Mond wird blasser mit den kleinen Sternen,
Die Hähne krähen aus den nahen Dörfern.
O Abdorrhaman! liebst du deine Zulma?
Fühlst du den Geist durch ihre Gegenwart erregt?

Gegen dein Gezelt,
Wo der Waffen Klang,
Wend' ich den Gesang,
Du bist mir die Welt!

Willst im Harnisch gehn?
Schlachten willst du streiten
Und es soll von weiten
Ungekannt die Liebe stehn?

Lockt dich kein Heimweh zurück?
Gönnst du mir gar keinen Blick?
Bleib' zurücke, roter Morgen!
Ach, er dämmert mehr und mehr,
Häuft die Pein, die trüben Sorgen,
Blaß sieht nun der Mond daher,
Ja, der Mond ist in der Trauer,
Daß sein Bildnis soll entfliehn,
Daß nun fällt die span'sche Mauer,
Daß mein Liebster soll verblühn!
O ihr hohen Himmelsmächte,
Ist die Zeit dahin verschwunden?
Wo sind jene Tag' und Nächte,
Jene Brunst der Liebesstunden?
Jene Blicke,
Jenes Winken,
All mein Glücke,
Alle Küsse,
Die Genüsse,
Muß so schnell das all versinken?
Schwert ertönt an Schild geschlagen
Und der Tod hält Musterungen,
Wen er will von dannen tragen.
O dies Herz will schon verzagen,
Allah, sei es uns gelungen.

Abdorrhaman zurück.

Abdorrhaman.

Wer bist du?

Zulma.

Ach, ein armer Knabe, den
Sie jung her in den wilden Krieg geführt,
Um in dem Treffen umzukommen.

Abdorrhaman.

Warum bist du zu Hause nicht geblieben,
Wenn du dem Herzen und dem Arm nicht traust?

Zulma.

Mich zog die Liebe her zu meinem Herrn,
Ich sterbe hier, doch wär' ich auch gestorben
Am innren Weh der Trennung und Entfernung.

Abdorrhaman.

Ergieb dich dem Gebet, bald rückt das Heer aus. Ab.

Zulma.

Er kennt mich nicht,
Er argwöhnt nicht, daß ich es sei;
Ja, beten will ich, brünstig Allah flehen,
Daß ich gesund den Abend möge sehen
Und lebend, Liebster, dir zur Seite stehen.
O Sterne, hüllet ihn in eure Gunst,
Werft um ihn Netze stärker denn von Stahl,
Treibt ihm zurück der Feinde Zahl,
Liebt ihn mit meiner heißen Brunst! Geht ab.

Das fränkische Lager.

Karl Martell allein.

Wie wenn ich hier mein bestes Glück versuchte?
Wer kann mir sagen, daß ich übel thäte?
Es kömmt Fortuna niemals uns entgegen,
Wir müssen ihr vielmehr entgegen gehn.
Ich bin ja König, nur fehlt mir der Name, —
Doch ist der Name, diese äußre Ehre,
Der Glanz des Throns, die Anbetung des Volks,
Gerade das, was meinen Ehrgeiz spornt:
Der ist nicht groß, der das verachten mag.
Was frommen meine Schlachten, meine Siege,
Daß sich nach meinem Wink das Reich bequemt?
Wenn ich nicht dreist es sagen darf: ich bin's!
So ist es doch nur halbe Büberei,
Erschlichene Gewalt und unrechtmäßig.
Und o der süße, süße Name König,
Gebeugtes Knie von Rittern, Grafen, Herrn,
Die heil'ge Scheu des Volks vor meiner Krone,
Der Sitz hoch über allen Häuptern weg. —
Mein Herz bequemt sich nicht, das zu verachten.
Ich weiß, der Papst, er wär' mir nicht zuwider,
Der Bischof Bonifacius ist für mich,

15 ff. Die Anklänge an die Monologe Makbeths sind deutlich.

Zwar hab' ich keinen großen Dank von Priestern
Und Mönchen mir verdient, denn wo ich mag,
Vermindr' ich gern die großen Kirchengüter.
Allein mein Name und der Drang der Zeiten,
Sie würden alle rauhen Hügel ebnen
Und meinen Weg mir frei und leichte bahnen.
Der König endete im Kloster dann,
Wie vor ihm schon so mancher Schwache that,
Und keiner wagte mich deshalb zu tadeln.

Wer hat doch nie die große Lust empfunden,
Nach einer Krone seinen Arm zu strecken?
Die stolze Brust muß kühne Wünsch' erwecken,
Dem Kühnen ist das Glücke stets verbunden.

Auf ferner Höh' ist Furcht und Angst verschwunden,
Der Glanz des Throns muß jede Schuld verdecken,
Der Pöbel kriecht, den Staub vom Fuß zu lecken,
Und Jahre lebst du dann in allen Stunden.

Der Ew'ge kann die Triebe nicht verdammen,
Die unsern Geist mit neuem Mut beflügeln,
Und uns auf jenen höchsten Gipfel stellen.

Gelegenheit facht höher an die Flammen!
Wer wird noch da die wilden Wünsche zügeln?
Nicht Himmel fürchtend, biet' ich Trutz der Höllen!

Und wieder führt die Phantasie Gebilde
Mir vor den Blick, die ich oft zu verdrängen
Zu schwach mich fühle, denn es zwingt der wilde,
Ehrsücht'ge Satan ihnen nachzuhängen;
O komm auf mich, du Geist des Friedens milde,
Sing' in mein Ohr mit deinen sanften Klängen,
Und herzlich sei im Herzen der verflucht,
Der mich zu derlei Übelthat versucht.

Oft wenn ich mich im Feld' allein befinde,
Tritt der Versucher heimlich auf mich zu,
Und zischelt mir ins Ohr die große Sünde,
Läßt auf der Jagd im Walde mir nicht Ruh',

Ja, wenn ich mich zu beten unterwinde,
Flüstert er mir die schnöden Worte zu.
Nimm mich, du heil'ger Gott, in dein Beschirmen,
Daß sich in mir nicht bös' Gedanken türmen.

Mit Purpur angethan zeucht Morgenröte
Herauf und schreitet durch das Himmelblau,
Es flammt die Glorie der frühen Röte
Herab und spielet auf die grüne Au,
Der Tod schaut nieder, welchen er ertöte,
Weiß jener nur, jenseit des Himmelsblau:
Vertilg' die Sündenschuld aus meinem Leben,
Vergieb uns unsre Schuld wie wir vergeben!

Der **Herzog von Aquitanien** kommt.

Aquitanien.

Seht, fröhlich hat der Tag sich angethan,
Er glänzt daher im festlichen Gewand,
Des Feindes Scharen stehn schon Mann an Mann
Und decken weit umher das grüne Land.

Karl.

Auch unser Herz ist schon zum Streit gewappnet.

Siegfried und **Otho** treten auf.

Otho.

Die Schlacht der Ungetauften steht geordnet,
Der Schein der Waffen deckt so Feld wie Hügel,
Die leichten Reiter sprengen hin und her.

Karl.

Es ist die Zahl der Feinde zehnmal größer
Als unsre Schar, so hat man mir gesagt,
Doch hoff' ich, ist drum unser Mut noch besser,
Die Arm' ans Werk, dann sei es kühn gewagt.

Aquitanien.

Der Feige wird an diesem großen Morgen
Des Mutes und der tapfern Thaten voll,
Jedweder Brust entweichen ird'sche Sorgen,
Weil jeder Sinn nur Ruhm gedenken soll.

Siegfried.

Wir sind mit Gottes Hilf' zum Schlagen fertig
Und nur des Worts und der Trompet' gewärtig.

Karl.

In Gottes Namen dann!
Rückt aus! Trompeten blast!

Das Zeichen zur Schlacht wird gegeben, sie rücken mit lautem Feldgeschrei aus.

Schlachtfeld.

Feldgeschrei, die Mohren ziehn sich zurück, Getümmel.

Zulma
gewaffnet, mit Schwert und Schild.

Sie weichen! sie fliehn!
Die Mohren weichen
Der Christen Streichen,
Ich seh' die Monde ziehn!

O Qual! O Schmerz!
O Allah, höre,
Hör', wie ich beschwöre, —
O brichst du Herz?

Laß Blitze zücken,
Wirf Donner von oben,
Wir wollen dich loben,
Nur laß es uns glücken.

Abdorrhaman kommt.

Zurück in die Schlacht! — Zulma ab. Ihr feigen Sklaven!
Dich, Derar, laß ich um 'nes Kopfes kürzen,
Du bist es, der den großen Tag verliert!

Ein Haufen Flüchtiger tritt auf.

Abdorrhaman.

Wer seid ihr? Seid ihr jene Sarazenen,
Vor deren Tritt der Orient erbebte?
Ein feig' Gewürm, eine niederträcht'ge Herde,
Die vor dem Schlächtermesser fliehn,
Ich möchte brüllen, so fühl' ich mein Herz erglühn,

Ich könnt euch all mit diesem Arm vernichten,
Allein mich mitten unter die Feinde flüchten!
Mir her den halben Mond! ich will ihn tragen
Und so mich in den dicksten Haufen wagen,
Wer Muselmann noch ist, der folgt mir nach. Ab.

Alle.

Allah, Allah, Mahom, Allah, ihm nach! Alle ab.

Getümmel. **Otho** bringt den verwundeten **Günther.**

Otho.

Hier lieg', bis ich dich weiter fördre.
Fühlst du dich matt?

Günther.

Zum Tode matt!
Der Abdorrhaman wütet wie ein Teufel,
Nicht Menschenkraft vermag zu widerstehn.

Otho.

Sie soll ihm widerstehn, so lang' ich Blut
In meinen Adern spüre. Welch Geschrei?

Ein **Hauptmann** flüchtig.

Hauptmann.

O heißer Tag! O blut'ge Stunde!

Otho.

Was giebt's?

Hauptmann.

Der Aquitanien ist ganz geschlagen,
Die Christen färben rot die grüne Flur.

Otho.

Auch Heidenblut soll sie besprengen, leb' ich.

Siegfried mit einer Schar.

Siegfried.

Zu Karl, zu Karl, der Hammer ist im Gedränge!

Otho.

Wir alle gehn zur Hölle, wenn er fällt! Alle ab.

Günther.

Ich bleibe — matt mein Herz — leb' wohl, du Welt.

Stirbt.

Trompeten, Feldgeschrei, Sarazenen mit christlichen Fahnen, **Derar** an ihrer Spitze. **Aquitanien** gefangen.

Derar.

Triumph! Allah sei Dank!

Alle.

Triumph! Allah!
Allah gepriesen und sein großer Prophet!

Aquitanien.

O führt mich fort und tötet mich alsbald.

Alle.

Triumph! Allah gepriesen! Mahom Dank! — Alle ab.

Karl Martell.

Karl.

Ich muß hier Atem schöpfen! Blut'ge Stunde!
Gedenk' nicht meiner Sünde! Geh', o Herr,
Nicht mit mir ins Gericht! — Auf, meine Geister,
Geht neu gestärkt zum Waffenwerke wieder.

Siegfried kommt.

Siegfried.

Der Herzog Aquitaniens ist gefangen
Und seine ganze Schar auf Flucht begriffen.

Karl.

Ich sah sie wohl, die jugendliche Eil'.
O Himmel, regne Kraft auf uns hernieder,
O heil'ge Mutter Gottes, deiner Fahnen
Erbarme dich und lenk' du uns zum Ziel.

Otho kommt mit einem Haufen.

Otho.

Nun rennt ja alles toll und wild zusammen,
Man weiß nicht, welchem Haufen man sich fügt,
Die Fahnen fliehn, die Christen sind verworren,
Wär's Sünde nicht, mein Schwert stieß ich ins Herz.

Karl.

Frisch auf, mein Landsmann, sei nur wohlgemut,
Ich kehre jetzt an meinen Posten wieder,
Der Herzog Aquitaniens ist gefangen,
Befreie du ihn uns, mein wackrer Otho.

Otho.

Das soll geschehn, wenn ich nicht vorher sterbe. Alle ab.

Abdorrhaman im Kampf mit einem **Franken.**

Abdorrhaman.

Die Stunde deines Todes ist gekommen.

Franke.

Prahl' nicht zu früh, dies ist ein fränk'sches Schwert.

Ein Franken-Hauptmann.

Hauptmann.

Dies ist der oberste der Mohren! Gutes Glück!

Abdorrhaman.

Bleib' fort, bis ich's mit diesem ausgefochten!

Hauptmann.

Ergieb dich uns, so magst du leben bleiben.

Abdorrhaman.

Dies Wort hat meine Zunge nicht gelernt. Sie fechten.

Zulma tritt auf und sticht den Hauptmann von hinten nieder.

Abdorrhaman.

Nun bin ich frei, du folg' ihm hin zur Hölle.

Der Franke fällt.

Du hast mir, Knabe, guten Dienst gethan,
Drum nenn' mir deinen Namen, daß ich danke.

Zulma das Visier öffnend.

Kennst du mich nicht?

Abdorrhaman.

Ihr Sterne, ist es Zulma?
Wo kommst du her? Was hast du unternommen?
Was willst du hier? Geh' schnell in mein Gezelt!

Zulma.

Dir nimmer von der Seite will ich gehn,
Deswegen bin ich dir so weit gefolgt,
Mit dir den Sieg, wo nicht den Tod zu teilen!

Abdorrhaman.

Ich kann nicht fechten, weiß ich dich gefährdet.

Zulma.

Ich will jedweden deiner Schritt' bewachen,
Die Augen folgen dir so wie dein Schatten.

Abdorrhaman.

Komm hier aus dem Getümmel! Beim Propheten,
Ich weiß nicht, ist es wahr, ist es ein Blendwerk?

Sie gehen.

Otho und **Aquitanien** kommen.

Aquitanien.

Wie soll ich dich belohnen, tapfrer Degen,
Du hast mein Leben mir zurückgegeben,
Ja, mehr als Leben, meine Ehr' gerettet,
Die ich im Felde wieder lösen will.

Otho.

's ist gern geschehn; es kann nochmal geschehn.

Aquitanien.

Nein, meine Jugend soll mich nicht verführen,
Dein edles Schwert in neue Gefahr zu bringen.

Otho.

Da kommt der tapfre Karl.

Karl kommt.

Karl.

Die Feinde weichen!
Seid Ihr zurück, mein allzu rascher Herzog?

Aquitanien.

Ja, ich verdiene den gerechten Tadel,
Doch schwör' ich hier bei meiner Eltern Adel,
Ich schwör' es hier bei diesem guten Schwert,
Und fühlt, der Schwur ist heilig mir und wert,
Bleibt nur das Leben meinem Leib getreu,
So wasch' ich heut' noch meine Ehre neu.

Karl.

Horch! die Trompeten rufen uns ins Feld,
Es gilt nicht mindres als die halbe Welt!

Ab mit Aquitanien.

Otho.

Ich bleibe, denn da tobt der Hund verflucht,
Den ich schon in der ganzen Schlacht gesucht,
Den Prahler, der als Bote gestern stand,
Heut' wird er mir zum Schlachten abgesandt!
Hierher, hierher, du feiger Renegat,
Du willst dem Tod' entfliehen, doch zu spat.

Derar kommt.

Derar.

Ihr schnöden Christenhunde, Mahom zeigt,
Daß seiner Macht des Nazareners weicht.

Otho.

Schweig still mit deiner Zung' im Lästerrachen,
Das Schwert muß hier den Streit zu Ende machen.

Derar.

Mahomed sei gepreist!

Otho.

Der Lügen Vater,
Du Leutverführer, Schelmenzunft Berater,
Jetzt hör', du Thor, wie man mit Recht soll flehn:
Herr Christ, magst mir in meinem Streit beistehn.

Sie fechten, Derar fällt.

Otho.

Siehst wohl, daß dies die rechte Art zu beten?
Sie hilft uns gern, ungläub'ge Feinde töten.
Er ist gestorben und mag nicht mehr hören,
Es hilft nicht viel, dem Tauben Wahrheit lehren.

Geht ab.

Abdorrhaman und Aquitanien im Gefecht.

Aquitanien.

Dich hab' ich mir von allen ausgesondert,
Du mußt dein Leben mir als Beute lassen.

Abdorrhaman.

Erbebe, Christ, denn viele deiner Freunde
Hat heute schon dies grimme Schwert gefressen,
Die Haufen fliehn, es wankt der halbe Mond,
Mahom ist uns entgegen, sich entgegen,

11. des Nazareners, sc. Macht.

Doch dieses Blut, das mir im Herzen wohnt,
Verkauf' ich nur für deines Herzens Blut!

Aquitanien.

Ich muß, ich muß dich Stolzen überwält'gen,
Es regen sich zehn Geister mir im Busen.

Abdorrhaman.

Sollt' ich mein großes, thatenreiches Leben,
Den Ruhm der Welt und meine großen Plane,
Die schöne Zukunft einem Jüngling opfern?

Aquitanien.

Durch deinen Tod werd' ich berühmt, ein Mann,
Jetzt ist die Stunde meiner Prüfung da,
Bin ich in Christ bestanden, bin ich wohl.

Abdorrhaman.

Soll denn nur Schmach die Sarazenen decken,
Soll Mahoms Glaube wieder untergehn?
Nein, Prophet, nein, ich will auf dich vertrauen,
Auf dein Verheißen meine Wohlfahrt bauen,
Magst du auf Sieg, auf Tod herunterschauen.

Aquitanien.

Gedoppelt fühlst du alle deine Schläge,
Es träuft dein Blut zu deinen Füßen nieder,
Du bist schon überwunden, sei gefangen.

Abdorrhaman.

Nie sollst du so den Muselmann erblicken,
Eh' soll ich ja im eignen Blut ersticken. — Er fällt.

Aquitanien.

Du bist ein Held, ich schone deines Lebens.

Abdorrhaman.

Lös mir den Helm vom matten Haupte ab.

Aquitanien.

Ich thu' es gern, — fühlst du dich nun erquickt?

Abdorrhaman zieht den Dolch.

So finde neben mir, du Christ, dein Grab.

Aquitanien ersticht ihn.

Nein, diesmal ist die Bosheit nicht geglückt,
Unedler Krieger, gern hätt' ich geschont,
Die eigne Tücke hat dir so gelohnt.

Karl Martell mit **Siegfried**, **Otho** und einem Teil des Heeres.

Karl.

Weit in den Bergen ist des Feindes Heer
Zerstreut, sie wenden nach Hispanien um.

Aquitanien.

Hier, großer Feldherr, liegt ihr wilder Führer,
Das Haupt der Sarazenen, Abdorrhaman.

Karl.

Weiß man, wer diesen Ungestümen schlug?

Aquitanien.

Ich habe meine Ehr' durch ihn gelöst.

Karl.

So dank' ich dir im Namen unsers Landes,
O junger Held, denn dieser war es, der
Den Willen aller dieser Heiden lenkte.
Schön hast du durch die That den Tag geschmückt,
Denn wenn sie sich von neuem auch versammeln,
Fehlt ihrer Unternehmung doch das Herz.
O glorreich, Sonne, scheinst du jetzt hernieder,
Der Herr hat wundervoll für uns gestritten,
Man preise ihn durch laute Freudenlieder,
Man bring' ihm Dank, und laßt uns kindlich bitten,
Daß er uns stets beschirme, lieben Brüder,
Daß nie der Glaube weich' aus unsrer Mitten,
So grimmig auch des Feindes Bosheit dräut:
Gelobt sei Jesus Christ.

Alle.

In Ewigkeit!

Zulma eilt herbei.

Zulma.

Wo ist er verborgen?
Ich kann ihn nicht finden,
Ich klage den Winden
Die nagenden Sorgen!

Wohin ich nur blicke,
Nur Feinde und Leichen,
Ich darf nicht entweichen,
Ich finde denn dich, mein Glücke.

Sie sieht den Leichnam.

O Abdorrhaman!
Bist du's? Entstellt? Unkenntlich?
Ist dies dein Ruhm? Sind dies die Plane?
Ist dies die Herrlichkeit der goldnen Zukunft?
Ist dies die Liebe, die du mir gelobt?
Du, Allah, dies dein uns verheißner Schutz?

Sie fällt ohnmächtig nieder.

Karl.

Steht, Freunde, diesem jungen Krieger bei,
Er scheint von edlem Stande nach der Tracht,
Der Tote mag vielleicht sein Bruder sein.

Aquitanien.

Er scheint kein Jüngling, sieh, mein Fürst, die Fülle
Der schwarzen Locken und die Mädchenwangen,
Den zartgeschloßnen Mund wie Rosenknospe,
O Himmel, sieh den schönsten Busen, der
Sich aus dem losgeschnallten Harnisch hebt,
Mein Sinn ist wie geblendet.

Karl.

Wundervoll!
Ein Mädchen hat an seiner Seit' gestritten?

Zulma.

Ich bin sein Weib, o nehmt ihn nicht hinweg!
Ich will hier neben ihm ersterben, hier
An seiner Seite soll man mich begraben.

Geliebter, hast du keinen Blick für mich?
Nicht einen Laut des holden Grußes mehr?
O schienen deine Augen doch zwei Sonnen,
Aus denen die Natur ihr Leben sog,
Aus denen Frühling auf die Erde kam,
Und sind sie nun geschlossen? Wild verödet
Steht rings die Welt, die Wonne ist entflohn,
Kein Frühling kommt mit jungen Rosen wieder,
Die Liebe ist erstorben und verwelkt,
Der Stern des Abends wird nun nicht mehr funkeln,
Er ist verlöscht, er ist hinweggeweint,
Der sonst so freundlich auf uns niederblickte.

Aquitanien.

Gieb dich zufrieden, schönes Mohrenmädchen,
Die Jugend findet Hilfe leicht und Trost!

Zulma.

Zufrieden bin ich, ist dies Herz erkaltet,
Ist meine Jugend mit dem Staub gemischt,
Kein Trost soll diese Schmerzen mir entweihn,
Wo ist dann Trost, wenn aller Trost erstorben,
Wo Jugend, wenn die Jugend ist verblüht,
Wo Hilfe, wenn der Himmel nicht mehr hilft?
Ihr steht und seht den blut'gen Leichnam hier,
Und mich, die ob dem blut'gen Leichnam klagt,
Nur als ein selten unerwartet Schauspiel,
Doch könnt, Ungläub'gen, ihr es nicht empfinden,
Wie mir das Herz zerspringt, die ich die Rolle
Vor euren Augen spiele, könnt nicht wissen,
Was er mir war, ach! ihr habt ihn ja niemals
Gekannt, habt seine Schönheit nie gesehn,
Nie seinen liebevollen Blick empfunden,
Ihr saht ihn nur als Feind und nur sein Zürnen.
O Macht des Himmels! Warum spricht die Zunge
So eitle Worte, warum atm' ich noch?

Siegfried.

Sie will von neuem kraftlos niedersinken.

Aquitanien.

Beruh'ge endlich dich, mein schönes Mädchen,
Den du verloren, magst du wiederfinden,
Zwar nicht in ihm, doch einen andern Mann,
Der dich so lieben mag, wie er, ja besser. —

Zulma.

O schweigt!

Aquitanien.

Ermuntre dich, ich biete dir
Mein Herz, mich hat die Schönheit überwältigt,
Ich schlug den Gatten, du hast mich erschlagen.
Was schaust du mich so an? Nicht diesen Blick,
Den wilden aus den schönen großen Augen,
Nein, laß mich Lieb' in ihrem Glanze lesen,
Steh auf und folge mir in mein Gezelt.

Karl.

Es ziemt sich nicht, o Herzog, daß du hier
Im Angesicht des Heeres so dich zeigst,
Und die Begier nicht mäß'gen kannst; so groß
Du vorher warst, so klein erscheinst du jetzt.

Aquitanien.

Und wer den Namen eines großen Mannes
Erringen will, muß der Natur verleugnen?
Soll er jedwed' Gefühl der Brust entreißen?
Hast du nicht Augen, Ohren, jeden Sinn,
So wie der ärmste deiner Untergeb'nen?

Karl.

Wir alle kommen gleich geformt zur Welt,
Doch unterscheidet das den edlen Mann
Vom Pöbel, daß er seiner Meister wird,
Daß er den Ruhm die höchste Würde achtet
Und ihm die niedern Lüste unterwirft,
Ja, daß er auch den Ruhm vergessen kann,
Wenn Pflicht die strengen Worte zu ihm spricht.

Aquitanien.

Du sprichst es wohl und hast es nie geübt.

Karl.

Mein Herz im Busen ist vor dir verborgen,
Doch traue meinem Wort, das annoch gilt,
Ich habe mehr als einmal mich bemeistert.

Aquitanien.

So sei in andrer That mein Vorbild immer,
Doch hier will ich dem eignen Sinne folgen.

Karl.

So lockt der Sinn dich nur zur Sünde hin,
Du meinst es wohl, doch hast du nicht Gewinn,
Es schändet dich als einen Christen rein,
Verbunden mit dem Mohrenweibe sein.

Zulma.

Ihr Thoren! wollt ihr euch um mich entzwei'n
Und keiner fragt nach meinem eignen Willen?
Nie soll dich, Jüngling, meine Gunst erfreun,
Nie werd' ich deinen frechen Wunsch erfüllen,
Ihn will ich finden, er wird Stärke leihn
Dem schwachen Arm, die Sehnsucht mir zu stillen,
Seht diesen Dolch, er soll mich zu ihm führen,
Der Geist ist frei, den Leib will ich verlieren.

Sie ersticht sich.

Siegfried.

O wunderbares, unglückselig Weib!

Aquitanien.

Wie rasch hast du das schönste Werk zernichtet,
Das noch mein junges Aug' bis dahin sah.

Siegfried.

Sie lebt' als Heidin und ist so gestorben,
Doch ist die Treu' zum Manne nicht zu tadeln.

Ein **Bote** kommt.

Bote.

Wer ist der Herzog hier von Aquitanien?

Aquitanien.

Was hast du ihm zu sagen, denn ich bin's.

Bote.

Kehrt um, mein Fürst, mit Euren tapfern Scharen,
In Eurem Lande, Eurem Herzogtum
Hat sich ein giftiges Gewürm erzeugt,
Empörung flammt von ein' zur andern Grenze.

Aquitanien.

Mich ruft die Pflicht zurück, du großer Held.
Bald soll mein tapfres Volk, an ihrer Spitze
Ihr Herzog, dies unzeit'ge Feuer dämpfen. Geht ab.

Otho tritt auf.

Otho.

Wohledler Fürst, ein Mann ist angekommen,
Der deiner Gegenwart geheim begehrt.

Karl.

Wer ist er?

Otho.

Weder seinen Namen, noch
Verrichtung will er andern kund thun, als dir selber.

Karl.

So laß ihn kommen, daß ich mit ihm rede.

Ein **Unbekannter** tritt auf.

Unbekannter.

Bist du der Karol, zubenamt Martell?

Karl.

Derselbe.

Unbekannter.

Nun, so laß allein uns sein,
Ich komm als Freund, du kannst mir wohl vertrauen.

Karl.

Nie fürchten werd' ich je den einzeln Mann.
Ihr übrigen verlaßt uns.

Alle übrigen gehn ab.

Unbekannter.

So hör' mich, Karl, von Heldenblut entsprossen,
Denn große Dinge will ich dir verkünden,
Die Kunst hat mir die Pforten aufgeschlossen,

Und was ich sag', sollst du wahrhaftig finden,
Denn Sterne können niemals Lüge sprechen,
Wer sie verhöhnt, belastet sich mit Sünden:

An dem wird sich Natur und Himmel rächen,
Wer furchtlos dies Gemüte in sich hegt,
Denn um ihn wird das Glück zusammenbrechen.

Was in den Himmelskreisen sich bewegt,
Das muß auch bildlich auf der Erden walten,
Das wird auch in des Menschen Brust erregt,

Natur kann nichts in engen Grenzen halten,
Ein Blitz, der aufwärts aus dem Centro dringet,
Er spiegelt sich in jeglichen Gestalten,

Und sich Gestirn und Mensch und Erde schwinget
Gleichmäßig fort und eins des andern Spiegel,
Der Ton durch alle Kreaturen klinget.

Drum, wer die Weisheit kennt, kennt keinen Zügel,
Er sieht die ganze Welt in jedem Zeichen,
Zur Sternenwelt trägt ihn der kühne Flügel.

Nur von der Gottheit muß er niemals weichen,
Sonst sinkt er aus der Kunst in irdisch Bangen
Und Satans Kraft mag ihn alsdann erreichen.

Doch mich trieb nie ein eiteles Verlangen,
Die reine Brust erhob sich zu den Sphären
Und reinen Sinns küßt' ich des Himmels Wangen.

Drum mag ich mich und andre auch belehren
Und immer tiefer in den Abgrund spähn,
Und wahrer wird sich Wahrheit stets bewähren.

Dich sah ich längst schon in den Zeichen stehn,
Auch diese blut'ge wundervolle Schlacht,
Und daß der Heide mußte untergehn.

Doch war es so verhängt von jener Macht,
Daß starben nicht ehrsüchtige Gedanken,
Die dir geboren wurden in der Nacht,

So fandst du Tod in diesen blut'gen Schranken,
Und bald vergaß dich dann die junge Welt,
Wie viele Tapfre schon, die niedersanken

Doch jetzt ist dir der Ruhm gewiß, o Held,
Die fernste Nachwelt wird dich ewig preisen,
Besingen dieses schöne Siegesfeld.

Ich seh' vor mir die künft'gen Zeiten kreisen,
Und weit hinab schaut des Propheten Blick,
Ich will dich von der Zukunft unterweisen.

Dir blüht, Martell, das allerschönste Glück,
Bleib' nur der Bahn getreu, auf der du bist,
So treibt vom Ruhm dich keine Macht zurück.

Du hast gekämpft als Feldherr und als Christ,
Hast deutsches Land dem Heidentum entzogen,
Wodurch du selber ein Apostel bist.

Das Glücke bleibt dir immer noch gewogen,
Und in dem jungen Pipin, deinem Sohn,
Hast du den Herrscher Deutschlands auferzogen.

Nach deinem Tod besteigt Pipin den Thron,
Gereift sind dann die glanzgekrönten Zeiten,
Er nimmt das goldne Diadem zum Lohn.

Der Papst wird selbst ihm seinen Schmuck bereiten,
Der Bischof Bonifacius wird ihn krönen,
Das deutsche Volk verehrt den Eingeweihten.

Dann wird er die Vasallen selbst belehnen,
Vor ihm war nie die Macht so hoch gestiegen,
In fernen Landen wird sein Name tönen.

Sein Sohn, dein Enkel, wird noch höher fliegen,
Nach deinem Namen wird er Karl genannt,
Italia wird er, Sachsen auch besiegen.

Durch ihn erkennt den Christ das ganze Land,
Der Himmel freut sich seiner edlen That,
Der Preis des Großen wird ihm zuerkannt.

Ich seh, wie fremde Botschaft sich ihm naht
Aus fernem Orient, Freundschaft ihm zu bringen,
Er lebt, regiert beglückt und endet spat.

Ihm muß es noch im großen Rom gelingen,
Des Occidentes altes Kaisertum
Aus der Vergessenheit heraufzubringen.

Ich hör' den Ruf in Peters Heiligtum,
Wie ihn der heil'ge Vater Kaiser heißt,
Ihm giebt des treuen Gottesknechtes Ruhm.

Der Orient ihn, der Occident ihn preist,
Und alle Völker sich der Größe neigen,
Und er des Glücks bescheidentlich geneust.

Doch hier muß meine Zung' und Rede schweigen,
Was dann erfolgt, ist mir verborgen blieben,
Kein Stern will sich der fernern Zukunft zeigen,
Doch steht die Schrift am Firmament geschrieben.

Geht ab.

Karl.

Welch Lied, das wie ein Geisterspruch erklungen,
Das meinen Geist zur Himmelssphär' entrückt?
Der Ton ist in das tiefste Herz gedrungen,
Wie ist mein Sinn und mein Gemüt entzückt!

Es war, als wenn sich Seraphim umschwungen,
Mit Blitzen ward mein Inneres durchblickt: —
O welche Wonne, welchen Seelenfrieden,
Welch Herrlichkeit hast du mir, Gott, beschieden!

Geht ab.

Garten. Mondschein.

Golo mit seiner Laute.

Ihr hohen Bäume, heil'ge dunkle Gänge,
Wie blickt ihr ernst und groß auf mich danieder,
Da singt Sirene wieder ihre Lieder,
Die Nachtigall läßt schallen die Gesänge.

Wie dringen durch mein Herz die süßen Klänge,
Da fühl' ich nun die Feuerflammen wieder,
Ich kann mich nicht erwehren, daß die Hyder
Nicht hin zu meinen Eingeweiden dränge.
Mich lockt der Klang, doch seh' ich die Gebeine
Am nackten Felsenufer weiß erschimmern,
Die vor mir ihr Verderben liebend fanden.
So wank' ich fort im goldnen Mondenscheine,
Indes die Sterne freundlich oben flimmern,
Will ich auch gern an diesem Felsen stranden.
Ja, Felsen ist ihr Herz! Verstumme, Schall!
O schweige, liebesbrünst'ge Nachtigall!
Es reißt mich fort, in allen meinen Sinnen
Fühl' ich ein Treiben, innerliches Wühlen,
Doch muß ich bleiben und kann nicht von hinnen,
Ich darf nicht glauben, muß mich elend fühlen.
Der Mondschein saugt an meinem Herzen,
Und tiefer, tiefer gräbt die Sehnsucht ein,
O bange Angst, heißhungre Schmerzen,
Wollt ihr auf ewig bei mir heimisch sein?
Die Abendwinde gehn mit Spielen
Durch Gras und Laub mit freundlichem Gang,
Die Bäche murmeln das Thal entlang,
Ich muß es fühlen,
Wie alle Sterne nach mir mit Liebespfeilen zielen.

Genoveva und **Gertrud** auf dem Balkon des Schlosses.

Genoveva.

Wie still die Nacht des Tages Hitze kühlt,
Wie sanft der Mondschein auf dem Grase spielt,
Wie süß das Herz sich nun beruhigt fühlt.

Golo.

O wie voll Unruh' sich mein Herze fühlt,
Die kühle Nacht nicht meine Flammen kühlt!

Gertrud.

Die Nacht ist schön, in einer solchen Nacht
Ward Golo mir von einem Mann gebracht,

28. Gerade die folgende Scene, welche Tiecks Kunst am eigentümlichsten offenbart, weist zugleich auch die deutlichsten Reminiscenzen auf. Zu dem Eingange (bes. V. 35 f.) vgl. Shakespeares Kaufmann von Venedig V, 1.

Der meine Brust als eignes Kind gesogen,
Den dann Herr Wolf zu Eurem Dienst erzogen.

Golo.

Sie schimmert wie ein neuer Sternenhimmel,
Ein neuer Mond ist sie emporgestiegen,
Wie blaß ist nun der helle Glanz, wie schüchtern,
Da sie die Strahlenaugen aufgehoben,
Da sie die süßen Blicke kund gethan
Und Blum' und Baum und grünes Gras beschienen.
Wie kann Natur so holde Schönheit zeugen,
Sich selber durch die Schönheit zu beschämen,
Sie muß sich vor dem eignen Werke neigen,
Dies Wunder muß die innern Kräfte lähmen.

Genoveva.

Wie oft hab' ich in vor'ger Zeit gestanden,
Mich aus dem Klosterfenster ausgelehnt,
Was hat mein kindisch Herz damals gewähnt,
Von unbekannten, fernen, goldnen Landen.

Da wußt' ich nichts von süßen Liebesbanden,
Doch war mein Herz nach Liebe hingesehnt,
Die Wange ward von Freud' und Leid' bethränt,
Bis meine Blicke dann die Sterne fanden.

Dann fühlt' ich Himmelskräfte niedersteigen,
Und jedes Ringen war in mir gestillt,
Das Irdische lag da wie ausgeglommen:

Sah ich das Gold des Mondes zwischen Zweigen,
So war mein Herz mit Wonne ganz erfüllt, —
Dies fühl' ich jetzt in mir zurücke kommen.

Gertrud.

Es geht ein Mann dort in des Gartens Stille.

Genoveva.

Sei still, mir deucht, ich höre Lautentöne.

Gertrud.

Der schöne Golo ist es ganz gewiß.

Golo spielt auf der Laute.

4 ff. Vgl. Shakespeares Romeo und Julia II 2, die sog. Balkonscene, welcher die unsrige nachgebildet ist. 23. Faust: „wie Himmelskräfte auf und niedersteigen".

Genoveva.

Wie die Töne sich entzünden
In des Mondes goldnem Schweigen,
Zu den Wolken aufwärts steigen
Und die hohen Sterne finden.

Ist es nicht, als wenn die Quellen
Leise, lieblicher nun fließen,
Kleine stille Blumen sprießen
An dem Spiegel ihrer Wellen.

Winde bringen frohe Kunde
Aus den steilen Bergen nieder,
Und die Bäume sumsen Lieder,
Alles singt zu dieser Stunde.

In dem Herzen klingen Töne,
Die sich mit der Nacht verwirren,
Rieselnd durch einander irren
All' in Harmonie der Schöne.

Golo.

Deine Worte sind im Dunkeln
Wie die roten Edelsteine,
Die mit ihrem Zauberscheine
Durch die Nacht und Dämm'rung funkeln.

Mag doch Mond nun untergehen,
Fährst du fort so hold zu sprechen,
Wird uns Schimmer nicht gebrechen,
Bleibt der Mondglanz golden stehen.

Horch! die Bächlein nicht mehr rauschen,
Nachtigall hat ausgesungen,
Still der Bäume grüne Zungen,
Weil sie alle dir nur lauschen.

Deine Blicke schießende Sterne,
Deine Worte Flötentöne,
Frühling deines Lächelns Schöne,
Ach wie erfreun
In deinem Schein
Sich all' Kreaturen so gerne.

Genoveva.

Halt' inne, Golo, mit den Schmeichelworten,
Die in der stillen Nacht mein Ohr bezaubern
Wie Fabel und Gedicht aus ferner Zeit,
Der Mondenschimmer läd't zum Dichten ein
Und zum Erfinden, das der Wahrheit fern,
Sowie dem ernsten Schein des Tages ist.
Doch wenn Ihr uns poetisch wollt ergötzen,
So singt uns zu der Laute eins der Lieder,
Der vielen eins, die Euch geläufig sind,
Mich hat die wackre Gertrud, Eure Amme,
Auf diesen Altan herbegleitet.

Golo.

Gern
Sing ich ein schlichtes Lied, das gestern mir
Den Sinn erfüllte.

Da irr' ich in den Steinen,
In wilden Büschen hin,
Einsam, und kann nicht weinen,
Die milden Sterne scheinen,
Gebrochen ist mein Sinn,
Die Kraft dahin.

Ich war ein junges Blut,
Zu Lust und Tanzen munter,
Hochfliegend war mein Mut,
Die ganze Welt mir gut,
Geht alles jetzt bergunter
Zur Nacht hinunter.

Mich sehn die Waffen an,
Mein Roß giebt mir die Blicke,
Ich bin ein andrer Mann,
Daß ich's nicht sagen kann:
Verschwunden all mein Glücke
Im Augenblicke.

Sonst hört' ich gern von Schlachten
Und wünschte mich ein Held,
Jetzt mag ich nichts mehr achten,

All' Sinne nicht mehr trachten
Hinein in volle Welt,
Mir nichts gefällt.

Sie ist mir hart und spröde,
Hoffnung ist mir vergangen,
So bin ich still und blöde,
Drum geh' ich in die Öde,
Und naß sind meine Wangen
Vor Pein und Bangen.

Kein Wort wag' ich zu sprechen,
Sie frägt mich nicht darum,
Ich will die Sorge brechen,
Mich an mir selber rächen,
Der Kummer bringt mich um,
Er bringt mich um.

Genoveva.

Ihr, Golo, habt dies Lied nicht selbst gedichtet.

Golo.

Ich habe gestern Wort und Weis' erfunden.

Genoveva.

Doch paßt es nicht in Euer froh Gemüte.

Golo.

Mir ist wohl mit des Frühlings schöner Blüte
So Lust wie Freude bald hinweggeschwunden.

Genoveva.

Es wechseln auf und ab des Lebens Stunden,
Ich weiß nicht, wen Ihr liebt, wenn ich auch riete.

Golo.

Ihr könnt sie wohl, doch sie zu nennen hüte
Ich mich mit Recht, Ihr höhnt nur meine Wunden.

Genoveva.

Hier mag das wild' Gespräche lieber enden,
Es schafft der Mensch sich Trauer so wie Freude,
Die Nacht betaut den Sinn mit Schwärmereien.

Golo.

Nie wird die bleiche Angst sich von mir wenden,

Mein Herz verblutet am verborgnen Leide,
Ich will mich gern für sie dem Tode weihen!

Man hört eine Trompete.

Genoveva.

Kommt mit hinein, Gertrude, dieser Schall
Verkündigt uns wohl einen lieben Boten.

Gertrud.

Vielleicht von unserm Herrn, dem edlen Siegfried.

Beide ab.

Golo.

Sieh, Laute, sieh, so reiß ich dich in Stücke,
Kein Lied soll mehr in deinen Saiten zittern,
Und so zertrümmr' ich selbst mein gutes Glücke,
Wie ich dich tausendfältig will zersplittern,
Ruh' und Frieden,
Stille Nächte,
Freud' am Tage,
Lust'ge Morgen,
Sind mir ferner nun nicht mehr beschieden.

Ihr Sterne all, du Mondschein sinkt hernieder,
Doch dann kommt ja zurück der helle Morgen,
Er bringt mir alle meine Schmerzen wieder,
Und tausend neue Qual und Pein und Sorgen:
All die Blicke,
All die Süße,
Klang der Rede,
Mundeslächeln,
Alles bringt der Tag mir neu zurücke.

Dürft' ich sie einmal an den Busen schließen,
Nur einmal dieses Herz am mein'gen fühlen,
Ein einzig armes Mal die Lippen küssen,
So würde sich der Brand im Innern kühlen:
Doch vergebens,
Nein beschlossen
Ist vom Himmel,
Von der Holden
Ohn' Widerspruch das Ende meines Lebens. Ab.

Im Schloß.

Genoveva, Gertrud, Wolf, Wendelin. Benno, Drago, andre Diener.

Wolf.

Wo ist der Golo? Wo mein liebster Golo?
Daß er die frohe Zeitung auch erfahre?
Nein, seit die Christenheit sich hat verbreitet,
Seit wir Geschichten kennen und begreifen,
Ist nicht so wunderbare Schlacht geschehn!
Ihr habt den Boten schon zu Bett geschickt?

Drago.

Ja, er war müde über alle Maßen.

Wolf.

Nun, er ist gut geritten, das muß wahr sein,
Und hat er uns doch alles schon erzählt,
Da mag er schlafen, bis es wieder Nacht wird;
Denkt, gnäd'ge Frau, der Mohrenkönig tot,
Das ganze Heer so gut wie aufgerieben,
Nur wenig Flüchtige dem Karl entronnen,
Denkt nur die viele Beute und den Ruhm!

Genoveva.

Es hat der Herr sich groß für uns erwiesen,
Er sei dafür in Ewigkeit gepriesen!

Wolf.

Gepriesen und gelobt zu jeder Zeit,
Von nun an bis in alle Ewigkeit,
Halleluja! so sprech ich gern und Amen,
Daß Christus' Feind' so schnödes Ende nahmen!
O daß ich nicht mit in der Schlacht gewesen,
Ich wär' wohl gar vom Alter dort genesen.

Benno.

Und schaut die schönen Stücke, die der Graf
Als Beute hat gesandt.

Wendelin.

Gar seltsam künstlich.
Der Säbel funkelt all von Edelstein.

Wolf.

Das ist ein Mohrensäbel, müßt Ihr wissen,
Den hat der Graf ein'm Heiden selbst entrissen,
Das sind Rubinen, dies hier Diamanten
Am Griff, das allerhärteste Gestein,
Hier schimmert's grün, das weiß ich nicht zu nennen,
Doch seht das Wehrgehenk, ich muß bekennen,
Was Herrlichers hab' ich noch nie gesehn,
So reich gewirkt, die Stickerei so schön;
Es ist bei alledem ein Heide traun
Nicht eben so gar übel anzuschaun,
Und möchten sie nur nach dem Glauben trachten,
So würd' ich sie nicht eben ganz verachten.

Drago.

Die Freude macht Euch jung, mein Herre Wolf.

Wolf.

Ja, wär' ich nur so noch wie sonst ein Wolf,
So sollt's dabei nicht sein Bewenden haben,
Dann würdest du mich tanzen, springen sehn,
Auf diesem Beine, auf dem andern bald,
Und singen, daß das Schloß nur wiederhallte,
Doch jetzt sind mir die Zähne ausgefallen,
Ihr junges Volk müßt aber lustig sein.

Genoveva.

Ich gebe morgen einen Feiertag,
Wo jeder Dienstmann sich ergötzen mag,
Auch sollt ihr Wein und Speise nicht entbehren,
Ihr mögt wohl, Drago, beides ihn'n gewähren.

Wolf.

So recht, hochedle Frau, das war wohl auch
Zu meiner Zeit ein lobenswerter Brauch,
Der Edle freut sich leichtlich geist'ger Weise,
Der Dienstmann lieber noch mit Trank und Speise.
Am besten aber hat es der gefunden,
Bei dem das beides sich in eins verbunden.

Alle.

Dem Herren Siegfried Heil und unsrer Gräfin! Alle ab.

Drago.

Ich werde, mit Verlaub, vom frühen Morgen
Für Eure gütigen Befehle sorgen,
Doch haltet Ihr es nicht für gut gethan,
Man meldet von dem Glück dem Kapellan?
So mag der Gott in heil'ger Kirche danken,
Almosen spenden Bettlern und den Kranken.
Verzeiht, wenn ich zu kühn mit Euch gesprochen,
Wer fehlt und gut es meint, hat nichts verbrochen.

Genoveva.

Ich danke dir, mein Lieber, daß du stets
Die beste Einrichtung zu treffen weißt,
Und mich an meinen Vorsatz hast erinnert:
Ja, es geschehe so wie du es willst. —

Drago ab.

Genoveva und **Gertrud** bleiben.

Gertrud.

Was mag dem Golo fehlen?

Genoveva.

Darauf sinn' ich
Schon lange und mich quält sein stiller Kummer.

Gertrud.

Er war sonst nie der Traurigkeit ergeben,
Sein Antlitz war wie Morgenrot, die Augen
Wie junge Sterne, und von Kindheit auf
Ein Springinsfeld, ein wilder, lust'ger Bruder,
Voll Possen, Gaukelei'n und Schabernack.
Ich hab' ihn wie mein eigen Kind geliebt,
Und Gott sei meiner armen Seele gnädig,
Als damals doch mein Sohn mit Tode abging,
Ich weinte nicht, weil Golo leben blieb.
Der Junge hatte immer was im Auge,
So lieb und gut, so freudenreich und hell,
Ein Wesen, das ich nicht beschreiben kann,
Daß jedermann das Herz wie mit Gewalt
Zu ihm gezogen fühlte.

22. Auch hier kehrt Tiecks Lieblingsfigur, die geschwätzige Amme, aus Romeo und Julia unter demselben Namen Gertrud wieder.

Genoveva.

Ja, mein Herr
Hält große Stücke auf den Golo, froher
Ist er gereist, weil er den Golo hier weiß.

Gertrud.

Er kommt mir oft grad' wie ein Wunder vor,
Der junge Herr, versteht mich, war ein Kind
Aus einer linken Ehe, schlecht und recht
War seine Mutter, aber nicht von Adel,
Der Vater soll ein junger Graf gewesen,
Du lieber Gott, wie's nun so in der Welt
Einmal zu gehen pflegt, er war nun da
Und fragte keinen, ob er kommen sollte.
Mir ward das Kind gar heimlich übergeben,
Der Vater ging hernacher in den Krieg
Und starb, die Mutter grämte sich zu Tod,
Der Junge wuchs, gedieh, blüht' wie 'ne Rose.
Man spricht, daß solche Kinder, Liebeskinder,
Wie man sie nennt, stets schöner, größer werden,
Als Kinder rechter Ehen. Oft trifft's zu,
Und wie es kommt, mag der Allmächt'ge wissen.
Doch ist es wohl zu denken, daß die Lust,
Weil sie verboten, um so größer ist,
Und daß der Himmel, um die Sünd' zu mildern,
Am Kinde gut macht, was die Eltern fehlen.

Genoveva.

Du bist ein wenig zu geschwätzig, Gertrud,
Und sprichst daher mit bös' geläuf'ger Zunge.

Gertrud.

Ich hatte gar nichts Bösliches im Sinn,
Ich sage nur, was alle Leute sagen,
Zu denken so wie alle ist nicht unrecht.
Nun wieder auf den jungen Herrn zu kommen,
Nicht lange währt es, so gewahrt mein Wolf,
Der alte Herr, den Knaben, nimmt ihn zu sich,
Erzieht ihn in den edlen Waffenkünsten,
Erkennt ihn selbst für seinen eignen Sohn,
Und Pfalzgraf Siegfried, unser Gnädige,
Muß ihm auch alle Ehre zuerkennen,

Der wird nun selbst in Golo wie verliebt,
Er setzt ihn über alle seine Diener,
Macht ihn zum Ritter und zum Hofemeister,
Und übergiebt ihm Burg und Frau und alles.
Verzeiht mir, gnäd'ge Frau, den Spaß und Scherz,
's ist nur, zu zeigen, was ich anfangs sagte,
Was Wunderbares liegt im ganzen Vorgang,
Und wer kann sagen, was noch draus entsteht,
Denn Gottes Wege sind oft seltsamlich,
Er will gewiß mit Golo hoch hinaus.

Genoveva.

Das ist, seit ich ihn kenne, mein Gedanke,
Es kann nicht fehlen, er ist adelig
An Sinn und Sitten, wenn nicht von Geburt,
Der Himmel hat ihm Schönheit auch verliehn,
Und einen Sinn, der alle zu ihm neigt,
Sieh nur, ihn lieben alle Diener, wie
Sie ungleich mögen sein im Schloß, die lockern
Sowie die ernsten, alt und jung, ich höre
Im Felde ist es ebenso mit Bauern,
Leibeigenen und Hirten, alle freun sich,
Wenn sie ihn sehn und sind ihm höchst gewogen.
Ein solch Gemüt kann leicht das Größte thun,
Ihm ist es wie ein Zauber mitgegeben,
Daß er, wohin er tritt, die Wege eben,
Die Schwierigkeiten weggeräumet findet:
Wo andren Geistern die Unmöglichkeit,
Die Welt mit allen Kräften widersteht,
Da beugt sich ihm das Schwerste wie das Leichtste,
Sein Fuß betritt auch ohne Sinnen der
Natur geheime Federn, die das Innre
Regieren und ihm leicht das Leben bahnen.

Gertrud.

Ihr sprecht von ihm, so wie er es verdient.

Genoveva.

Drum, wär' er nur mit in den Krieg gezogen,

1. Die befreundeten Männer, welche Nebenbuhler werden, waren Tieck ein aus dem Götz von Berlichingen und andern Sturm- und Drangstücken geläufiges Motiv. Die glänzende Schilderung Golos im folgenden erinnert ebenso an Weislingen im Götz.

Wir hätten uns auch ohne ihn beholfen,
Dort war ein Feld, mit Ehre dicht besät,
Wo Glück an Glück gedränget stand; der Karl,
Der Feldherr hätte ihn bemerken müssen,
Er hätte ihn gewonnen, und es hätte
Mit Leichtigkeit Fortuna ihn gekrönt.

Gertrud.

Ja, wer so manchmal könnte sehn, wie seltsam
Die Fäden unsers ganzen Schicksals laufen!
Oft ist es nur ein Augenblick, versäumt
Man ihn, sind Mond' und Jahr' verloren.

Genoveva.

Noch immer denk' ich an ein Traumgesicht,
Das mir im stillen Kloster noch erschien,
Als mir der Graf es schon geschrieben hatte,
Daß er als seine Braut mich holen wollte.
Dir mag ich's wohl vertrauen, du bist gut,
Mir zugethan und nicht zu sehr gesprächig,
Auch wenn ich dich drum bitte, schweigst du still.

Gertrud.

Kein Wort soll über meine Zunge kommen.

Genoveva.

Es ist auch nichts, das sich verbergen müßte,
Nur dient es nicht dem Müßiggang zum Märchen. —
Ich war in meiner stillen Klosterzelle
Und dachte einsam meinem Leben nach,
Wie jung ich sei und Vater schon und Mutter
Verlieren mußte, elternlose Waise,
Da kam die Kindheit mir in mein Gedächtnis,
Und wie ich noch die lieben Eltern kannte,
Wie ich des Klosters Schwelle dann betreten,
Die fromme Abbatissin mich empfangen,
Mich in der Furcht des Herren zu erziehn;
Dann sah ich einmal noch den teuern Vater,
Nach wen'gen Jahren hört' ich seinen Tod.
Nun stand ein neues Schicksal vor mir da,
Vermählt sollt' ich dem Manne werden, den
Mein Herz nicht kannte, nie mein Auge sah,

So war es von den Meinigen beschlossen,
Auch von Hidulf, dem Bischof, meinem Ohm;
Da durft' ich mich nicht weigern, alle lobten
Den Edelsinn des Grafen Siegefried;
Ich sollte nun des Klosters Mauern lassen
Und ihm hierher zu seinem Schlosse folgen.
Da ward mir recht im innern Herzen bange,
Da sagt' ich: Kaum hast du dich hier gewöhnt,
Da wird dein stilles Leben schon zerrissen,
Wer weiß, was noch für Leiden folgen mag.
So schaut' ich nach dem Kruzifixe hin
Und Jesu Leidensmiene schien zu sagen:
Bleib' hier bei mir, sei eine von den Schwestern.
Indem ich mich bedachte, ward es Abend;
Wir sangen unsre Hora auf dem Chor
Und kehrten dann zum Schlaf in unsre Zellen:
Ich wollte mir noch in der Nacht erwägen,
Welch Teil ich wählen sollte, so im Sinnen
Entschlief ich und mir war alsbald, als ob
Ich vor dem hohen Altar knieend läge,
Und zu der Mutter Gottes brünstig flehte,
Mir Rat zu geben und den Herrn zu senden.

Wie ich noch tief im Seelenflehn befangen,
Schwung sich ob meinem Haupte wie ein Singen,
Es säuselte und schlug an meine Wangen
So hold und ernst, als wie mit Engelsschwingen,
Da fühlt' ich plötzlich mich von dem Verlangen
Den Jesu Christ zu sehn mich ganz durchdringen,
Die Kindeswünsche lebten in der Brust,
Ich war des Orts, mein selbst mich kaum bewußt.

Da sagt' ich: Laß mir, Herr, den Herrn erscheinen,
Der sich erniedrigt hat, uns zu erhöhn,
Er sprach ja selbst: Laßt zu mir her die Kleinen,
Damit die Kindelein mein Antlitz sehn.
Ihn barmte der Unmünd'gen Harm und Weinen;
Seid so wie die, wollt ihr ins Reich eingehn, —
Ach, Herr, ich kann nicht zu dir, wie ich strebe,
So komm zu mir, dein Bildnis in mir lebe.

Ich war im tiefen Beten noch verloren,
Und pries des großen Gottes Herrlichkeit,
Da braust es wie ein Meer vor meinen Ohren,
Da öffnet sich das Dach der Kirche weit,
Und wie aus Morgens purpurroten Thoren
Der glanzgekrönte Ost dem Blick sich beut,
So sah ich in der Kirche düstre Hallen
Mit Lichtern eine Glorie niederwallen.

Von lieben Kindern ist der Raum erfüllet,
Die mit den Harfenzungen Hymnen tönen,
Im höchsten Glanz gewahr ich ihn verhüllet,
Den Gottessohn, das Siegeslamm, den Schönen,
Der plötzlich alle Seelenwünsche stillet,
Doch kann der Blick sich nicht an ihn gewöhnen,
Da blüht' er plötzlich aus den Glanzgewanden,
Wie eine Blum' aus ihren grünen Banden.

Wie er gestaltet, kann ich niemand sagen,
Was ich gefühlt, kann keine Zunge sprechen,
Was seine Engel sungen, darf nicht wagen
Der ird'sche Odem wieder auszusprechen,
Wie wenn nach harten düstern Wintertagen,
Der Frühling durch die Finsternis will brechen,
Und in dem Frühling Frühling sich entzündet,
Aus Blumen sich noch eine Blüte windet.

Wie wenn das Morgenrot die Knospe wäre,
Aus der die Himmelsblum' sich müßt' entfalten,
Und alles sich bis in die höchste Sphäre
Zu einem blüh'nden Purpurkelch gestalten,
Und Sonn' und Mond, der Sterne mächt'ge Heere
Im Lauf zu einem Kranze stille halten,
So müßte sich das hohe Wunder zeigen,
So sah ich Christum vor mir niedersteigen.

Da fühlt' ich erst die Kraft der Religion,
Die bis dahin mein Herz nur schwach getroffen,
Mir war, als schaut' ich schon den höchsten Thron,
Mit allen Freuden schon den Himmel offen,

So hoch entzückte mich der Gottes Sohn,
Zu dem gestanden Jahre lang mein Hoffen,
Ich war in Angst, ich möchte gar erblinden,
Die Himmelsfreude möchte mir verschwinden.

Da streckte Christus aus die weiße Rechte
Und sprach: Ich habe dich zur Braut erkoren,
Daß du die mein', ich deine werden möchte,
Doch bist du jetzt für meine Lieb' verloren,
Dich zwingen bald die kalten ird'schen Mächte,
Du bist für Gram und Leiden nur geboren,
Doch wirst du mir in jedem Kampf vertrauen,
So werden wir dereinst uns wieder schauen.

So sprach er und im jungen Lichte lachte
Mein Herz und rings um mich auch das Gebäu,
Und wie ich noch die Worte sinnend dachte,
Und welcher trübe Sinn enthalten sei,
Da schwand mir alles hin und ich erwachte,
Das Traumbild brach in einem Wink entzwei,
Ich lag allein in meiner düstern Kammer
Und fühlte Freude halb und halb auch Jammer.

Gertrud.

Ich hätte mich gefürchtet.

Genoveva.

Nein, ich war
Zwar tief erschüttert, aber doch erheitert.

Gertrud.

Und bald verließt Ihr Euern Vorsatz wieder
Und folgtet doch dem Grafen auf sein Schloß?

Genoveva.

Uns selber nicht gehört das ird'sche Leben,
Es hat sich bald darauf also begeben.
Doch immer kann ich an den Traum nicht denken,
Ohn' mich in tiefes Sinnen zu versenken.

Gertrud.

Man muß nicht über diese Dinge grübeln,
Sonst werden gute selber noch zu übeln.

Genoveva.

Sehr gut, daß du es also hast bedacht,
Nun schlafe wohl, ich wünsch' dir gute Nacht.

Gertrud.

Nun, gute Nacht, der Herr mag Euch bewahren
Mit seinen auserwählten Engelscharen.

Genoveva.

Der Morgen bricht schon an ob unserm Zaudern,
Wie schnell entschwand die Nacht in unserm Plaudern.
Gertrude, eins muß ich dir noch erzählen,
Um auch das Kleinste dir nicht zu verhehlen.
Als mich der Graf nach seinem Schlosse brachte,
Kam uns zu Roß ein Jüngling rasch entgegen,
Von bunter Tracht und adeligem Wesen,
Voll Demut doch; er sprach mit dem Gemahl.
Siegfried zeigt' mir in ihm den treusten Diener.
Ich schaute an das glänzende Gesicht,
Die Locken, seine Augen, dieses Lächeln,
Und — lächle nicht, wie seltsam es auch ist —
Ich sah in ihm all des Erlösers Mienen,
Den ich im Traum gesehn, nur irdischer,
So wahr mir dieser mein Erlöser helfe.

Gertrud.

Mir überläuft es heiß, nun, wie ich sagte,
Der Herr hat große Dinge mit ihm vor. *Geht ab.*

Genoveva.

Der Morgen kommt herauf, die Sterne schwinden,
Die dunkle Hülle sinkt allmählich nieder,
Die Lerchen wissen schon die Bahn zu finden
Und jubeln vor der Sonne her die Lieder.
Gelobt sei Gott! — da kommen meine Sünden
Mit jenem Licht in mein Gedächtnis wieder,
O du, des Himmels große güt'ge Macht,
Wie ließest du mich denn in dieser Nacht?

Ihr hab' ich meine Seele ganz erschlossen?
Wie tief bist du, o schwaches Weib, gesunken!
Wie sind die Worte meiner Zung' entflossen?
Mein Geist war in der Nacht erschlafft und trunken,
Die ganze Welt war hinterm Mond verschlossen,
Und alles weit und tief hinab versunken:
Ist das der Sinn, den du so fest gemeint,
Die hohe Tugend, die so glänzend scheint?

Da strahlt der Morgen mit der lieben Frische
Und funkelt auf das Laub, von Taue naß.
Mir ist, als glänzt' sein Blick noch im Gebüsche,
Von Blumen noch und auf dem grünen Gras,
Die Sünde brennt noch dort: O Tag, verwische
Die Schuld der Nacht, ich trage selber Haß
Zu diesem kindisch schwachen Weiberherzen
Und strafe mich durch Pein und herbe Schmerzen.

Geht ab.

Im Schloßhofe.

Die versammelte Dienerschaft an einer Tafel.

Heinrich. Hier, Else, lange lebe unser gnädiger Herr Siegfried.

Else. Gott laß es ihm in alle Ewigkeit wohl gehn.

Benno. Du trinkst ja ordentlich Wein, junge Dirne, so ist es recht!

Else. Nur wenig, und nur heute, um diesen fröhlichen Tag zu feiern.

Benno. Ja, wohl mag das ein fröhlicher Tag genannt werden, der Sieg über die Heiden hat uns wenigstens ein gutes Essen und Wein verschafft! Es lebe die Christenheit!

Andere Diener. Ja wohl, und noch tausend solcher Siege möge sie erleben!

Benno. Das geht nicht an, guten Freunde, denn die Feinde können jetzt nicht einmal noch einen solchen Sieg vertragen, nein, so gut wird es uns nicht.

Heinrich. Du weißt, Else, was ich jetzt für eine Gesundheit trinke.

Else. Sei still vor den andern.

Benno. Was habt ihr miteinander, junges Volk? Ich glaube, das Pärchen ist in einander verliebt.

Heinrich. Sei still, wilder Geselle, der du bist.

Benno. Sei still, du zahmer Fuchs, du bist nur ein Hirt, du darfst uns die Mädchen im Schlosse nicht abwendig machen. Ich dachte nicht, Else, daß du deine kindischen Gedanken schon darauf richtetest.

Else. Laßt mich zufrieden, gottloser Mensch.

Benno. Nun, was thu ich Euch denn zu Leide?

Heinrich. Laßt sie gehn, sag' ich Euch.

Benno. Tausend Element, was hast zu sagen? Rede noch einmal und ich schmeiß dir den Becher ins Angesicht!

Else. Ich geh' zu meiner Mutter Gertrud. Ab.

Drago und **Wendelin** kommen.

Drago.

Wollt ihr den schönen Tag mit Fluchen feiern?
O schämt euch, lieben Freunde, tobt nicht so,
Seid fein gelassen, eure Freude sei,
Daß Gott auch Wohlgefallen daran trage.

Benno. Nun ja, da kommt der Pfaff' und verdirbt uns die ganze Lust.

Wendelin. Er hat recht, es ist nicht schicklich.

Benno. Bist du auch da, Tuckmäuser?

Wendelin. Wir kommen vom Gottesdienst und wollen nicht den wilden Gesellen beiwohnen. Geht ab.

Benno. Mir beiwohnen? das sollte dir auch übel bekommen, du Heuchler.

Drago. Ihr mögt euch mäßigen in eurer Lustigkeit, denn so ist sie nicht wohlanständig. Geht ab.

Benno. Sie soll auch nicht wohlanständig sein, dazu ist die Lustigkeit nicht gemacht; wenn wir wohlanständig sein sollen, braucht man uns keinen Festtag zu machen.

Grimoald kommt.

Grimoald. Nun, Bursche? Ich höre, es sind gute Zeitungen angekommen.

Benno. Ja, du Köhler, des Teufels Bruder, setz dich zu uns.

26. beiwohnen; spätere Lesart: wollen uns nicht zu den wilden Gesellen halten.

Grimoald. Warum nennst du mich des Teufels Bruder?

Benno. Weißt du die alte Mär denn nicht, wie der Teufel und der Köhler miteinander Brüderschaft getrunken haben?

Grimoald. Das soll mir niemand nachsagen und wer es thut, der ist ein Halunke!

Benno. Je, du wirst doch Spaß verstehn, Schwarzkopf?

Grimoald. Lebt denn mein Sohn noch?

Benno. Ja, es steht alles gut, setz dich nur her und trink brav, nachher wollen wir mit den Mädeln eins tanzen. Golo hat uns allen, außer Wein und Speise, noch Geld obenein geschenkt.

Grimoald. Da sollt' ich mich wohl auch bei ihm melden.

Benno. Es kann dir nicht fehlen, er achtet kein Gold und Silber, er ist freigebig wie ein Herzog. — Nun, laßt uns singen.

Alle singen.

Hoch! hoch! ihr Brüder, Wein geht rund,
Nehmt nicht den Becher bloß an'n Mund,
Trinkt rein aus,
Das Hirn macht der Wein kraus,
Es labt sich am Safte der durstige Schlund!

Benno. Noch einmal! Noch einmal! —

Der Gesang wird wiederholt.

Benno. Nun, Heinrich, nimm deine Schalmei und spiel' uns zum Tanze auf!

Ein fröhlicher Tanz.

Garten.

Golo. Gertrud.

Golo.

Ihr habt nun das Geständnis meiner Lippen,
Ihr wißt nun alles, Mutter, ratet mir.

Gertrud.

Wie geht es in der Welt so wunderbar,
Wer hätte das doch damals wohl gedacht,
Als Ihr zuerst in dieses Schloß gekommen?
Nun, nun vielleicht geschehn noch große Dinge,
Wer weiß, ob unser Graf ihn überlebt,
Den Krieg, es mag sich manches seltsam fügen,

Kömmt Berg und Thal doch wohl zusammen, leichter
Noch Mensch und Mensch, so wünsch' ich Euch denn Glück.

Golo.

Zu meinem Unglück? Meinem Tode? So
Wird sich mein muntrer Lebenslauf beschließen.

Gertrud.

Ja, Tod und sterben! Stirbt sich nicht so leicht,
Doch gleich zuerst fällt darauf junges Blut.
Glaubt mir, mein lieber Golo, manches Jahr
Hab' ich vor Euch voraus und auch Erfahrung.
Die Menschen bleiben eben immer Menschen,
Ob hoch, ob niedrig, das gilt alles gleich,
Wär' ich ein wackrer junger Herr, mit Augen
Wie ihr, ich hielte meine Hoffnung fest,
Und wär' ich in die Königin verliebt.

Golo.

Wie du nun sprichst! Du weißt nicht, was du sagst;
Wie eine Heil'ge steht sie vor mir da,
Ich darf's nicht wagen, ihr Gewand zu rühren,
Ihr Blick schlägt meinen Blick danieder, ja
Ich schäme mich in ihrer Gegenwart
Der reinesten Gedanken oder Wünsche.

Gertrud.

Nun ja, das ist die rechte Höhe just,
Das ist es grade, wo die Jugend immer
Sich selbst und die Gelegenheit vergißt,
Um ihre Einfalt später zu bereuen.
Nichts kettet so die armen Weiber fest,
Als diese tiefe innige Verehrung,
Die heil'ge Scheu, ob man im Tempel wäre,
Doch achten sie auch keinen je geringer,
Als wer in dieser Andacht stehen bleibt,
Und nicht das Werk bis zur Vollendung treibt.

Else kommt.

Else.

Ich such' Euch, liebe Mutter, allerwege.

Gertrud.

Was willst du denn?

Else.

Nur gerne bei Euch sein.

Gertrud.

Wenn du nichts weiter hast, so geh' nur wieder,
So bist du immer, unbesonnen Ding,
Setz' dich zur Arbeit, währt die Zeit dir lang,
Und stör' mich nicht, ich habe mehr zu thun.

Else ab.

Ja, wovon sprachen wir doch, edler Junker?
Ganz recht, von Weiberschwachheit und von Männern,
Die diese Schwachheit stark benutzen sollten.

Golo.

Ihr kennt sie nicht, Ihr kennt sie wahrlich nicht.

Gertrud.

Du wirst mich doch nicht Weiber kennen lehren?
Ich war ja selber jung, sah andre Frauen
Dicht neben mir, so adlig wie gemein,
Und wahrlich alle kamen überein.

Golo.

Nein, meine gute Gertrud, viele Frauen
Hab' ich gesehn, von Schönheit und von Adel,
Und alle schienen mir so von Gemüt,
Daß ich von allen gerne glauben will,
Sie seien so, wie Ihr sie mir geschildert,
Auf ihre Schönheit waren alle stolz
Und alle kamen gern dem Mann entgegen,
Doch Genoveva ist die einz'ge des Geschlechts,
Sie weiß um ihre Schönheit nichts, und nichts
Um ihre Lieblichkeit, sie hat den Himmel
In ihrem Auge und verschönt die Erde.
Seit jener Stunde, da ich sie gesehn,
Dünkt mir nichts anders mehr auf Erden schön,
Seit ihrer Wangen Rot mein Auge küßte,
Ist mir, als ob der Mund es ewig müßte,

Verfolgt mein Blick den Bau der schönen Glieder,
Fällt von der Brust zu vollen Hüften nieder,
Steigt zu dem hellen Bronn des Auges wieder,
So wird ein böser Geist im Herzen wach
Und reißt der Holdesten mich mächtig nach.
Doch wenn die Trunkenheit ein Ende nahm,
So fühl' ich im Gesicht die rote Scham,
Dann wag' ich nicht den Blick emporzuheben,
Und sollte selbst darob vergehn mein Leben.

Gertrud.

Die Jugend ist zu schüchtern allzu oft,
Das Alter dann gewöhnlich zu verwegen,
Doch wer in beiden Maß und Ziel nur trifft,
Wird auch des rechten Zieles nicht verfehlen.

Golo.

Nur einmal ihren Busen an den Mund,
So bin ich wohl auf Lebenszeit gesund,
Nur einmal soll ihr Herz an meinem schlagen,
Dann mag das Glück mir alles doch versagen;
Daß ich sie einmal recht von Herzen küsse,
Daß sie es nur wie ich sie liebe wisse,
Dies eine nur will ich vom Schicksal flehen:
Mag Jugend doch und Leben dann vergehen.
Wie war ich sonst vom muntern Geist beflügelt,
Wie bin ich jetzt von Angst und Pein gezügelt,
Mein Wunsch war in der Gegenwart befangen,
Es drängte mich nach jenseit kein Verlangen,
Da glänzte mir entgegen Kriegesruhm,
Es lockte mich das alte Heldentum,
Die Glorie von verklärten großen Namen,
Sie riefen mich, die Thaten nachzuahmen:
Kam ich zurück von Schlacht und wildem Streite,
Sah ich ein junges Weib an meiner Seite
Und Kindelein, die mir entgegen scherzten
Und sich mit mir und ihrer Mutter herzten,
War mir im Alter Ruhm und Ehr' und Preis,
Der Arm ermattet und der Schädel weiß,

So legt' ich dann zur Ruh' den braven Degen
Und sah getrost dem Tode mein entgegen,
Zum Tode reif, das Leben schön genossen,
Und von den Liebsten auf der Welt umschlossen, —
Das alles will mir jetzt nicht mehr gefallen,
Ob ich gezählt zu Freien, zu Vasallen,
Ob Lobgedicht zu meinem Ruhme tönt,
Ob Adel mich und Pöbel frech verhöhnt,
Ob ich an Grafen Statt einst soll regieren,
Und ob ein ärmlich knechtisch Leben führen,
Macht Heldenmut mich kühn, die Feigheit bleich,
Dies alles gilt jetzt meinem Herzen gleich.
Seht, welchen Ruhm der Mohrenkrieg verhieß,
Wie war ich froh, da man mich bleiben hieß!
Was nutzt mein Schwert, was Harnisch und der Schild,
Da mich bezwang das adelichste Bild?
Was soll mir noch mein glänzend Roß so kühn?
Ich kann ihr ewig nimmermehr entfliehn!

Gertrud.

Wie viel vergebne Worte das nun sind,
Du sprichst sie alle, Golo, in den Wind,
Willst du nur meinen alten Augen trauen,
Kann man's an ihren jungen Augen schauen,
Daß dir die allerschönste Hoffnung blüht,
Daß sie für dich mit gleicher Liebe glüht.

Golo.

Ha! dürft' ich diesen schönen Glauben fassen,
Daß sie mein armes Herz nicht will verschmähn,
O gern wollt' ich die trüben Blicke lassen
Und wieder aus den muntern Augen sehn;
O fühl' ich nur, daß sie mich nicht will hassen,
So mag mir jedes andre Glück verwehn,
Mit freiem Sinn, mit kühnem Wunsch und Jugend,
Lieb' ich sie doch mit allerreinster Tugend.

Gertrud.

Ich sage noch einmal, daß sie Euch liebt,
Es müßte mich denn alle Klugheit täuschen,

Doch glaubt dem Wort nicht, stellt die Probe an,
Sie nützt Euch doch, von Zweifeln frei zu sein.

Golo.

Du hast mit dieser Hoffnung neues Leben
Den gramzerstörten Sinnen mir gegeben.

Sie gehen.

Fränkisches Lager vor Avignon.

Karl Martell, Siegfried, Otho, Gefolge.

Karl.

Ich bin erbost auf diese Thür'n und Mauren,
In die der feige Feind sich klug verkroch,
Was sollen wir mit unsern Waffen hier,
Was mit der Tapferkeit in unserm Herzen?

Otho.

Es ist nicht deutsche Art, mit Mauern fechten,
Das Heer vermindert sich, die Kriegeslustigen
Ziehn heim und unsrer spottet nur der Heide.

Siegfried.

Schon dreimal haben wir sie ausgefodert,
Doch sie sind klug und bleiben in den Schanzen.

Karl.

Verflucht sei jener Feige, der zuerst
Kastelle mit den Zinnen baute. Schanzen
Und Thür'n, Zugbrücke, Gräben sind gemacht,
Wehrlose Kinder in den Zirk zu schließen,
Nicht wohlbewehrte Krieger aufzunehmen.

Siegfried.

Hier muß Geduld der beste Kriegsmann sein,
Mit Ungeduld ist hier nichts auszurichten,
Zu große Hast ist schlimmer noch als Trägheit,
Das hat uns Aquitanien wohl gelehrt,
Der in der Blüte seiner Jahre starb.
Den die Empörer leichtlich überwanden,
Weil er sich selbst nicht überwinden konnte.

Karl.

Wie nah geht mir des jungen Helden Schicksal,
Als Jüngling war er schon der Preis des Landes,
Was wär' er erst als reifer Mann geworden?

Otho.

Vielleicht war er, was er nur werden konnte,
Drum war es gut, er hörte zeitig auf,
Denn nichts Betrübters giebt es auf der Welt,
Als wenn ins Niedersinken kommt ein Held.

Ein Bote.

Karl.

Du bist in kurzer Zeit zurückgekommen.

Bote.

Ihr hattet mir zu eilen anbefohlen.

Karl.

Wie geht es dem Gemahl? Wie meinem Pipin?

Bote.

Ich fand sie alle ob der Zeitung froh,
Die früher schon als ich dorthin gekommen,
Den Knaben freuten die Geschenke, sehr
Wünscht' er Euch bald zu sehn.

Karl.

Und er ist wohl?
Du sahst ihn selbst? Du willst mir nichts verbergen?

Bote.

Mein Leben nehmt, wenn ich gelogen habe.
Der Bonifacius schickt Euch seinen Segen.

Karl.

Nun, Freunde, laßt uns rasch zum Werke schreiten,
Für unsern Ruhm, für unser Land zu streiten! Ab.

Im Schlosse.

Genoveva, Drago.

Drago.

Ihr seid wohl eine fleiß'ge Leserin?

Genoveva.

Mich zieht an sich die Schrift gar wunderbar,
Und hab' ich eine heilige Legende
Begonnen, kann mein Herz nicht eher ruhn,
Bis sie geendet ist, ich lebe dann
In jener Welt, die uns geschildert wird,
Mit allen meinen Sinnen wie mit Netzen
Hält mich die süße Vorstellung verstrickt,
Ich muß mich wie ein Wild gefangen geben:
Drum ist es nicht so Andacht, die mich treibt,
Wie inn'ge Liebe zu den alten Zeiten,
Die Rührung, die mich fesselt, daß wir jetzt
So wenig jenen großen Gläub'gen gleichen.

Drago.

Ihr lebt und handelt ganz in frommer Weise,
Ihr dürft Euch wohl der Edelsten vergleichen.

Genoveva.

Wir sind doch allzumal nur schwache Sünder,
Der Wille in uns ist was wir vermögen.
Nun geht voran in mein Gemach, mein Lieber,
Ihr sollt mir manches aus dem Buch erklären,
Das mein einfält'ger Sinn nicht ganz verstanden,
Es sind da oft lateinische Redensarten,
Die mich verwirren.

Drago.

Wie Ihr mir befehlt. Ab.

Ein **Diener** kommt mit einem Gemälde.

Diener.

Hier ist das Bildnis, edele Frau Gräfin,
Das Ihr den fremden Maler malen ließet.

Genoveva.

Schön ist die Rolle, und es soll sogleich
Ein feiner Schrein dazu gezimmert werden,
Der es vor Staub und vor der Luft bewahre. —
Laß ihm von Golo die Bezahlung reichen.

Diener ab.

Dies ist mein Bild, dies ist mein Angesicht,
Ich weiß nicht, welche Eitelkeit mich trieb,
Im Konterfei das schnell Vergängliche,
Das oft ein Hauch zerstöret, zu besitzen.
Wir können nie der Welt so ganz ersterben,
Daß wir sie nicht in Stunden und in Tagen
Lebendig frisch in unserm Herzen fühlen.
Doch wie ich gern das Menschenantlitz liebe,
In fremder Bildung und mit Wohlgefallen
Die reinen Züge und die Schönheit schaue,
So will ich auch dies Bildnis mir bewahren,
Ein Angedenken für mein Alter.

Golo tritt ein.

Seht,
Das Bildnis, Golo, ist gekommen: hat
Der Maler sich als Meister nicht gezeigt?
Zwar hat er mir geschmeichelt, aber sonst
Scheint mir dem Bilde nichts zu fehlen.

Golo.

Nichts?

Genoveva.

Schaut es nur selber an.

Golo.

Das geht ihm ab,
Daß es nicht lebt und eigen mir gehört.

Genoveva.

Wie meint Ihr das, wie kann ein Bildnis leben?

Golo.

Daß es nicht leben kann, das ist mein Tod,
Sonst ruht' ich nicht, bis es mein eigen wäre,
Und sollt' ich auch der Kirche es entwenden
Und sollt' ich drum den Pfaffen selbst erwürgen.

Genoveva.

Golo, Ihr rast, woher der wilde Sinn?

Golo.

O Genoveva, zeigt mir milden Sinn,
Geheilt bin ich von aller Raserei.

Genoveva.

Was wollt Ihr mir? Besinnt Euch, teurer Golo,
Ihr sprecht im Fieber; soll ich Ärzte rufen?

Golo.

Ja, höhnt mich nur, verwerft mich, stoßt mich von Euch,
O eitles Streben, denn in Eurem Busen,
In Eurem eignen Herzen wohnt mein Geist,
Da ist er fest im allerholdsten Kerker;
O gebt mich frei! Gebt meine Seele los,
Hier fleh' ich auf den Knieen, seid barmherzig,
Sei gütig, böser, holder, liebster Satan,
Du Gottheit mir, gebenedeite Jungfrau,
Nein, Hölle mir, die meine Seele peinigt
Mit ew'gen Flammen, mit rastlosen Flammen,
Mit güt'ger Schadenfreude, mit dem Lächeln,
Mit Augen, deren Glanz das Mark mir aussaugt,
Mit Lippen, deren Röte aus dem Herzen
Wegtrinkt mein rotes Blut! O Zauberin,
Du hast mein Leben mir durch Kunst entführt!

Genoveva.

Was denkt Ihr denn? Was wollt Ihr denn von mir?
Erwacht, denn Ihr verkennt so Euch, wie mich,
Ich bin es, Genoveva, die jetzt spricht,
Gemahlin Euers Herrn, des Grafen Siegfried,
Der dies Betragen, wenn er kommt, erfährt.

Golo.

Mag es die ganze Welt, der Himmel wissen,
Er weiß es schon, er tadelt mich nicht drum,
Er kennt mein reinstes Herz, die hellen Flammen:
Was ist es denn nun auch, daß ich Euch liebe?
Ist Liebe ein Verbrechen, wenn sie keusch bleibt?
Was ist es denn, daß Ihr das Weib des Grafen?

Wenn ich Euch liebe und mit treustem Herzen,
In dieser Liebe Leben, Herz verzehre,
Wen kümmert das? Ja, es ist ausgesprochen,
Ja, Genoveva, seit dem ersten Blick,
War ich Euch hingegeben, lebt' ich Euch,
Nein, starb Euch ewig gegenwärt'gen Tod,
Erweckt mich nun zum Leben, sagt, Ihr haßt
Mich nicht, und all mein Sinnen ist beruhigt.

Genoveva.

Ich halt' Euch krank und drum verzeih' ich Euch,
Sonst gabt Ihr mir nie Ursach' Euch zu hassen.

Golo.

Habt Ihr denn auch mit meiner Qual Erbarmen?
Soll mir aus Eurem Auge Hoffnung lächeln?

Genoveva.

Was wollt Ihr hoffen? Lebt in Gottes Furcht,
So habt Ihr keine ird'sche Hoffnung nötig.

Golo.

So spricht, die allen Himmel in sich trägt,
In der die Wonnen ihren Haushalt haben,
In deren Herz die Engel sich ergötzen:
Warum muß ich es sein, der noch lebendig
Die Qual des Fegefeuers duldet? Gräfin —
O Genoveva — o daß ich es reden,
Aussagen könnte, Worte finden, Töne, —
Mein Herz möcht' ich aus meinem Busen nehmen —
O Genoveva, — ich bin mein nicht mächtig —
Kommt her an diese Brust — in diese Arme. —

Genoveva.

Hinweg! gottloser, ehrvergeßner Mann!

Drago kommt.

Drago.

Was ist Euch, Gräfin?

Genoveva.

Kommt zum heil'gen Buche,
Mir thut die Andacht not nach dem Gespräch.

Beide ab.

Golo.

Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die Weiden sprossen, —
Bald, — Golo! bist du wach? Wie war dir? Ha!
Sind das die alten Tepp'che? die Gemälde?
Bin ich es noch? Ist dies die vor'ge Welt?
So war mir's doch, als sei hier Genoveva,
So wahr ich lebe, sie glaubt' ich zu sehn,
Zu hören und mich trieb die Lust, die süßen,
Die roten Lippen ihr zu küssen. Nein!
Es war wohl nicht. O Thor, sie ist entsprungen.
Was hielten deine Arme sie nicht fester?
O Bild! O trügerisches Bild! O Heuchelbild!
Wie kannst du frech doch ihre Züge borgen?
Noch lächelst du mit Falschheit mir entgegen?
Sieh, wie ich dich zerfleische, dich vernichte,
Zertrümmre, weil du mir so falsch gelogen,
Ha! bin ich dir nun noch gewogen?
Hinaus! Dem Winde sei ein Spiel,
Den Regenwolken und dem Blitz ein Ziel!
Ha, wie es draußen flattert, wie es in den Graben
Hinunterstürzt: — o komm zurück mein Herz zu laben,
O mich zu beglücken,
Es an das Herz zu drücken,
Führt es, ihr Wogen, ihr Winde, wieder herauf.
Selbst will ich hinunter und es suchen,
Es darf das süße Bild im Strome nicht
Versinken, nicht sich zwischen Schilf verlieren,
Ich lieb' es doch, wenn es mich auch erwürgt. A6.

In der Stadt Avignon.

Zwei Bürger.

Erster Bürger. Und müssen wir nun die Christenfeinde in unsern eignen Mauern dulden?

Zweiter Bürger. Es ist uns so von Gott für unsre Missethaten verhängt.

Erster Bürger. Draußen sehn wir die Christen liegen und an diesen Steinen verbluten, und wir dürfen ihnen nicht die Thore aufbrechen.

Zweiter Bürger. Die Heiden halten die Kastelle besetzt, ihre Wachen sind aufmerksam.

Erster Bürger. Still, laß uns gehn, dort kommt ihr Anführer.

Sie gehen.

Ali mit **Hauptleuten.**

Ali. An diesen steilen Türmen mögen sie ihre Kräfte versuchen, hier sollen sie liegen und sich aufzehren, daß ihnen ihr Sieg wenig frommt.

Erster Hauptmann. Auf diese Nacht hast du einen Ausfall angeordnet?

Ali. Ja, sie sollen uns endlich in ihrem Lager sehen, schon oft haben die Thoren uns gerufen, in dieser Nacht wollen wir ihren Wunsch erfüllen.

Erster Hauptmann. Laß mich dabei sein, Feldherr.

Ali. So sei es, wackrer Kriegsmann! Haltet euch wie brave Männer und rächt die neuliche Schmach! — Ich muß über diese einfältigen Franken lachen, die allen Mut, allen Verstand verlieren, wenn sie Mauren mit Türmen vor sich sehn, wo es nicht gilt, grade drein zu schlagen, wissen sie sich nicht zu gebärden. Geht ab.

Garten.

Golo, Gertrud.

Golo.

Wie ich dir sagte, alle Sinne schwanden,
Und als sie endlich sich zurücke fanden,
Geschah es nur, um ohne Sinn zu sein
Und was geschehn herzinnig zu bereun.

Gertrud.

Der Drago ist's, der hält sie von Euch ferne,
Er wäre selbst ihr Liebling gar zu gerne.

Golo.

Der Heuchler, der nur knieen kann und beten,
Der Pfaffenfreund, der's unrecht meint mit jedem,
Der nicht der Kirche dient, ich haß ihn wie den Teufel.

Gertrud.

Nur mäßigt Euch, ich weiß, daß sie Euch liebt.

Golo.

Es kann nicht sein, Gertrude, darum will
Ich mich in mein Verderben fügen, Tod
Ist meine einz'ge Rettung, nur das Grab
Kann kühl die grimme Flamme mir ersticken.
Geh' ich dem tiefen Wasserfall vorüber
Und höre unten seine Wellen brausen
Und sehe den lebend'gen mut'gen Schaum
Und wie der Strom sich weit hinunter reißt:
Ich kann nicht sagen, welch ein tief Gelüst
Mich dann befällt, in die Strudel abzuspringen,
Daß sie mich unterwälzen und verschlingen.

Gertrud.

Mein Golo, sollte dies das Ende sein?
Dies all die Freud' an Euch, der junge Sinn,
Die muntern Jahre, alles nur dazu?
Nein, Lieber, nein, Ihr müßt Euch nur ermannen,
Dies Auge soll, ich will nicht leben sonst,
Es soll den vor'gen hellen Glanz bekommen,
Es soll, müßt' ich mein alles daran setzen.

Golo.

Du sprichst da Märlein, meine gute Alte.

Gertrud.

Es fehlte wenig und sie hätte mir bekennt,
Daß sie Euch liebte; ei, sie muß Euch lieben,
Sie ist ein Weib und jung, sie sieht Euch täglich:
Was ist der Graf ihr, den sie niemals kannte,
Der älter ist und rauh nur blöden Sinnes?
Wie wird sie neben Euch so anders, wie
Bemüht sie sich, recht edel zu erscheinen,
Kein Wort zu sagen, das Ihr tadeln möchtet,
Sie giebt auf Eure Blick' und Mienen acht,
Ihr Ringen, ihr Bestreben macht sie schöner:
Nun, bei der Ehre meiner Eltern, bei
Jedwedem Ding, das mir nur teuer ist,
Fügt Ihr Euch mir, so sollt Ihr sie genießen.

Golo.

Wie sprichst du? Welche tolle Worte? Wie?
Ist's nicht so gut, als ob uns einer sagte,
Daß über unsren Häuptern Länder hingen
Mit wundervollen Bergen, Wald und Flüssen
Und daß er uns die Leiter bringen wolle
Durch öde Luft in dieses Nichts zu steigen.
Bei Gott, mir weicht und wanket die Vernunft,
Doch hat sie mich nicht so wie dich verlassen.

Gertrud.

Wenn Ihr nur nicht so wild, so brausend wärt,
Es nur verständet, die Gelegenheit
Zu fassen, wie sie sich freiwillig beut,
Es ist da nicht die Rede, herzurasen,
Sie anzufallen wie ein grimmig Tier,
Und ihr zu sagen, daß Ihr liebt, das ist
Der gradste Weg, den Freund in ihrem Herzen,
Der für Euch spricht bei Tag und Nacht zu schüchtern,
Dann muß sie wohl den Mantel ihrer Tugend,
Des Standes, ihrer Pflicht, der Gottesfurcht
Dicht um sich werfen, um Euch zu entfernen.
Nein, langsam und so sichrer müßt Ihr gehn,
Ihr dienen, ihre Schritt' bewachen, loben,
Ihr singen und hofieren, schmachten, klagen,
Und nach und nach Euch zu verstehen geben,
Doch so, daß Ihr noch immer rückwärts könnt,
Daß nicht die Brücken abgebrochen sind
Zur sichren Flucht; dann beut sich wohl die Stunde,
Die Nacht, ein süßes Lied, ja selbst die Andacht
Macht sie wohl weicher, sie vergißt den Grafen,
Vergißt sich selbst, ihr und Gelegenheit
Bedrängt sie hart und sie muß sich ergeben.

Golo.

Welch unverständig Wort hast du gesprochen?
Ist mir es drum zu thun, als Schalk, als Knecht,
Als Dieb mir ihre Gunst zu stehlen? Fühlst du nicht
Was sie mir ist, was ich ihr werden möchte?
Soll ich gemein das Edelste besitzen?

Nein, nicht besitzen, ihre Täuschung, ihren Trug
Auf einen Augenblick erschleichen, dann
Zurück in meine Höhle kriechen: Wunder
Versprichst du mir und lehrst mich knechtlich sein.

Gertrud.

Was wollt Ihr denn?

Golo.

Das Ferne und das Nahe,
Das Mögliche, was doch unmöglich ist,
Was ich in meinem Herzen wünsche, was
Der Feige nie besitzen kann, was kaum
Den auserwählten Edelsten gegönnt ist,
Das heil'ge Feuer, das die Erd' erleuchtet,
Den Glanz beglänzt und Licht der Sonne leiht,
Das was du nimmermehr verstehen wirst,
Das was, — o schweig, verstumme, eitle Zunge!
Was soll der Frühling durch den Winter scheinen?
Wer will die Kirche auf dem Markte halten,
Die große Raserei dem Pöbel pred'gen?

Gertrud.

Ja, rasend seid Ihr, so gehabt Euch wohl.

Geht ab.

Golo.

Ihr Sterne, nein! ihr hörtet meine Klagen,
Doch könnt auch ihr den edlen Sinn bezeugen,
Ihr saht mich zittern, stürmen und verzagen,
Doch soll mich nichts zur tiefen Erde beugen,
Kein Frevler will ich meine Schulden tragen,
Annoch kann ich zu euren Lichtern steigen,
Ich bin noch der ich war und nicht gebrochen,
Nicht Pöbelthat hat gegen mich gesprochen.

So will ich denn so Mut wie Kühnheit hegen,
Den bösen Dämon in mir selbst regieren,
Ich will die Leiter in den Himmel legen,
Sie soll mich in die sel'gen Felder führen,

Kein edles Glück begünstiget den Trägen,
Nur kühner Mannessinn darf triumphieren.
Nun wohl! ich will mir selber dann vertrauen
Und hoch den Bau des Glücks mir auferbauen.

Wer weiß, wo schon der Tod die Sense schwinget,
Wer weiß, welch Opfer ihm im Kriege fallen,
Wohl mag's, daß mir der fernste Wunsch gelinget,
Daß er erschlägt den häßigsten von allen,
Daß mir das neue Frühlingsjahr es bringet,
Zum Gruß das allerliebste Wohlgefallen.
Daß mir es kann im schönen Maie glücken,
Das schönste Kind als meine Braut zu schmücken.

Wolf kommt.

Wolf.

Wo bist du, Golo? Nun, wie geht es dir?
Man sieht dich gar nicht mehr, du bist verändert,
Nicht bei der Mittagstafel, nicht beim Abendessen,
Da ist an froh Gespräch nicht mehr zu denken,
Da hört man nichts von deinen alten Schwänken,
Da ist —

Golo.

Laßt mich, Ihr stört mich nur im Denken.

Wolf.

Nun, alter Griesgram, fahr' mich nicht so an,
Bedenk' doch stets, ich bin ein alter Mann,
Dir ziemt es nicht, die Nase so zu rümpfen,
Und auf die liebe Gotteswelt zu schimpfen,
Dazu kommt dir die Zeit noch früh genug,
Im Alter schickt sich wohl ein derber Fluch,
Und was wird's nun mit dir am Ende sein?
Ein Mädel läßt ihn nicht zum Fenster ein,
Und drum erfrecht er sich so aufzufahren —
Ei, da soll einen Gott der Herr bewahren! Ab.

Golo.

Die Abendmahlzeit ist vorüber, bald
Beschattet dunkel sich der grüne Wald,

13*

Die Sternlein aus dem blauen Äther steigen,
Es schickt die Welt sich an zu Nacht und Schweigen.
O wie in mir Gedank' Gedanken drängen,
Wie's musiciert in mir mit tausend wechselnden Klängen,
Was kann ich, was soll ich beginnen,
Wohin, ihr rasenden Sinnen?
Wie von wilden Pferden fühl' ich mich fortgerissen,
Die Erinn'rung umgeschmissen,
Der taube Fuhrmann Vernunft im Hohlweg liegend,
Die wilde Macht vom Himmel herunter siegend!
Ihr kleinen Sterne,
Bringt ihr die Kunde?
Sie naht, sie naht die Stunde,
Bald vernehm' ich den zierlichen Gang aus der Ferne
Wie gerne!
Die hohe Gestalt
Reizt mich mit Gewalt:
O dürft' ich sie fassen und herzen,
Sie küssen Mund an Mund von Herzen,
Brust an Brust geschmiegt,
In Armen versunken,
Die Augen trunken
In blühender voller Lust
Uns selber hoch bewußt,
Und nicht bewußt,
Daß es endlich, endlich dem schlagenden Herzen genügt!
Daß alle Pulse zu Klängen werden,
Daß alle Gedanken in Tönen irren,
Gefühl und Wunsch und Wahnsinn durcheinander irren,
Gold überstreun mit voller Hand der dürftigen Erden!
Wo bist du, Glück in Himmelsbahnen?
Wo schwingst du in Räumen die hochroten Fahnen?
Steig' nieder, wo faß ich die Flügel,
Daß ich dich greife, dich binde,
Daß ich dich zwinge mit Zaum und Zügel
Und meinen Sklaven dich finde!
Erbarme dich, Sterngegenwart!
Klingt aneinander und gönnt ihm keine Flucht,
Daß es zur Erden hernieder muß,

Immer nur den fernsten Saum des Mantels,
Zeigt es hinter ungewissen Wolken,
Bis wir müssen rasend werden.

Sie muß, sie muß zum Garten nieder kommen,
Schon freuet sich die liebesrote Rose,
Schon sind die Feuerwürmchen angeglommen
Und flattern lichtend durch die grünen Moose:
Um Mondschein zittern Wölkchen angeschwommen,
Daß goldner Strahl mit ihnen freundlich kose,
Ein fremder Vogel singt aus Waldesnacht,
Der ferne Strom erklingt in seiner Macht.

So sollte unter uns die Welt verschwinden,
Daß wir allein im Sturz die einz'gen blieben,
Sie müßte sich in meinen Armen finden,
Dann wär' ich ihr in Brand und heißem Lieben,
Dann schwelgt' ich froh in tausend schönen Sünden,
Es hätte Angst entgegen sie getrieben,
Dann sollte einsam alles mir gelingen,
Indes Naturen unter uns vergingen.

Sieht mein Aug' das hüllende schöne Gewand
Um den Leib geschlossen und geschmiegt,
Das eng' und enger an die Glieder fliegt,
Um sie zu fühlen, dicht an zu empfinden,
Wie zittert die Hand
Sich zu beglücken an den zarten linden.
Seh ich sie vor mir stehn
Mit ihrem hohen Gange gehn,
O welche Phantasei'n
Giebt mir der wilde Satan ein!
Kannst du, Gedächtnis, die Erinn'rung nicht vernichten,
Muß sie sich dichter stets vor deinen Augen dichten,
Wie am Hochzeitstage auf und nieder
Sich hebend, tanzend bewegte der Schwung der Glieder,
Wie sich in den hellen
Musikwellen
Die zarten Füße badeten im Tanz,
In den Tönen wiederschien der Glanz,

Wie die Augen in wunderschönem Entzünden
Nur strebten mehr und mehr zu finden,
Wie das Gewand im boshaften Schweben
Bald mutig flog, bald wieder kam,
Bald strebte den Bau der Glieder frei zu geben,
Bald klügelnd alles dem sehnsüchtigen Blicke nahm.
So meint der Träumer sich im magischen Born zu waschen,
Die dämmernde Geisterwelt in sichtlicher Natur zu haschen.

O Sehnsucht, Sehnsucht magst mein Leben lösen,
Laß mich vergehn in sanften Liebesthränen,
O tiefe Brust, wenn sich die Seufzer lösen,
Und sich im Sterben endiget mein Sehnen,
Wenn sich die innern Geister alle lösen,
So laß mich dann geblendet nochmals wähnen,
Sie stände da vor dem gebrochnen Blicke:
Dann ist der letzte Hauch mein erstes Glücke.

Genoveva tritt auf.

Genoveva.

Die Lilien stehn wie träumend in dem Grünen,
Die Rosen von dem goldnen Mond beschienen,
Erwecken sich und rauschen mit leisem Geflüster,
Der hohe Wald ist düster,
Es äugelt die Nacht in den Buchengang hinein,
Ein grünes Feuer brennt er in dem Schein.

Golo.

Ihr schreitet her und weckt aus verborgnen Tiefen
Die hohen Wunder auf, die unten schliefen,
Schaut um Euch, Holde, wo Ihr geht
Ein dichtgedrängter Blumengarten steht,
Die Bäume ziehn Euch nach, unter Euren Füßen
Dringt kindisch grünes Gras hervor, den Fuß zu küssen,
Die Blumen erwachen
Vom tiefen Schlaf und lachen,
Und röter wird der Rosen Mund,
Die Wiese wird von Pflanzen bunt,
Sommerlüftchen spielen aus den Zweigen,
Sich häuslich emſ'ge Bienen zeigen

Die goldensten Mondstrahlen schmeichelnd niedersteigen,
Um Euer holdes Haupt die Glorie zu flechten,
Euch dient Natur mit allen ihren Mächten.

Genoveva.

Wie geht's Euch, Golo? Wo seid Ihr gewesen?
Man sieht Euch selten und auch dann nicht froh.

Golo.

Ach, könnt Ihr's nicht in meinen Augen lesen,
Mich nährt jetzt Thränenquell und Ach! und O!

Genoveva.

Ihr müßt von Eurem Übel bald genesen,
Das Leben dünkt ein schwerer Traum Euch so.

Golo.

Ich weiß, es könnte wer den Traum verscheuchen,
Mir zum Geschenk ein wachend Leben reichen.

Genoveva.

Ihr seht, ich spreche, Golo, zu Euch wieder,
Und habe fast die Wildheit Euch verziehen.

Golo.

Es beugt mich doch noch, holde Gräfin, nieder,
Daß ich so freche Wort' der Lipp' geliehen.

Genoveva.

Seid nur ins künftige ein Ritter bieder,
So will ich's zu vergessen mich bemühen.

Golo.

Ach! nur zu leicht könnt Ihr mich wohl vergessen!
O könnt ich Euch doch auch so schnell vergessen!

Genoveva.

Ich muß nicht nach dem Schloß zu gehn vergessen.

Golo.

Was scheut Ihr mich? Ihr geht mir aus dem Wege?
Ihr blickt mit unsicherm Auge nach mir her?
Bin ich nicht fromm? Bin ich nicht ganz voll Demut?

Genoveva.

Es ist schon spät, ich muß zurücke eilen.

Golo.

Ihr wollt nicht weilen?
Hier ist der Blumenflor und grüne Hain,
Hier ist in kühler stiller Nacht der goldne Schein,
Was wollt Ihr noch? Die Sterne sind in Pracht,
Aus tausend Augen sieht die goldne Nacht:
Der treuste Wächter Euch zur Seiten,
Für Euch mit Löwen selbst zu streiten.

Genoveva.

Nein, laßt mich fort.

Golo.

Ihr habt mir nicht vergeben?
Wenn Ihr mir zürnt, wie soll ich leben?

Genoveva.

O laßt mich, bei den hocherhabenen Gestirnen,
Ich kann auf Euch nicht so, wie ich wohl möchte zürnen.

Golo.

Das ist der Balsam, der so spät noch niedertaut,
Das ist der längst erharrte Flötenlaut,
Das Mannabrot, das in die Wüste fällt,
Der Segen, der erquickt die dürre Welt,
Der Felsenbronn, der aus dem Berg entspringet
Und in das heiße Thal mit Silberwellen klinget.
Du liebst mich, holde Braut?
Da ist der Tag begonnen,
Da regt und rührt sich's laut,
Da brechen aus den Knospen alle Wonnen.

Genoveva.

O weh mir! Wieder fällt ihn Wahnsinn an!

Golo.

Wohin? Nein, bleibt, Ihr könnt nicht fort,
Hält mich ein Zauber doch in ehrnen Netzen.
Wie mögt Ihr frei sein? O es ist gelungen!
Das Morgenrot hat in die Erde sich geschwungen,
Nun bin ich dein, und wir sind unzertrennlich,
O Holde, sieh, lies in den Blicken, was
Ich dir nicht sagen kann, den Worten nicht vertraun,

Nur Blick in Blick kann diese Sprache reden,
Dir gegenüber so, — dies ist sie selbst,
Sie selber, und die Göttliche ist mein!
Ja, Genoveva, wie in schwarzer Nacht
Die Kraft des roten Feuers sich im Dunkeln
Uns offenbart, und wenn die Finsternis
All Farben weggeschlungen, in den kühnsten leuchtet,
In blendenden Flammen sich blinkend bewegt,
So ist die Liebe in allen Sinnen,
In allen Gefühlen das funkelnde Feuer,
Die Nacht nur offenbart uns, was sie sei,
Der neid'sche Tag wirft seinen leuchtenden Mantel über,
Verhüllet ihr das glorreiche Licht.
Entweiche nicht, entflieh mir nicht!

Genoveva.

Unsinniger, was willst du denn beginnen?

Golo.

Zu sehr, zu sehr bin ich in meinen Sinnen,
Soll ich dich nicht mehr sehn, so mach mich blind,
Doch wenn die Augen nur noch kräftig sind,
Wenn diese Hände noch dich fühlend fassen,
So kann ich dich zeitlebens nicht mehr lassen.

Genoveva.

Wer hilft mir Armen von dem Rasenden?
O Siegfried, mein Gemahl! Wann kehrst du wieder?

Golo.

Nenn' ihn nicht, ihn nicht, dieser Nam' ist Tod!
Er dein Gemahl? Ich war es eh', als er;
Was hat er dir zur Mitgift denn gebracht?
Mein bist du, ich gab meine Seligkeit.

Genoveva.

Wer rettet mich? O will denn keiner hören?

Golo.

Laß sie mich töten, sieh, das ist mein Wunsch,
Laß sie mich martern, wenn sie nur das Herz
Mir lassen, denk' ich dein im Tode noch.

Genoveva.

O Golo! Golo! könnt ich dich erwecken!
Ach, es kam dahin, daß ich dich verachte?
Daß du mein Abscheu bist?

Golo.

Ha! Drago wartet!
Die Bibel wartet, heilige Gebete!
Nicht wahr? O Wut! O Feuerflamme!
Mein wartet, — hört, da singt's in Wolken
Aus Wassern, aus dem tiefen Thal herauf:
Wo die stillen Bächlein gehn —
Sollst du bald, — o bald, — drum barmt Euch meiner!
Ihr müßt mich küssen, bei dem Gott, der uns
Erschuf, Ihr sollt, er selber hat's beschlossen.

Genoveva entflieht. **Gertrud** tritt auf.

Gertrud.

Du Rasender! was hast du denn gemacht?

Golo.

Nun soll es anders werden, andern Dingen
Denk' ich jetzt nach, es soll und muß gelingen. Ab.

Gertrud.

Er ist verrückt, was so schlimm angefangen,
Kann nimmermehr ein gutes End' erlangen. Ab.

Fränkisches Lager vor Avignon. Nacht.

Siegfried, Otho.

Otho.

Was ist dir, lieber Kriegsgefährte Siegfried?
Die alte Munterkeit ist dir verschwunden,
So sitzest du und nagst dein Herze ab;
Hast schlimme Botschaft aus der Heimat kriegt?

Siegfried.

Nein, Otho, keinen Grund mich zu bekümmern,
Doch kümmert's mich am meisten, daß ich traurig
So ohne Grund bin, das bedeutet Unheil.

Otho.

Was da von Unheil! Ich bin auch verdrießlich,
Es macht, weil wir wie träge Tiere hier
Im Lager nisten, keine Kriegsthat üben,
Das macht mich auch mutlos und schwer im Denken;
Doch tummelten wir uns im freien Felde,
Die Fahnen hoch im Fluge uns voran,
Trommeten in dem Rücken hinterdrein,
Der Klang von Schilden und von Schwertern um uns,
Die Trommel in der Ferne laut gerührt,
Die Rosse wiehernd, wir mit Feldgeschrei,
O Siegfried, alle Schwermut wär' entwichen,
Wir tobten trunken in dem lauten Fest.

Siegfried.

In meinem Herzen ist ein wunderlicher
Tumult, es will da irgend was heraus,
Und ängstet sich, ich weiß nicht, was es ist.
Wie einer liegt lebendig eingegraben,
Herauf von unten dumpf nach Hilfe winselt.

Otho.

Still! — Horch, ein Lärmen auf dem rechten Flügel!

Siegfried.

Es ist der Wachen Rufen, die sich lösen.

Otho.

Mir klingt's wie Feldgeschrei in meinen Ohren.
Sieh da, was soll die Flamme doch bedeuten,
Die dort empor von unsern Zelten leuchtet?

Siegfried.

Wachtfeuer sind es in des Mondes Schimmer.

Otho.

Gott helf' mir meiner Sünd', das Lager brennt!
Ich seh den Rauch, ich seh die Flamme fressen,
Ich höre schon die Kriegesinstrumente,
Auf, Siegfried! Horch, wie sich der Lärm erhebt,
Wie er empor wächst gleich des Meeres Flut
Und näher sich und näher wälzt.

Siegfried.

Die Heiden
Sind aus der Stadt gebrochen.

Hauptleute und **Reiter** durcheinander.

Hauptleute.

Auf, ihr Kriegsmann!
Es sind die Mohren aus der Stadt gefallen,
Zu 'n Waffen alle! Zu den Waffen! Auf! Ab.

Karl Martell mit Gefolge.

Karl.

Ins Lager sind die Hunde eingebrochen,
Die Zelten stehn in Brand, sie morden wütend
Die unbewehrten Christen; auf! wer deutsch denkt,
Ermannt euch, all mir nach dem Feind entgegen! Ab.

Siegfried.

Komm, Freund, die Schwerterfasten ist nun aus.

Otho.

Bei Gott, ich bin lebendig zu dem Streit,
Es bost mich, daß sie uns so wehrlos fanden.

Siegfried.

Nicht wehrlos, wenn wir noch die Arme rühren. Ab.

Karl Martell.

Karl.

Wir gehn zu Grunde! Blutig dräut der Himmel.
Laßt schnell die Mannschaft mit den Äxten rücken,
Die Lanzenträger vor, die schnellen Reiter,
Und links am Fluß die mit den Hellebarten.
Daß Gott erbarm, die Nacht ist fürchterlich,
Es rasen Feind und Freunde durcheinander;
Es schwimmt die Kreuzesfahn' in Christenblut,
Sie sei das Segel, das uns heimwärts bringt. Ab.

Getümmel, Geschrei, Flucht der Christen.

Einige christliche Hauptleute treten auf.

Erster Hauptmann. Flieh fort, wer fliehen kann.

Zweiter Hauptmann. Wohin? In den Fluß? Dem Feind entgegen?

Dritter Hauptmann. Ich liege hier, die Wunde in der Brust ist tödlich. *Fällt.*

Erster Hauptmann. Leb' wohl, Freund.

Otho herein.

Otho. Wo weilt ihr? Wollt ihr fliehn? Zurück, wo der Feind steht! Kommt, Gesindel, in Gottes Namen und zeigt, daß ihr Edelleute, daß ihr Christen seid! Tobe, stürme, schlagt die Trommeln, daß man unser feiges Winseln nicht hört! — du, auf da!

Erster Hauptmann. Er ist tot.

Otho. Dann mag er bleiben, dies dient ihm zur Entschuldigung. Wir alle müssen so aussehn wie er, oder die Feinde zu seinesgleichen machen. *Ab.*

Ali von der andern Seite mit Gefolge.

Ali.

Sie sind in unsre mächt'ge Hand gegeben!
Sieh, wie der Strom vom Feuerbrand erglänzt,
Man sieht dort unten Christ und Mohren kämpfend.
Heut wird der Mond das Kreuz verdunkeln, Karl
Tobt wie ein wütend Tier, doch ist er schwach.

Hauptmann.

Horch, innerhalb der Mauern gehn die Glocken!

Ali.

So steh mir Allah bei, was soll's bedeuten?

Hauptmann.

Dort hinterm Walle sprüht ein Feuer auf,
Ich seh sie oben auf den Zinnen kämpfen,
Wir sind verraten, unsre Wachen drinnen
Sind von den Christen angefallen.

Ali.

Mahom,
Was machst du? Soll dein Bund vergehn? Beim Himmel,
Nun muß der Muselmann den herbsten Grimm
Den Feuerzorn den Christ'n entgegenspeien
Ins Antlitz und ihr Blut mit Lüsten trinken!
Hinweg! Die Wut läßt meine Zunge stammeln!

Alle ab.

Otho wird verwundet von Kriegern hereingebracht.

Otho.

Hier laßt mich liegen, und geht ihr zurück.

Diener.

Ihr seid nicht sicher, Euch taugt nicht die Luft.

Otho.

Zum Sterben ist jedweder Ort noch sicher,
Was kümmern sich die Wunden um die Luft,
Wenn sie der Mohren Säbel nicht gefürchtet?
Denn wißt nur, daß ich lange schon geblutet,
Zuletzt konnt' ich mich nicht mehr halten. Geht!

Die übrigen ab.

Wie das Getümmel jetzt dort unten lärmt,
Das Feuer leuchtet bis hierher, der Brand
Im Lager, Feuer in der Stadt, das Schrein,
Der Klang der Panzer, drin das Glockenläuten,
Wie alles furchtbar sich verwirrt und mengt.
Herr Gott, erbarm dich meiner. Meine Wunden
Sind brennend wie die Stadt und die Gezelte!
Wie schön das Feuer hier herüber leuchtet!
Wie in der dunkeln Nacht die Flamme glänzt
Und in sich selber tobt mit freier Glut,
Die Funken wirft und weit hinab erglänzt
So wie ein Auge in der Nacht, wie Öffnung,
Wo man durch schwarzen Vorhang Morgen sieht,
Und wie dann alles löscht und in sich sinkt,
Erst Glimmern, dann die Kohle, taube Asche
Zuletzt: so ist des Kriegers Leben auch,
Sein Leben ist der Glanz in öder Nacht,
Was einzeln in der Welt als Funke lebt
In ihm gedrängt und herrlich grimmig leuchtend,
Dem Feind Verderben, seinen Freunden Schutz,
Ihn wälzt der Schlachttumult hinauf, hinab,
Er kämpft die Wogen unter sich, entzündet
Im Kriegeszorn, dann löscht er in sich selber,
Verblutet so wie ich das rote Leben,
Verglimmt, versiegt und über ihm das Dunkel.
Herr Gott, erbarm dich mein!

Ein andrer **Hauptmann.**

Hauptmann.

Wo seid Ihr denn,
Herr Otho?

Otho.

Hier, in meines Gottes Namen.

Hauptmann.

Doch nicht verwundet?

Otho.

Wie ich hoffe sterbend.

Hauptmann.

Sterbt nicht, der Feind ist schon zurückgeschlagen
Und Karl Martell mit in die Stadt gedrungen,
Die Bürger ihm entgegen, drin die Mohren
Allseitig eingedrängt, es war ein Metzeln,
Wie nie mein Auge noch gesehn.

Otho.

Doch wir
Sind Meister?

Hauptmann.

Ja, vom Lager ganz und, wie
Ich hoffe, bald auch von der Stadt.

Otho.

So sterb' ich gerne.

Hauptmann.

Viel' der Unsern sind
Gefallen, viele schwer verwundet, Siegfried
Ist scharf getroffen in dem linken Schenkel
Von einem Pfeilschuß.

Otho.

Geht nur in die Schlacht,
Daß ich vor Gott zu stehn mich möge sammeln.

Hauptmann ab.

Siegfried von Kriegern verwundet hereingetragen.

Siegfried.

Legt mich hierher und helft den Sieg erfechten.

Krieger ab.

Otho.

Wie sehn wir uns denn wieder, Kriegsgefährte?

Siegfried.

Auch du?

Otho.

So können wir noch Abschied nehmen,
Das hab' ich mir gewünscht, nun sterb' ich freudig.

Siegfried.

Du armer Mann, mußt so den Krieg verlassen?

Otho.

Das thut mir weh, da wir schon Sieger sind,
Doch wieder wohl, daß ich in Freiheit sterbe.
Allein gern will ich dir gestehn, noch mehr
Der Schlachten wünscht' ich zu erleben, öfter
Das Schwert zu brauchen für die deutsche Sache,
Ein Held zu sein und brav erfunden werden.

Siegfried.

Und du mußt sterben?

Otho.

Ja, ich glaub's gewiß.

Siegfried.

An dir hat einen Mann der Krieg verloren.
Gern hätt' ich dich noch öfter so getroffen,
Wie ich dich in dem Mohrenkriege traf.

Otho.

Für dieses Leben ist es nun vorüber.
Schmerzt dich die Wunde?

Siegfried.

Ja, sie sticht, der Pfeil
Ist noch darin, es war kein Arzt zugegen.

Otho.

Wird jenseit auch wohl Krieg zu führen sein?

Siegfried.

Da ist kein Hader, da gilt keine Zwietracht.

Otho.

Doch gegen Satan, seine Legion.

Siegfried.

Ihn kämpfen wir schon hier, in unsern Lüsten,
Begierden, ungezähmten Wünschen, Zorn
Und Neid und Haß und allen Leidenschaften.
Wenn wir sie überwält'gen, ist der Satan
Besiegt, dort ist mit ihm nichts mehr zu schaffen.

Otho.

Ich sterbe doch für Christi heil'ge Lehre?

Siegfried.

Mit deinem Blut hast du sie untersiegelt.

Otho.

Ich werd' ohn' Sakrament und Ölung selig?

Siegfried.

Das Schlachtfeld ist das schönste Sterbebette.

Otho.

So laß uns also, Bruder, Abschied nehmen,
Ich habe keine Freunde, keine Brüder,
Nicht Weib, nicht Kind, noch sonst verwandte Leute.
Drum hätt' ich länger gern dem Krieg gelebt,
Doch soll's nicht sein. — Du bist der einz'ge Mann,
Der mich gekannt, geschätzt, geliebt, drum gieb
Mir deine Hand, daß ich sie fühle jetzt, —
Die Flammen löschen, — tapfrer Freund, fahr' wohl!

Stirbt.

Siegfried.

Fahr' wohl, redlich gesinnter Degen du,
Ich finde nicht mehr deinesgleichen wieder.

In der Stadt Avignon.

Bürger in Bewegung durcheinander

Erster Bürger. Die Thore sind aufgehauen, die Franken dringen herein.

Zweiter Bürger. Gelobt sei Gott! Nun laßt uns über die Hunde herfallen.

Dritter Bürger. Am Wall ist ein fürchterliches Metzeln. Aber wer hat die Häuser angezündet?

Mohren kommen.

Mohren.

Zurück ihr da!

Christen.

Gebt euch gefangen oder sterbt!

Andre.

Reißt sie nieder und erwürgt sie!

Karl Martell mit Kriegern. Gefecht.

Karl.

Ihr seid entwaffnet und getötet, fort,
Daß wir die hart bedrängte Stadt erlösen.

Ali mit Gefolge.

Ali.

Hier ist der Feind des muselmännschen Glaubens!
Auf ihn, auf ihn!

Karl.

Ergieb dich, Meuchelmörder!

Ali.

Eh' soll mein totes Haupt die Erde küssen.

Gefecht, er fällt.

Karl.

So ist die Sarazenenmacht gebändigt.

Bürger.

O Preis ihm, Preis und Dank dem großen Helden!

Karl.

Der Flamme sucht zu wehren, laßt nun schweigen
Das Stürmen, danket alle Gott dem Herrn.

Doch haben wir mit teurem Christenblut
Den Sieg erkauft, und viel' der wackern Freunde
Liegen erschlagen und verwundet im
Getümmel, doch dem mächt'gen Gott sei Dank. Alle ab.

Zimmer der Gräfin.

Genoveva, Drago.

Drago.

Ihr seid so schweigsam heute nach dem Lesen,
Ist Euch nicht wohl, liebwerteste Frau Gräfin?

Genoveva.

Nicht ganz, und dennoch hab' ich nichts zu klagen,
Wie mir es ist, weiß ich dir nicht zu sagen;
Auch hat mich, was wir in dem Buch gelesen
Und wie es in der vor'gen Zeit gewesen,
Nachdenklich sehr gemacht und hochbetrübt,
Daß alle, die so innig Gott geliebt,
Die mit den Seelen nach dem Himmel strebten
Und himmlisch in dem ird'schen Leibe lebten,
Daß sie kein stilles Glück allhier genossen,
Daß alle für das Heil ihr Blut vergossen.

Drago.

Es hat ja Christus selber uns gelehrt:
Ich bring' den Frieden nicht, ich bring' das Schwert,
Ich will euch nicht von dem Gesetz befrein,
Nein, mein Gesetz soll doppelt schärfer sein.
Er ist für uns gestorben, als Exempel,
Er selbst zerbrach den gottgeweihten Tempel,
Er gab sich eigen ganz den Menschenleiden,
Den Menschen zu verleihn die Himmelsfreuden,
Ging in den Tod, des Todes Macht zu brechen,
Zur Höll' hinab, des Teufels Macht zu schwächen,
Er gab Verheißung auf das alte Glück,
Bracht Himmel in das Irdische zurück:
Seitdem ist kein Verwesen und kein Tod,
Im Grabe schläft ein neues Morgenrot.

Genoveva.

Seitdem entschwand Beängstigung und Not,
Wir kennen nun das süße Himmelsbrot.

Drago.

Die Jünger Christi folgten seinen Schritten,
Und duldeten wie er so Tod und Pein,
Ihr Glaube und Beglaub'gung wann sie litten
Ähnlich dem auferstandnen Meister sein,
In der Vernichtung, in der Marter Mitten
Ersahn sie schon des künft'gen Lebens Schein,
Den Heiland über ihren Henkersknechten,
Der sprach: Getreuen, kommt zu meiner Rechten.

Zwölf Stühle sahn sie oben zubereitet,
In Wolken hoch den Glanz der goldnen Thronen,
Der Tod war nur ein Strom, der überleitet,
Die Marterdornen schimmervolle Kronen,
Die Seele mit dem Blick hinübergleitet
In ihres guten Vaters Haus zu wohnen,
Im Tod als Gottes Schüler losgesprochen,
Zum ew'gen Leben durch den Tod gebrochen.

So blieb der Weg mit heil'gem Blut begossen
Den Christensäulen, heil'ge Märt'rer gingen,
Wie Leib und Blut an Christi Tisch genossen,
So mußten sie zum Dank ihm beides bringen,
So wuchs vom roten Regen schön begossen
Die Kirche fein, gedieh im großen Ringen,
Je mehr gebeugt, je schöner bald verehret,
Je mehr geschmäht, je göttlicher verkläret.

Bald schien der Tag durchs Land, in weiten Reichen
Saß Glaub' und Demut auf den Fürstensitzen,
Es mußten ehrne Herzen sich erweichen,
Die Fabelgötter wollten nicht mehr schützen,
Die Toten sprachen, predigten die Leichen,
Verstockte fühlten sich vom Geist durchblitzen,
Der Heiland rief, da half kein Widerstreben,
Sie mußten sich ihm all zu eigen geben.

Da meinten sie, der Friede würde kommen,
Doch kann uns nur ein ew'ger Kampf beschirmen,
Wir sehn schon neue Flut daher geschwommen
Und wildre Wogen sich auf wilde türmen,
Es hat des Mahoms Reich Ursprung genommen,
Und wütet gleich den giftigen Gewürmen,
So schickt es Gott, daß wir gewappnet bleiben,
Wir können nur im Kampfe an ihn gläuben.

Drum wird der Streit auch ewiglich bestanden,
Mit Satan bleibt ein unvergänglich Ringen,
Er fängt und schließt uns ein in seinen Banden,
Wir streben herzlich dann hindurch zu dringen,
Und ruhn nicht eh', bis Gott uns beigestanden,
Dem wir das ganze Herz zum Opfer bringen,
Und weil des Herren Güt' uns Kinder liebt,
Sind wir in immerwähr'ndem Kampf geübt.

Genoveva.

Drum sind die Leiden uns zur Welt gegeben,
Drum herrscht in uns so Neid wie böse Lust,
Daß wir im Streit mit uns und diesem Leben
Zum künft'gen Morgen läutern unsre Brust,
Und keiner wird zur Demut aufwärts schweben,
Der nicht zuvor um seinen Stolz gewußt,
Die Tugend wird durch Prüfung erst gereinigt,
Dann wird der Geist mit Gottes Geist vereinigt.

Drago.

Drum wohl uns, wenn er uns die Prüfung sendet,
Ob dem Bekenntnis irdisches Erdulden,
Er zeigt uns an, daß er sich zu uns wendet,
Lossprechen gerne will von unsern Schulden;
Sind wir in uns und in der Welt verblendet,
Besuchen Engel uns in dem Erdulden,
Und wen sich Gott als Liebsten hat erkoren,
Der wurde ihm zu sterben sich geboren.

Golo tritt ein mit **Benno** und andern Knechten.

Golo.

Hier seht ihr selbst, was ich zuvor gesprochen,
Ermeßt nun selber, was sie wohl verbrochen.

Genoveva.

Was soll der Überfall in dem Gemach?

Golo.

Wenn alle schlafen, bin ich dennoch wach,
Ich ward gesetzt zum Wächter Eurer Ehre,
Daß ich sie hier wie Siegfried selbst bewähre,
Wie sollt' ich doch dem Grafen Antwort geben,
Ließ ich hier ungestraft, was seinem Leben,
Ja mehr als Leben, seiner Ehre droht?
Verlorne Ehre ist zwiefacher Tod.
Ihr glaubtet wohl, ich ließe aus der Acht,
Was ich bemerkt bei Tag und in der Nacht,
Was Ihr wohl gerne Gotte selbst verborgen:
Wie durft' ich so in meinem Amte sorgen?
Ihr Knechte greift den Drago, bindet ihn
Mit Ketten fest und ohne zu verziehn
Werft in den tiefsten Turm den Schalk hinab,
Dort find' er für die Übelthat sein Grab.

Drago.

Hilf Himmel! ich? Was hab' ich denn gethan?

Golo.

O Freunde, seht den Bösewicht nur an,
Seht diese Blässe auf dem Angesicht,
Wie gegen ihn dies feige Zittern spricht,
Ihr glaubt doch nun, was ich zuvor gesehn,
Ihn Sünde mit der gnäd'gen Frau begehn.

Drago.

O guter Gott, ich rufe dich zum Zeugen,
Ich kann nicht reden und kann auch nicht schweigen —
Die Angst, — der Schreck, — Herr Golo, Ihr mögt glauben,
So möge Gott mir alle Hoffnung rauben —
O Himmel! Ich in diese Sünde fallen,
Ein Diener ich nur unter den Vasallen —

Golo.

Kein Wort mehr! Kommt herbei und nehmt ihn, Schergen!

Drago.

Ach! wohin soll ich doch mein Haupt verbergen?
O edler Golo, habt doch mit mir Armen,
Mit mir rechtschaffnem Manne doch Erbarmen,
Ihr irrt Euch ja, so wahr der Herre lebt,
So wahr die Seele mir im Busen lebt.

Golo.

Was nützt dein Leugnen und dein weibisch Zagen?
Bist du so kühn, die Frevelthat zu wagen,
So magst du auch dein Schicksal jetzt ertragen.

Drago.

Unschuldig ach! und keiner will mich hören, —
O laßt mich Euch beim Himmel doch beschwören —

Golo.

Kein Wort! Man führe ihn zum finstern Turm,
Dort nage an ihm des Gewissens Wurm!

Drago ist gefesselt und wird fortgeführt.

Genoveva.

O Golo! mochtest du so tief versinken?

Golo.

Wie mag es euch doch, Freunde, wohl bedünken,
Wenn unser Herr Pfalzgraf zurücke kehrte,
Und auswärts diese schlimme Botschaft hörte?
Und wie wir seine Ehre nicht bewahrt?
Er strafte unsern Leichtsinn schwer und hart.
Drum müßt Ihr Euch, Frau Gräfin, auch bequemen,
Im andern Turm die Herberge zu nehmen.

Genoveva.

Du, Golo, weißt, ich brauch' mich nicht zu schämen.

Alle ab.

Schloßhof.

Wendelin, Else.

Else. O Gott! Habt Ihr's gesehn?

Wendelin. Wohl hab' ich's gesehn; der Hofmeister Golo rast und tobt wie ein wildes Tier, die Gräfin weinte.

Else. Wie hat er sich das unterstehen dürfen? Sie in den Turm gebracht? Wohin soll das ausschlagen?

Wendelin. Er hat's unternommen, so mag er's auch zu Ende führen.

Benno kommt.

Wendelin. O lieber Benno, noch sind wir versteinert. Was sagt Ihr dazu?

Benno. Wozu?

Wendelin. Die Gräfin —

Benno. Dauert sie dich, armer Schelm? Muß der Hofmeister nicht über alle Frevelthaten ein wachsames Auge führen? Wie könnte er sonst vor unserm Grafen bestehn, wenn der zurückkömmt?

Wendelin. Und was soll daraus werden?

Benno. Ihre Schuld ist offenbar, sie wird nun im Turm bleiben, bis der Herr Graf wieder da ist, dann mag der sie richten.

Gertrud kommt.

Gertrud. Wunder über Wunder! Was man nicht in der Welt erlebt!

Else. Liebe Mutter, ist denn kein Erbarmen mehr in der Welt?

Gertrud. Fort, ich muß zum Golo. Ab.

Benno. Ihr mögt nur euch auch in acht nehmen, ihr heuchlerisches Volk! Alle gehn.

Gefängnis.

Genoveva.

Wie bin ich denn hierher geraten? Wer
Hat Macht, mir doch so schnöde zu begegnen?
Ich hielt es gern für Traum, allein ich wache,
Ich seh mich an und kann mich nicht erkennen,
Und doch muß ich es glauben, daß ich's bin.
Und keinen Trost und keine Hilfe mehr;
Die Dienerschaft ist sein und keiner wagte
Hervorzutreten, meine Ehr' beschützend,
Sie gingen scheu beiseit, was er befohlen
Ward ausgeführt. — O Golo! — Nein,
Ich will den sünd'gen Namen nicht mehr nennen,

Die Lippen nicht beflecken, ihn zu nennen,
Erinn'rung nicht, an ihn jemals zu denken.
Der Kapellan ist tot, wer soll mir raten?
Auch ließen sie ihn wohl nicht zu mir; Wolf
Ist krank und liegt zu Bett. Wie soll es werden?
Ich selber fürchte mich vor meinem Leben,
Es naht die Zeit heran, ich fühl' es wohl,
Ein neues Leben zu gebären. Auswärts
Verreist mein Herr und keiner steht mir bei.
Was hab' ich denn so schwer versündiget,
Daß ich so schwer es büßen muß? Wenn Frauen
Gedrückt, wie ich, den letzten Tag befürchten,
Und wünschen und sich Sorg' und Kummer machen,
So sind Verwandte gegenwärtig, Freunde,
Der Gatte, alle trösten sie ermunternd,
Und ich, — Gemahlin eines edlen Grafen,
Und ich, — die Tochter eines großen Herzogs,
Muß ohne Schuld, muß ohne Hilfe jammern.

Golo tritt ein.

Genoveva.

Du kommst zurück mir vor mein Angesicht?
Das ist die größte Schmach von allen noch.

Golo.

O Gräfin! Genoveva! Herzensqual!
O Engel mir! — Was soll ich reden? klagen?
Du kennst mich. Sprich ein Wort und sage mir,
Was soll ich thun? Ob du mir hast vergeben?
Der Satan trieb mich an, da mußt' ich folgen —
O redet, hartes Herz; — Ihr schweigt, — nun wohl —
Kein Blick? Kein Auge nach mir hergewendet?
Es sei! Nun ist das Höllenwerk im Gang,
Nun mag es Euch und mich, uns all' zermalmen!
Seht mich nur an, — sprecht nur ein einzig Wort —
Kennt Ihr mich noch? — O Hölle, schling mich ein!
Die Wut, — ich möchte mit den Zähnen mich
Zerreißen, Euch zerfleischen, — und wer hindert?

Genoveva.

Der Gott, der unser beider Elend sieht.

Golo.

Gottlob! Ach, Augen, seh' ich euer Licht?
Ich bin in dunkeln Mauern eingenagelt,
Da stoß' ich gegen Wände mein Gehirn
Und schrei' und winſ'le, weine nach dem Licht,
O wenn dann dieser holde Blick mich trifft, —
So scheint der junge Tag herein mit Klarheit
Durch die verborgne Ritze meines Kerkers.
Ich geb' Euch frei, wenn Ihr mir freundlich seid,
Wenn Ihr mich frei laßt, — Genoveva, fühlt,
Was ich Euch bin, befehlt, gebietet mir
Und alles soll geschehn.

Genoveva.

Laßt mich allein.

Golo.

Ich gehe, andachtsvolle Demut bin ich
In Eurer Gegenwart, o fühlt mein Herz,
Lebt wohl, lebt wohl, holdsel'ges Bild. Leb' wohl. Geht.

Zimmer.

Wolf auf dem Bette, ein **Diener.**

Wolf.

Er wollte kommen?

Diener.

Sogleich.

Wolf.

Nun geh und laß mich allein.

Diener ab.

Bald wird die Seele sich vom Leibe lösen,
Der Leib wird in der Erden dann verwesen,
Hat Fegefeuer mich dann rein gebrannt,
So ist mein Lauf dem Himmel zugewandt,
Kein Glück mag auf der trüben Erden dauern,
Hier ist nur Sorge, Kummer, Angst und Trauern.

33. Die folgende Scene ist deutlich der des sterbenden Gaunt in Shakespeares Richard II. nachgebildet.

Golo kommt.

Wolf.

Da kommt, der immer meine Freude war,
Der jetzt mich machet aller Freuden bar,
Des Auge mir sonst neue Jugend gab,
Des Blicke jetzt verbittern mir mein Grab,
Von dessen Mund mir Trost und Hilfe kam,
Der jetzt in mir erregt die herbe Scham,
Daß ich zum Bösewicht ihn auferzogen,
Daß ich mit Vaterliebe ihm gewogen,
Daß er als Kind und Knabe mich ergötzt,
Daß ich auf ihn die Wohlfahrt mein gesetzt. —

Golo.

Was soll's, warum habt Ihr mich rufen lassen?

Wolf.

Und doch kann ich den Bösewicht nicht hassen.
O Golo, bist du's noch? Kannst du es wagen
Und noch den Blick des Biedermanns ertragen?

Golo.

Was wollt Ihr? Wahrlich, ich versteh' Euch nicht.

Wolf.

Komm her, mein Kind, komm, gieb mir deine Hand, —
Sieh her, ich sterbe, sei mein Trost im Tode,
Als ich dich zu dem mein'gen machte, dacht' ich,
Er wird dich nie verlassen: dunkeln deine Augen,
Ist er die Sonne, die sie helle macht,
Er sitzt bei deinem Bette, ist dein Kind,
Ihm kannst du deinen ganzen Segen lassen,
Ach, Golo, Golo, warum ist es denn
Nun so gekommen?

Golo.

Ich versteh' Euch nicht.

Wolf.

O stell' dich taub, o bleibe nur verstockt,
Der Satan hat vom Guten dich gelockt,
Beim Himmel, nie hast du von mir gelernt,
Wie man sich von der Redlichkeit entfernt,

Du bist entartet, meiner Art zum Trotz,
Und lieblos bist du, aller Lieb' zum Trotz,
Undankbar, wie die Hölle, Gott zum Trotz.

Golo.

Was wollt Ihr mir? Fahrt Ihr so fort, ich gehe.

Wolf.

Ha, geh' nur fort, ich rufe wehe, wehe!
Ja, wehe dir, dich hat dein Gott verlassen,
Die guten Engel sind es, die dich hassen,
Ach, Golo, denke doch, wohin das führt,
Wie ungern man die Seele doch verliert,
Bedenke doch die lange Ewigkeit,
Dann hilft es nichts, daß dich zu spät gereut,
Dann bist du in die Finsternis gestoßen,
Zum Licht ist dann die Rückkehr dir verschlossen,
Dann ringst du wohl die Händ' und rufst: vergebe,
Mein Vater, daß ich dir ins Künft'ge lebe!
Doch wie du jetzt nicht hörst, dich zu bekehren,
Wird er auch dann auf dein Geschrei nicht hören.
Geh' in dich, beßre dich, mein lieber Sohn,
Hab' doch vor Augen deinen Himmelslohn,
Mir wirst du doch die Mär' nicht sagen wollen
Von Genoveva, das ist für die Tollen;
Ich weiß, sie ist von Sünden wohl so ferne,
Wie von der Erd' des hohen Himmels Sterne,
Sie ist so keusch, so tugendlich und rein,
Wie's immer sind des Herrgotts Engelein,
Sie darf getrost das glüh'nde Eisen fassen,
Es wird sie Gottes Zeugnis nicht verlassen.
Nicht wahr, du wurd'st bethört in deinen Sinnen,
Und wolltest, weiß doch selbst nicht was, gewinnen?
O geh' zurück, gesteh' dein Übereilen,
Es läßt der Schaden sich noch immer heilen,
O thu' es, Kind, noch eh' dies Auge bricht,
Dann sterb' ich in dem Herrn mit Zuversicht.

Golo.

Soll ich vor Euch Verantwortung bestehn?
Mein Herr ist's, dem ich Rede geben muß,

Eu'r Fabeln rührt vom großen Alter her,
Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht, drum sei's verziehn.
Auf meinen Kopf, was ich verfehlen mag.

Wolf.

Auf deine Seele, ungeratner Schelm.
Ich hätt' es denken sollen, daß ein Bastard,
In schnöder sündenhafter Lust erzeugt,
Von Art nicht läßt und wieder sündhaft wird.
Bist du mir das geworden? Mir ein Herr?
Darfst du die Rede führen? Hätt' ich dich
Ersäuft, als du noch kaum mich nennen konntest,
So wär' ich jetzt zufrieden und die Frau
Erlitte nicht so große Schmach und Unrecht.
Sonst hab' ich dich gesegnet, heute aber
Verfluch' ich dich mit meinen schwersten Flüchen.
Sei ohne Ruh' und Rast umhergejagt,
Erzittre, wenn es Nacht und wenn es tagt,
Leb' ohne Glück, und wen du erst betrogen,
Von dem sei auch zuletzt und arg betrogen!
Die Todesstunde komme unversehn,
Und ist sie da, mag keiner dir beistehn,
Wie ich jetzt einsam ohne Hilfe liege
Und mich in dir, der vor'gen Liebe, trüge,
Kein' Hoffnung soll dir mehr auf dieser Erden
Und jenseit keine Seligkeit dir werden.

Golo.

Nun, alter Wolf, es mag dem also sein,
Ich bin so kalt und taub wie Erz und Stein.

Wolf.

Ach nein, mich reut, mein Golo, was ich sagte,
Sieh, ich vertilge, was ich dir verflucht,
Drum läßt es Gott der Herr nicht in Erfüllung;
Nein, Liebster, sieh, den Fluch hab' ich gesagt,
Mit diesen Lippen kann auch ich ihn tilgen.
Du bist berückt, doch kehrst du wieder um,
Kenn' ich nicht dieses Antlitz, die Gestalt?
Wie oft hat mich die liebe Hand gestreichelt,

Wie oft hast du mich Vater nicht genannt?
Und dich, dich sollt' ich in der Hölle wissen?
Ach, liebster Sohn, ich kann, ich kann nicht sterben, —
Sieh, wie die Seele erdwärts bangt, da du
Auf Erden bist und nicht auf Gottes Wegen.
Ich habe wild mein Leben hingebraust,
In deinen Jahren war ich so wie du
Ein hitz'ger Bursche, biegen oder brechen
War meine Losung, sicher war kein Mädchen, —
Schwer sind die Sünden mir in dieser Stunde, —
Ich dacht' auf keine Gattin, hielt's für Thorheit,
So war die Zeit der Jugend mir vorüber,
Ich wußte selbst nicht wie, nun war's zu spät:
Da dacht' ich, mußt doch auch zwei Augen haben,
Die nach dir sehn, zwei Lippen, die dich ehren
Als Vater, Hände, die für dich auch beten.
Da sah ich um nach einem armen Kinde,
Und wie ein Engel schienst du mir entgegen.
So hatt' ich einen Knaben stets gewünscht, —
Sieh, wie ich arm bin, wenn ich dich verliere, —
Bekehre dich, mein Sohn, — ich kann nicht mehr —
Das Auge, — gehst du fort? Ich seh dich nicht —
Jesus Maria, nimm nun meine Seele. Stirbt.

Golo.

Die Nacht bricht dunkler, dunkler noch herein,
Abwärts entflieht das Licht mit seinem Schein,
Ich muß in unterird'schen Höhlen sein
Und nach den längst verloschnen Funken schrein.
Kein Laut kommt mir aus ferner Welt entgegen,
Kein Wandersmann auf meinen finstern Wegen,
Ich darf nicht Trost und nicht mehr Hoffnung hegen;
In Furcht soll sich dies Herz nicht länger regen! Ab.

Gefängnis.

Genoveva, Gertrud.

Genoveva.

O martre nicht mein Ohr mit diesen Reden,
Denn nimmermehr wirst du mich überreden.
Kann er sein Herz so tief hinunterzwingen,
Daß kein Gefühl in seine Brust mag dringen,
So mag er keck das Ärgste nur vollbringen.

Gertrud.

Bedenkt, wie wenig frommt der Widerstand,
Gebt ihm doch nach, scheint es doch nur zu thun,
Er wütet, rast und ist sich selbst entfremdet,
Wenn er zurücke kehrt, bereuet er,
Seid sänftlich mit ihm, daß er mag rückkehren,
Erbost nicht seine Wut, es steht bei ihm
Eur' Ehre, Leben, und er liebt Euch so,
Ihr beide seid vernichtet, niemals mag
Es freundlich werden, darum weicht der Not,
Sie lehrt uns alles, seid Ihr auch behilflich,
Was hindert's Eure Tugend, zu ihm sprechen,
Ihm freundlich sein, Ihr rettet Euch gewiß,
Dann mögt Ihr offen Eure Tugend tragen,
Doch so wird er den Menschen immer fremder.

Genoveva.

Wie soll es werden, meine liebe Gertrud,
Mit mir und mit dem armen Kindelein?
Tragt Ihr denn kein Erbarmen? Schickt mir doch
Und bittet ihn darum, daß er bewill'ge,
Daß einige Frauen mir dann Hilfe leisten
In jener Stunde, die ich bang erwarte.

Gertrud.

Sagt es ihm selbst, ich höre ihn da kommen. Geht ab.

Golo tritt auf.

Golo.

Nun, Büßende, ist bald der Trotz gezähmt?

Genoveva.

Ave Maria, Preis der Mutter Gottes!

Golo.

Und immer, immer noch dein Ohr verschlossen?
Magst du das Licht denn niemals wiedersehn?
Ist dir dein Leben so verhaßt? Nun wohl!
Nur einmal sprich noch. Holde Genoveva,
Es neigt sich alles abwärts, sei mir lieb,
Ein Wort, ein Kuß, nur einmal in den Armen,
Am Herzen dich gefühlt und du bist frei.

Genoveva.

Und könnt' ich frei sein, möcht' ich's nimmer werden,
In dieser Freiheit wär' ich gar gefangen,
Nein, niemals soll mein Wunsch nach dieser Erden,
Nach Blumenduft und Frühlingslicht verlangen,
Ich will in mir, gedrückt von den Beschwerden,
Im Elendsschmuck als Christi Braut nur prangen,
Er kennt die Seinen an den heißen Zähren
Und jenseit wird er Linderung gewähren.

Nein, meine Gunst gewährt auch nicht ein Zeichen,
Das kleinste selbst ist, dir gewährt, doch Sünde,
Und lieber will als Opfer ich erbleichen,
Als meine Hand der deinen sich verbünde,
Kein Mitleid soll in meine Seele schleichen
Und wenn der Tod zu deiner Seiten stünde,
Und könnt' ich dich mit einem Blick beleben,
Es wäre Sünd', mein Auge aufzuheben.

Ha, glaube nicht durch Schmerz mich zu besiegen,
Fest steht in meinem Busen der Entschluß,
Du magst mit Hunger, Durst mich fort bekriegen,
Und wenn ich sterben und verderben muß.
Ich zagte beim Gemahle selbst zu liegen
Und bebte oft vor seinem keuschen Kuß,
Daß Schamerröten Liebe abwärts wandte
Und meine ungewohnte Wange brannte:

Nun sollt' ich dir so freundlich mich bezeigen,
Wie nur der Schwur am Altar es vergönnt?
Ich sollte in mir mein Gewissen schweigen,
Die laute Stimme, die mich Buhlin nennt?
Behüt' mich Gott im Himmel vor dem feigen
Entschluß, wie er mein Geist und Herze kennt,
Daß du mir kannst dies arme Leben nehmen,
Doch nie, daß ich mich selber müßte schämen.

Golo. Und Ihr könnt mein Rasen sehn? Ich hätte mich geirrt, wenn ich dich für das Bild meiner Madonna hielt, für die Trösterin in meinen Leiden? Ihr wollt mich grausam sehn, es mag sein. Du hast mich ja geliebt; o sonst, sonst warst du nicht so strenge; sonst war dein Blick milde, da prangte die Welt um mich im Frühlingsschein. Du willst mich martern, zur Hölle locken, du hast die Seele mir abgespielt mit falschen Künsten, und nun soll ich keinen, keinen Lohn dafür erhalten und hoffen? Was ras' ich denn? Was will ich denn? Hat die Welt nicht tausend Mädchen und Frauen, schöner und freundlicher als du? Aber diese, diese herzbannenden Augen, diese Blicke sind es, die den Angel in meinen Busen geworfen haben, da streb' ich und ringe mich loszureißen, und immer, immer tiefer gräbt sich der Haken hinein. Hierher, Genoveva, Weib, jetzt bist du mein, in diesem Kerker verschlossen und keine Macht soll dich retten.

Genoveva.

Fleuch, feiger Bastard, bist du so verwegen,
Die schnöde Hand an meinen Leib zu legen?
Wagst du, ein Diener, der Gebieterin
Zu nahen mit so wild und frechem Sinn?
So hör' es denn, und dies sei deine Qual,
Ich bin des Grafen Siegefrieds Gemahl,
Der wiederkommt um deine That zu rächen,
Die Steine werden meine Unschuld sprechen.

Golo.

Ach! wohin soll ich mich retten?
Höher schlagen alle Flammen
Über meinem Haupt zusammen,
Enger ziehen mich die Ketten.

O Genoveva! edles Weib,
Was trägst du diesen holden Leib?
Wie bist du mir so schön erschienen,
Ich mußte vergehn, oder ich mußte dir dienen.
Mein Herz ist mir verdorrt,
Meine Jugend ist dahin,
Meine Lebenskraft ist fort,
In mir verwest mein frischer Sinn.
Wenn ich den Wald brausen höre,
Wenn ich der Wellen Klang vernehme,
Wie der Sturm über die Flur geht,
So reden sie alle, alle von dir,
Und alle höhnen wie du meine Liebe.
Nicht die Wolken seh' ich ziehn,
Keine Pflanze seh' ich blühn,
Keinen Feuerstrahl erglühn,
Alle, alle geben das Gebot:
Stürze, stürze dich in nahen Tod.
Reiß sie mit hinab
In dein frühes Grab,
Zu spät umzukehren,
Muß der Frevel ewig währen,
Keine That wäscht sich im Strome rein,
Ewig wird sie in dir sein.

Genoveva.

O kehrt zurück und laßt die Reue sprießen,
Mit mildem Thränenbach sie zu begießen,
Damit der Herr Euch seinen Beistand leiht,
So glimmt in Euch zurück die Frömmigkeit.

Golo. Ha! Schlange! daß ich dir glaubte! Neue Heuchelei spricht aus deinem Munde; frei möchtest du werden, um mich zu verderben. Der Tod redet aus dir und glinzt aus deinen Augen. Fort! ich kenne dich nicht mehr, Scheusal! Wie bleich, wie entstellt! Großer Gott, das sollte Genoveva sein? Lachen müßt' ich, wenn mir nicht schauderte. Sie, die Schöne, sie, die Holde? Ein Totengerippe. Hinweg, aus diesem Grabe, in dem sich die lebende Leiche regt! Er entflieht.

---

32. glinzen, Nebenform von glänzen, welche Sanders auch aus Luther, Schottel u. A. belegt.

Freies Feld.

Heinrich. Else.

Else. Du bist so schnell vom Schlosse zurück?

Heinrich. Ja, Else, und Else, alle unser Glück, das wir uns wünschten, alles ist nun zustande gekommen!

Else. Wie das, lieber Knabe?

Heinrich. Ich kann es dir vor Freuden kaum erzählen. Ach, der gute Herr, der Golo, ihm haben wir alles zu danken.

Else. Nun, wie denn?

Heinrich. O, ich komme zu ihm, so sitzt er in tiefen Gedanken in seinem Gemach, denn es mochte ihm wohl das mit der gnädigen Frauen im Kopfe herum gehn.

Else. Ach, es ist eine betrübte Zeit.

Heinrich. Laß mich nur reden. Ich sag' ihm meine Bitte schlicht und einfältig daher, und da steht er auf und sagt, er könne sie mir nicht gewähren.

Else. Und du bist doch so fröhlich?

Heinrich. Laß gut sein, es kommt ganz anders. Er könne sie mir nicht gewähren, denn er dürfe keinen Leibeigenen frei lassen, das stehe nur dem Herrn Siegfried zu, wenn der zurückkomme. So sagt' ich, der sei krank in der Fremde und dürfte seine Rückkunft wohl noch lange verzögern und ich sei dir doch so herzinnig gut, und was ich ihm noch weiters vortragen mochte, so geht er zu einer Truhe und langt dir einen Beutel mit Gold hervor und beschaut' ihn mit stummen Gebärden; drauf sieht er mich an und sagt: Mit dem fremden Eigentume darf ich nicht schalten, aber wohl mit dem meinigen, hier hast du, was mir gehört, kauf' dich los und es wird dir noch genug übrig bleiben. Und, Else, er giebt mir den ganzen schweren Beutel, und schenkt mir all' das Gold, der gute Herr.

Else. Und schenkt es dir? Es ist nicht möglich!

Heinrich. Und schenkt es mir alles und sagt, daß er es nicht brauchte. Ich wußte nicht, wie mir war, ich wollt's erst nicht annehmen, aber er bestand darauf, daß ich es behalten sollte. Nun geh ich und bezahle meinen Preis und kaufe mich los, und dann, Else, können wir Hochzeit halten, wann wir wollen. O ich habe schon unterwegs alles gerechnet und eingeteilt, wir sind die glücklichsten Menschen auf der Welt.

Else. O du herrliche, freudenreiche Zeit!
Heinrich. Komm mit mir, ich will gleich alles richtig machen.

Beide ab.

Golos Gemach.

Golo, Benno.

Golo.

Und keinen Menschen laß zu mir herein,
Ich will kein menschlich Antlitz heute sehn,
Es sollen meine Gedanken bei mir sein,
Ich will in mein Gemüt zurücke gehn.

Benno.

Laßt nur das Denken, teurer Junker,
Es schlägt doch nie zu unserm Vorteil aus. Ab.

Golo.

Will ich mit Wein das matte Herz erlaben,
So steigen mir im Rausche Bilder auf,
Die alle nur nach Genoveva deuten.
Will ich bei Mädchen Lust und Freude suchen,
So gehn im Taumel ihre Blicke auf
Und scheinen mich mit aller Freude an
Und tragen Vorwurf in der Lieblichkeit,
Daß ich verzagen muß. Wie soll es werden? —
Was für ein Schrei'n ist draußen? Immer fort
Erbebt mein Herz, als wollt' es mir bedeuten —
's ist Gertrud, Benno läßt sie nicht herein, —
Sie dringt herdurch, will sich nicht weisen lassen.

Gertrud tritt auf.

Gertrud.

Ich muß zum Golo! Nun seid mir gegrüßt,
Mein strenger Junker, macht Ihr es den Freunden
So sauer, Euch zu finden?

Golo.

Willst du was?

29 ff. Die folgende Scene erinnert wieder deutlich an Shakespeares Wintermärchen II. Aufzug 3. Scene (Paulina mit dem Kind).

Gertrud.

Euch Neuigkeiten sagen, edler Herr,
Euch melden, daß in Genovevas Turn
Nun zwei Gefangne sind; sie ist entbunden.

Golo.

Nun wohl.

Gertrud.

Nein, wohl ist's nicht, so helf mir Gott im Himmel!
Die arme Frau, Ihr wißt, Ihr könnt nicht fühlen,
Hartherz'ger Mann, was es für Schmerzen sind,
Die im Gebären muß ein schwaches Weib erdulden,
Das Ringen, das Entzünden aller Kräfte,
Die Herzensbangigkeit, wie alle Geister
Nach Hilfe schrein und lieber sterben möchten,
Und doch die Liebe nach dem innern Kinde
Das Leben wieder nach dem Leben treibt, —
O Golo, viel zu grausam seid Ihr wahrlich.

Golo.

Laß mich in Frieden, geh!

Gertrud.

Gottlob, die Gräfin,
Sie hat es überstanden, wunderbar
Hat sie's erlitten. Wie ich zu ihr komme,
Hör' ich das Winseln von dem armen Wurm,
Das sie in matten Armen hält und weint,
Mit Thränen mehr als Muttermilch es säugend,
Sie hatt' es in ein Stück Gewands geschlagen
Und tröstet' es und sprach ihm zu, halb lächelnd
Und halb im Jammer, 's ging mir recht durchs Herz.
Sie sah mich an und hielt das Kind verborgen,
Als wollt' ich es dem Mutterarm entreißen,
Der Knabe schmiegte sich an ihre Brust.
Sie hat das Kind getauft in höchster Not,
Weil weder Knecht noch Magd zu ihr gelassen,
Es Schmerzenreich genannt, in großen Schmerzen
Ward es geboren, wie sie selber sagt,
In Schmerzen wird sie es ernähren und
Mit allerhöchstem Schmerze sterben sehn.

Nun gebt Ihr doch ein wenig beßre Kost
Und Kleider für den Knaben und für sie,
Ein Bett, um drauf zu liegen, warm zu sein.

Golo.

So mag sie sterben, das hat sie verdient,
Ich lieg' auf Foltern, auf der Marterbank,
Sie hat sich nicht um meine Qual gekümmert.

Gertrud.

Und der Knabe?

Golo.

Sie mögen miteinander sterben.

Gertrud.

O hätt' ich das gedacht, als ich dich säugte,
O hätt' ich dich mit dieser Hand erwürgt,
Da du so schnöde darfst von Frauen reden,
So kalt das allerherbste Elend sehn.
Sind dies die Augen, die dem Bettler oft
Dein bestes Gold gegönnt mit deinen Thränen?
Ist das die Hand, die Armen oft und Kranken
Den Trost gereicht und milde Gabe? Dies
Die Lippen, die das Elend oft getröstet?
O Golo, hab' ich doch gesehn, wie du
Jagdhunden edler warst, wenn sie geworfen,
Daß du für sie gesorgt mit Speis' und Trank,
Für weiches Lager — nein, ich kann nicht mehr,
Der Zorn, die Gall' ersticken meine Sprache!
O Genoveva! Golo! — Gott mit euch!

Golo.

Wo willst du denn, du tolle Alte, hin?

Gertrud.

Ich weiß nicht, hin, wo ich nichts mehr von Euch,
Nichts von der Welt mehr seh' —

Golo.

So gieb ihr denn
Das, was sie braucht, und stör' nicht meine Ruh'. Geht.

Gertrud.

Ach Gott! wie ist es doch so weit gekommen? Ab.

Gefängnis.

Genoveva mit dem Kinde.

Schlafe, mein Kind!
Draußen geht der Wind,
Die dicken Mauern Beschützer sind!
Dein Jammergeschrei
Bricht mein Herz entzwei,
Dein lichter Blick
Ist all mein Glück.
Wenn ich dich tränke,
In deinem Auge mich versenke,
So versiegen,
Verfliegen
Die Bilder der Leiden
Und weichen den Freuden.
Doch wenn ich gedenke,
Daß du meine Lust
An Mutterbrust
Verschmachten mußt,
Dann möcht' ich die Seele dein
In Küssen dir entziehn,
Mit dir entfliehn,
Vor Gottes Thron zu sein.
Schlafe, schlafe, mein Kind,
Bös die Menschen sind,
Laß uns sterben, o Gott, gelind!

Dorf.

Heinrich, **Else** als Braut und Bräutigam, **Dietrich**, **Wendelin**, Gefolge von Bauern und Bäuerinnen, Musik. **Gertrud**.

Der Hochzeitsbitter singt:

Mögen viele lange Jahre
Euch wie heute Lust gewähren,
Kindlein mag euch Gott bescheeren,
Die er gnädiglich bewahre.

Auf, singt!
Lustig springt!
Tanzt im Reigen,
Daß sich junges Blut mag zeigen.

Heinrich.

O Else, bist du froh?

Else.

Wie sollt' ich anders?
Ihr, liebe Mutter, seid nicht recht vergnügt,
Das thut mir leid, an meinem Hochzeitstage.

Gertrud.

Ich bin im Innern froh und wünsche dir,
Daß dir auch alle künft'gen Tage so
Wie dieser heut'ge frisch und froh gedeihn.

Hochzeitsbitter.

Der Winter ist nun fortgezogen,
Bald kommen die Schwalben und bauen das Nest,
Der Baum die Grüne heraußer läßt,
Der Frühling bleibt uns immer gewogen.
Tanzt und springt,
Lärmt und singt!
Daß die jungen Beine
Sich schwenken im Sonnenscheine.

Dietrich. Du hast artliche Lieder, magst du mir einige davon ablassen, so mögen wir einen Tausch treffen, denn ich kann dir dafür andre geben.

Hochzeitsbitter. Gern. Heut' bin ich froh und vergnügt: Juchhei! es lebe das Brautpaar!

Küssen und Necken
Soll sie am Morgen
Lustig erwecken,
Dann sind sie geborgen.
Singt und lärmt!
Denn keiner sich härmt,
Dazu giebt Gott uns Zeitlichkeit,
Daß jedes Herz sich herzlich freut.

Wendelin.

Ich kann mich nicht so recht mit euch ergötzen,
Wenn ich an die gefangne Gräfin denke.

Heinrich.

Ei, laß es heut' und sei nur guten Muts.

Dietrich.

Ja wohl, heut' ist ein Hochzeitstag, da muß
Jedweder Gast an Lust und Freude denken,
Weil's sonst dem Brautpaar Unheil nur bedeutet.

Heinrich.

Sieh, Dietrich, ganz wie ich mir stets gewünscht,
Ist mir's ergangen, nun bebau' ich doch
Mein Eigentum in Frieden, sorge für
Die kleine Herde, dort liegt nun mein Acker,
Da meine Wiesen, hier mein lieber Garten,
Mit Kohl, Gemüs' und Obst und was wir brauchen.
Schon wird die Luft von Frühlingswinden warm,
Schon schwärmen meine Bienen, suchen Blumen.
Schon kommt die Saat herfür mit grünen Stengeln,
Ich weiß mich nicht vor Seligkeit zu fassen.
Besuche mich recht oft, mein alter Freund,
Des Abends so, wenn du nichts mehr zu thun,
Da wollen wir uns denn auf Lieder üben.

Dietrich.

Das kann recht gern geschehn, mein lieber Heinrich,
Es giebt noch viele Weisen in der Welt.

Else.

Du mußt ein Lied auf unsern Eh'stand machen
Und mich es singen lehren.

Heinrich.

Lieber noch,
Wir machen unsern Eh'stand zum Gesang.

Dietrich.

Nun laßt uns an das Tanzen wieder gehn.

Musik und Tanz.

Im Schloß.

Golo, Benno.

Golo. Und du weißt deinen ganzen Auftrag?

Benno. Laßt mich nur sorgen und Ihr sollt zufrieden sein.

Golo. Daß du dich nicht versprichst und fein alles im Kopfe beisammen behältst, auch daß sie erst seit einem Monate niedergekommen ist, denn der Graf ist nun gerade zehn Monate fort.

Benno. Seid ohne Furcht, die Wahrheit will ich gewiß nicht sprechen, auch ist der Graf nicht so gar behende und sinnreich, daß es sonderlich schwer wäre, ihn zu hintergehn. Lebt wohl. *Geht ab.*

Golo. Komm zurück, so schnell es möglich ist. *Ab.*

Wald.

Grimoald, der einen Baum pflanzt.

Das Bäumchen hier bedeutet meinen Sohn,
Den Traugott; — ja wohl Traugott, so genannt,
Weil ich auf Gott vertraut, als er geboren,
Weil ich vertraut, daß er ihn lassen würde,
Daß er die Stütze meines Alters wäre.
Nun ist er hin, der Krieg hat ihn gefressen,
Und nicht sein Grab kann ich einmal besuchen.
Wie widerwärtig ist mir nun mein Handwerk,
Wie will mir jetzt so gar nichts Freude machen.
So wachse und gedeihe, grüner Baum,
Du bist mir jetzt statt meines toten Sohns,
Und manchmal will ich Sonntags zu dir kommen
Und mich ins Gras zu deinen Füßen setzen
Und mit dir sprechen, als wenn er es wäre.

Geht ab.

In Avignon.

Benno. Ein Arzt.

Arzt. Durch Eure Zeitung ist die Krankheit viel schlimmer geworden.

Benno. Es sind betrübte Tage, wir alle im Schloß sind hoch bekümmert.

Arzt. Die Wunde kann durch Zorn und Schreck tödlich werden.

Benno. Wie sehr hätt' ich gewünscht, nicht der Überbringer so schlimmer Nachrichten sein zu müssen.

Siegfried herein, mit einem Brief in der Hand.

Siegfried.

Erst heut' hab' ich den Todespfeil empfangen!
O schmachvoll Weib! O heuchlerische Schlange!
Wie konntest du dich gegen mich verstellen!
Wie listig, fromm und tugendhaft erschienst du!
In unsern Weibern gab uns Gott den Fluch, —
Daß sie noch lebt, daß ihr Verführer lebt,
Der Schande! Warum hat sie Golo nicht
Alsbald getötet?

Benno.

Gnäd'ger Graf, er dachte,
Daß Euer Urteil dazu nötig wäre.

Siegfried.

Wie, hat sie Gott nicht schnell hinweggerafft,
Eh' sie den sündlichen Gedanken faßte?
Ha, wie's in meinem Busen tobt! Wie Schwerter
Zerschneidet's mir so Herz wie Eingeweide.

Arzt.

Ihr müßt Euch doch beruh'gen, edler Graf,
Denn so kann Eure Wunde nicht genesen.

Siegfried.

Wer sagt, daß ich genesen will? Nein, Tod
Ist mein Gedank', mein Wunsch, mein einzig Leben,
Genesung ist für mich im Sterben nur,
Ich will mit eigner Hand das Band aufreißen,

Hinein in meine Wunde wüten, daß
Das Blut in Strömen fließe, meine Schmach
Mit meinem Leben so zugleich verrinne.

Arzt.

Nein, haltet, gnädiger Herr, wir müssen Euch
Gewaltsam zwingen, wenn Ihr Euch nicht kennt.

Siegfried.

Was wollt Ihr denn, daß ich noch leben soll,
Wenn meine Ehre fort ist, die mein Leben?
Ich bin gestorben, wenn ich auch noch atme,
Mich rege, darin ist fürwahr kein Leben.
Mein Weib, die ich geliebt, die ich geehrt,
Die mir die edelste geschienen, ohne Fehl,
Die falsch an meinem Halse Thränen weinte,
Als ich zum Kriege reiste, — die ist bös,
Entehrt von einem Diener, mich entehrend,
Die hat das Herz im Busen mir zerrissen,
Die macht, daß ich mir selber nicht vertraue,
Denn sie schien mir das Edelste zu sein,
Das Beste, was die Welt nur hegt, ich war
Ihr Spiegel, sie mein Glück, — verflucht ihr Name
Und jeglicher Gedank', der an sie denkt!
Ich kann nicht mehr, ich fühl' die Kräfte schwinden.

Arzt.

Beruhigt Euch, dies Toben zehrt Euch auf.

Siegfried.

O Genoveva! warum hast du das
An mir gethan? Erzähle, sprich, der Brief
Genügt mir nicht, ich seh', wie Golo gern
Es all' verbärge, wenn es möglich wäre.

Benno.

Ihr wart, mein gnäd'ger Graf, kaum abgereist,
So merkten wir zum Drago ihre Liebe,
Sie zog ihn vor, sie sprach mit ihm, er war
Ihr einziger Gefährte und Begleiter,
Doch dachten wir nichts Arges, Golo sprach:
Wir müssen sie verehren, tugendvoll

Ist ihr Gemüt und nie erschien es anders,
Drum sei von uns jedweder Argwohn fern.

Siegfried.

Die Tugend will nicht gern an Laster glauben,
Daran erkenn' ich dich, mein treuer Golo,
So ging es mir, ich hätte ihr vertraut
Mein Gut, mein Leben, meine Ehr' und alles.
Ich hab's gethan, und sie hat es vergeudet
Im schnöden Mut! Indes ich heil'ge Schlachten
Für Gott und Gottes Sohn mit Mut gekämpft,
Hat sie dem Satan sich ergeben wild;
Indes ich litt für Christus' hohe Sache,
Hat sie, die Schändliche, die Lust gebüßt;
Indes ich oft am Abend ihrer dachte,
Wenn mir die Schmerzen keine Ruhe ließen,
An jenem Tag, als unter herber Marter
Der Pfeil gezogen wurde aus dem Fleisch
Mit seinen Widerhaken, ich zu sterben
Vermeinte und den Namen Genoveva
Mit Christi Namen heftig duldend mischte:
Indessen hat sie meiner gern vergessen
Und ihrer niederträcht'gen Lust gedacht.
O Sarazenen, blinde Heiden, nun
Dürft ihr uns keck besiegen, denn bei euch
Ist Keuschheit noch und Tugend, eure Weiber,
Sie wissen für den Gatten noch zu sterben,
Sie dulden alles, nur nicht fremde Liebe,
Wenn unsre nach der Hölle willig laufen,
Dem Satan sich um niedre Brunst verkaufen.

Benno.

Wir alle sind des Glaubens, daß die Gräfin
Vom bösen Drago Liebespulver kriegte,
Die sie der Scham durchaus vergessen machten,
Denn er ist weder schön noch jung, um Liebe
In einer Brust zu wecken, die gesund.

Siegfried.

Sie wollte sich nur niederträchtig zeigen,
Ihr war's genug, daß Drago nur ein Mann.

Benno.

Nun ward auch Golo selber aufmerksam,
Er warnte sie, doch in bescheidnen Worten,
Doch gab sie seinen Worten kein Gehör.

Siegfried.

So ist Hispania durch ein Weib verdorben,
Die Schuld war, daß die Mohren sind gekommen,
So litt die Christenheit durch böse Lust
Des Königs Roderich: so sind wohl Reiche,
Paläste, große Städte eingestürzt
In aller Zeit durch unerlaubte Liebe.

Benno.

Nun, sagte Golo, fordert es mein Amt
Und mein Gewissen, die versprochne Treue,
Daß ich nicht länger schweige; mit uns drauf
Ist er in das Gemach gedrungen, wo
Wir Genoveva fanden mit dem Drago,
Wie ich es Euch nicht wohl beschreiben darf.
Er hieß den Drago in den Kerker werfen,
Noch wollte sie nicht von ihm lassen, drauf
Sah Golo sich gezwungen, auch sie selber
In Turn zu legen, wo sie seit 'nem Mond
Ein Kind zur Welt gebracht, das Dragos ist,
Wie alle sprechen, Euer kann's nicht sein,
Da Ihr schon länger als zehn Monden fort.
Vergebt mir nur, daß ich Euch also kränke,
Der erste bin, der Euch dies Unglück kündet;
Noch nie hat mir mein Dienst so schwer gedünkt.

Siegfried.

Genug! Ich will mein Blut bezähmen, mich
Gewöhnen an den schändlichen Gedanken.
Zurück mit aller Eil', und Drago laß
Alsbald des Todes sterben, wie er muß
Nach dem Gesetz, doch Genoveva mag
Auf meine Ankunft warten. Also sei's.

Benno ab.

Arzt.

Wir wollen jetzt nach Eurer Wunde sehn.

Siegfried.

Die rechte Wunde kann kein Auge sehn.
Ich habe mich gezwungen und bemeistert,
Doch dünkt mir alles immer noch ein Traum.
Ich weiß nicht, wie es ist, die innre Wut
Hat alle meine Kräfte aufgezehrt,
Ich fühl' mich matt und fühl' mich wie ein Kind.

Sie gehn.

Siegfrieds Schloß.

Golo, Gertrud.

Golo. Noch kommt Benno nicht zurück, und immer gewaltsamer bedrängen mich meine bösen Ahnungen.

Gertrud. Seid nur mutig, nun kann es doch nicht anders werden, Ihr müßt durch die rauhe Zeit hindurch.

Golo. Wenn der Graf mit ihm zugleich käme!

Gertrud. Warum wollt Ihr das Schlimmste denken? Jetzt liegt alles daran, daß Ihr den Verdacht der Leute im Schlosse nicht vermehrt. Dem Wendelin dürft Ihr nicht trauen, es sind noch andre, die es weniger mit Euch als mit der Gräfin halten.

Golo. Du hast recht, wir müssen hindurch. Wird es nicht alle Tage Abend? Kommt der Morgen nicht nach der fürchterlichsten Nacht wieder? Schon einige Mal dacht' ich: die Sonne kann nun nicht mehr aufgehn; und dennoch kam sie mit ihrer ernsten Klarheit wieder. So geht die Zeit kalt und gleichgültig an uns vorüber, sie weiß von unsern Schmerzen, sie weiß von unsern Freuden nichts, sie führt uns mit eiskalter Hand tiefer und tiefer in das Labyrinth hinein, endlich läßt sie uns stehn, und wir sehn uns um und können nicht erraten, wo wir sind.

Gertrud. Krank wie der Graf ist, wird er gewiß über Straßburg reisen, um dort auszuruhn, bis dahin müßt Ihr ihm entgegengehn.

Golo. Wir müssen erst den Benno erwarten.

Gertrud. Dort lebt meine Schwester; in mancherlei Künsten und wunderlichen Werken wohl erfahren, man nennt sie nur die weise Winfreda, von Jugend auf ein böses Kind, auf Ränke aus-

20 ff. Anklang an die Worte Macbeths V 5: „Ein Morgen — und ein Morgen — und ein Morgen" 2c.

gelernt, in allen Wildheiten geübt; ich habe sie nachher lange nicht gesehn, dann vernahm ich durch ein seltsam Gerücht, daß sie mit dem Bösen einen Bund geschlossen und Herrschaft über die unterirdischen Geister besitze, ich konnt' es nicht glauben und doch befand es sich so, als ich sie wieder sah.

Golo. Sie ist mit den höllischen Geistern verbunden?

Gertrud. Sie erzählte mir Dinge, die ich niemals für möglich gehalten, sie zeigte mir Künste, die mir die Haare aufrichteten und mein Blut in Eis erstarrten. Wie unbegreiflich es ist, so wahr ist es doch.

Golo. Und was soll sie uns nutzen?

Gertrud. Sie muß dem Grafen, wenn er in Straßburg ist, irgend ein Blendwerk vormachen, daß er Euren Worten noch mehr glaubt, denn sie kann alles, was sie will; an diese will ich Euch ein Schreiben mitgeben, damit sie Euch vertraut.

Golo. So sei es; vielleicht stirbt Genoveva noch, vielleicht der Graf, so sind wir alles Sinnens frei.

Gertrud. Traut mehr auf Euch, so sind wir um so sichrer.

Sie gehn.

Schloßhof

Wendelin, der **Scherge.**

Wendelin. Wie geht's dem Gefangenen?

Scherge. Er sitzt in seinen Ketten und winselt den lieben langen Tag.

Wendelin. Was hat der Benno für ein Urteil vom gnädigen Herrn gebracht?

Scherge. Daß er nun nicht mehr zu winseln nötig haben wird. Ich bringe ihm hier ein schlimmes Essen, ein bitterböses Essen, das ihm nicht sonderlich bekommen wird.

Wendelin. Ich versteh' Euch nicht.

Scherge. Diese Schüssel mein' ich, sein heutiges Mittagsbrot, morgen wird er keins mehr bedürfen.

Wendelin. Ihr habt es vergiftet?

Scherge. So hat es der Hofmeister befohlen. Es ist lustig, daß es der arme Kerl in aller Einfalt hineinißt und nichts davon weiß, wie es ihm zuschlagen wird.

Wendelin. Ach du mein armer Drago!

Scherge. Ihr bedauert ihn wohl noch? Hat er der Gräfin nicht auch Liebespulver gegeben, die sie um ihren Verstand gebracht haben? Nun, ich muß zu ihm, ehe die Köcherei kalt wird. Ab.

Wendelin.

Wen sollte doch der arme Mann nicht dauern?
Wer wollte wohl in dieser Zeit nicht trauern?
Der fromme Drago muß am Gifte sterben,
Die Gräfin muß im harten Turn verderben;
Oft hör' ich hier das Kind von unten schrei'n
Und labte gern die Frau mit etwas Wein,
Sie leidet härter als ein Bettler Not,
Sie lebt allein von Wasser und von Brot,
Der arme Knabe muß beinah verschmachten,
Doch keiner will auf sein Gewimmer achten;
Ach Gott! und ist vom Grafen doch entsprossen,
So schlimm ergeht es jetzt des Glücks Genossen,
Wie gern will ich mein täglich Brot erwerben,
Mit meinem Stand zufrieden ruhig sterben. Ab.

In Straßburg.

Golo, Winfreda.

Winfreda.

Ihr gebt, mein junger Herr, mit offnen Händen,
All' meine Kunst will ich für Euch verwenden.

Golo.

Nun sagt mir auch, was ich schon erst gefragt,
Wenn Eure Wissenschaft es mag erkunden,
Was mich zu vielen Zeiten schon genagt,
Gepeinigt mich in mannigfalt'gen Stunden:
Wer ist der Mann, der mir den Leib, dies Leben,
In heimlicher Erzeugung hat gegeben?

Winfreda.

Ich habe Eure Züge schon erwogen
Und drinnen Kreis' und Linien gezogen:

Ein Krieger war, es ja, ein tapfrer Degen,
Er stand im Feld der Mohrenmacht entgegen,
Da ließ er in der Nacht sein Leben fahren,
An That und Tugend älter als an Jahren,
Der bravsten einer, die zum Kriege kamen,
Und daß Ihr's wißt, Herr Otho mit dem Namen.
Gerichtet war sein Sinn zu wilder Schlacht,
In Kriegsthat ward sein Leben hingebracht,
So kam es, daß er nie von Euch gewußt;
Er zeugte Euch in wild entbrannter Lust,
Und vor ihm stand ein Bild von Tod und Blut,
Kein Stern am Himmel war zur Liebe gut,
Drum kamet Ihr mit wunderbarem Sinn
Und richtet Euch nach Tod und Elend hin,
Ihr könnt nicht anders, so sind die Gewalten,
Die Sternenkräfte, die sich nur entfalten,
Ein solcher Mensch ist nur ein Samenkorn,
In welchem wächst und reift des Schicksals Zorn,
Die andern traf ein lichter Sternenblick,
In ihnen sproßt das Firmamentenglück,
Trägt jeder um sich ein siderisch Haus
Und kann aus seiner Heimat nicht heraus.

Golo.

So ist es, was die Eltern erst verschulden,
Das müssen wir als ihre Strafe dulden. Ab.

Zimmer.

Siegfried.

Ich kann mein Herz kaum zwingen, es zu glauben:
Zwar mag die List wohl viel und Heuchelei,
Und keiner klagt sich selber gerne an:
Die Einsamkeit, Entfernung des Gemahls
Hat ihrer Furcht den Zügel abgenommen,
Nun war sie ganz, was sie nicht durfte sein.
Doch ist noch stets in meiner Brust ein Kampf,
Wenn ich die Sittsamkeit, die keuschen Blicke,

Die Bangigkeit, die sie in meinen Armen
So oft befiel, das schüchterne Erröten,
Wenn ich dies all' in mein Gedächtnis rufe,
So schelt' ich jede Anklag' nur Verleumdung.
Allein die Macht der Zauberei ist groß,
Die hat sie in ein andres Weib verwandelt,
Die innre Bosheit arg herausgekehrt,
Wie man im Traume oft die eignen Wünsche
Zum innigsten Entsetzen kennen lernt.

Golo tritt herein.

Siegfried.

Wie bist du in dem Jahr so bleich geworden,
So krank aussehend, seit wir uns nicht sahn?
Ich habe dich kaum wieder kennen mögen.

Golo.

Wie kann es anders, da die ew'ge Sorge
Um Euch und Euer Liebstes mich verzehrte?
Wer kann da fröhlich sein und heitern Geistes,
Wenn das, was man das Edelste geachtet,
Sich in das Niedrigste so plötzlich kehrt?
Wär' ich auch nicht so Euer Freund wie Diener,
Vernähm' ich die Geschichte als ein Fremder,
So würd' ich doch der Menschheit Los beweinen,
So würd' ich eigner Kraft nicht mehr vertrauen.

Siegfried.

Was ist aus meinem Hause doch geworden?
Der Sitz des Friedens ein Verräternest.
Gut, daß ich nicht den Bösewicht mehr finde,
Mein Grimm würd' ihm ein härter Leid bereiten.

Golo.

Er ist nicht mehr und heimlich schon begraben,
Ich sorgte stets dafür, daß nicht zu ruchbar
Die Schande Eures edlen Hauses würde.

Siegfried.

Sehr wohl gethan! O unglücksvolle Zeit,
Daß dieses Übelthun mir Wohlthun ist!

Was sagtest du mir doch von jener Frau,
Die in der Kunst der Weissagung erfahren?

Golo.

Daß sie die tief verborgnen Dinge weiß,
Und daß Ihr dort, wenn Ihr noch irgend zweifelt,
Mit Augen sehn könnt, was geschehen ist.

Siegfried.

Ich zweifle nicht, wie könnt' ich es bezweifeln?
Wie glücklich wär' ich, dürft' ich annoch zweifeln?
Doch ist's ein seltsam Ding, es zu versuchen,
Auch dünkt mir, möcht' ich kälter, härter werden,
Wenn ich von überird'scher Macht die Wahrheit
Erhalten könnt', es würde jedes Mitleid
Dann in mir sterben; doch verbeut die Schrift
Dergleichen Kunst und daß man sie gebrauche.

Golo.

Kein eitler Fürwitz treibt Euch, edler Graf,
Ihr wollt den Satan nicht, die Hölle necken,
Nur Satans Werk durch die Magie entdecken.

Siegfried.

So komm, vom Himmel zeigt sich schon die Nacht,
Jetzt hat das Reich der Geister seine Macht.

Sie gehn.

Wohnung der Zauberin.

Winfreda.

An seinem Orte hängt der magische Spiegel,
Schon weht die Nacht herauf mit schwarzem Flügel,
Wolken ziehn und fliehn vor des Mondes Scheibe,
Auf Kirchhöfen stehn die Leichen mit blassem Leibe,
In unterird'schen Grüften ein wühlendes Regen,
In oberird'schen Lüften ein spielendes Bewegen,
Geister schauern hernieder,
Und gehn und kommen wieder

25 ff. Die folgende Scene vereinigt in charakteristischer Weise den Einfluß Shakespeares (Macbeth und die Hexen) mit dem Goethes (Hexenscene im Faust).

Auf der schwarzen Leiter der Nacht,
Und oben das böse Verhängnis lacht.
Nun brennt, ihr bläulichten Flammen, mit Zucken,
Nun klingt, ihr Wände, mit Pfeifen darein,
Ihr Farben macht verworrenen Schein,
Daß wir die zagende Seele berucken;
Der Mondschein
Guckt verstohlen zum Fenster herein
Und will beim Werke zugegen sein.
Die Lichter brennen,
Die Farben schimmern,
Die Sterne flimmern,
Die Wände klingen,
Die gemalten Vögel singen,
Die Geister wollen mir all' meine Freude gönnen.

Siegfried und **Golo** treten herein.

Siegfried.

Heil diesem Hause, das mir Heil soll bringen!

Winfreda.

Weh' uns, wenn wir das Heil von außen suchen,
In unserm eignen Herzen muß es wohnen.
Herr Graf, Ihr kommt und wißt nicht, was Ihr sucht,
Ich bin zwar nicht von Gott dem Herrn entfremdet,
Doch ist es besser, Ihr kehrt wieder um,
Noch habt Ihr nicht gehört und nicht gesehn
Was möchte Euren ird'schen Sinn berücken,
Drum wißt Ihr, daß das Herz in Euch nicht rein,
Daß Euer Mut in Euch nicht männlich stark,
Daß Ihr's erdulden könnt, so kehret um.

Siegfried.

Nein, heil'ge Frau, denn so muß ich dich nennen,
Dein Wesen, die Gestalt, dies kühne Auge,
Die Frömmigkeit der Rede zeigt mir wohl,
Daß du kein irdisch Wesen, deren Bitten
Der Himmel sich, das Element bewegt.

Winfreda.

Ich bin so sündig wie die andern Menschen,
Doch wurde mir seltsamer Weis' verliehn,

In innre Tiefe der Natur zu schaun.
Da seh' ich, was getrennt, zusammenhängen,
Und was dem blöden Auge einig scheint,
In ferne Grenzen auseinander fliehn,
Wie Stern' im Abgrund die Metalle formen,
Wie Geister die Gewächse figurieren,
Wie sich Gedank' und Wille korporieren,
Wie Phantasie zum Kern der Dinge dringt,
Durch Einbildung Unmögliches gelingt,
Wie jeder Stein uns stumme Grüße beut,
Alle Dinge nur sind der Geisterwelt ein Kleid.

Siegfried.

Ich höre und vernehme deinen Sinn,
Ich weiß nicht mehr, wo ich und was ich bin,
So dringen deine Worte, diese Klänge,
Wie unsichtbarer Kräfte Lobgesänge,
Die Lichter, die im blauen Scheine flammen,
Die Farben, diese Zirkel, all' zusammen,
Es macht, daß ich mich kaum besinnen kann
Was ich gewollt, ein Schauer faßt mich an.

Winfreda.

Was kamst du her zu meiner armen Hütte?

Siegfried.

Ich kam zu dir mit dieser frommen Bitte:
Laß mich im Bild mit eignen Augen sehn,
Was in dem Haus, seit ich entfernt, geschehn,
Wie sich mein Weib, die ich geliebt, betragen,
Daß man sie nicht darf ohne Grund verklagen.

Winfreda.

Schau auf den großen Spiegel, in den Kreisen
Wird jed' Geheimnis sich als offen weisen.

Siegfried.

Was sind das für Figuren und für Schnörkel,
Für Linien und wunderbare Zirkel?

Winfreda.

In des Kreises Kraft
Wird gar viel geschafft,
Wie Netze werden die Linien gestellt
Der fernen Welt,
Daß Umriß hier sich feste hält.
Bald rinnen
Da drinnen,
Beginnen
In luft'gen Geleisen
Der Bilder Formen sich zu weisen.
Unwiderstehlich faßt
Die Linienkunst mit ihren Gebärden
Den wunderbaren Gast,
Er muß ihr Freund und Gatte werden.

Siegfried.

Was sollen diese vielen Farben bunt,
Du legst sie eckig bald und wieder rund?

Winfreda.

Die Farben
Sind Leben,
Sie geben,
Wenn Geister erstarben,
Den himmlischen Dunst,
Der Sonnen Gunst,
Das ist die Kunst.
In die Netze springen die Schlangen
Und regen sich drinne mit süßem Funkeln,
So kriegen die Unsichtbaren Verlangen,
Erheben sich sichtbar aus dem Dunkeln,
Kommen vom Nichtsein
Froh in den Lichtschein,
Und regen in Grün und Rot die Glieder,
Das Element umgiebt sie wieder.

Siegfried.

Was stellst du so die blauen Flammen
In wunderlichen Figuren zusammen?

Winfreda.

Wie freier
Das Feuer,
Wie munter
Und bunter
In Formen mannigfach glimmt,
In Farben tausendfach flimmt,
So giebt es den wilden
Gebilden
Atem, Seele, die Natur:
Vorher sind sie Formen pur.

Siegfried.

Was muß so singen, helles Pfeifen
Durch das weite Gemach denn schweifen?

Winfreda.

Das muß sie anschrein,
Daß sie herzhaft sein,
Daß aus den Wänden,
Aus Felsen und fernen Enden
Sie in das klare Leben
Sich fröhlich begeben;
Sie sind in weiter Freie
Und tragen inn'ge Scheue
Sich zu fangen ein,
In Formen, Farben, Lichten,
Zu Körpern sich zu dichten,
Da müssen's geängstigt sein
Von tausend Seiten,
Daß sie im Streiten
Hervor uns schreiten,
Und sichtbarlich
Nachbarlich
Sich gestalten
Und kenntlich walten,
Wie wir es schalten.

Siegfried.

Sieh, alle Zirkel sich in einander rühren.

Winfreda.

Das muß das Leben in sie führen,
Aus tausend Massen sie figurieren;
Nun klingt durch das Licht der Vogelgesang,
Nun fühlen die Farben den schwangern Drang,
Nun wird den Linien in sich selber bang,
Und alles fühlt den magischen Zwang: —

So wahr mein Blut
Dir diente gut,
So gewiß das Hirn
Bedeutet Gestirn,
So höre jetzt, wie das Herz dich sucht,
Wie die Zunge innerlich jenem flucht,
Der sich ob Stern und Himmel erhebt,
Und dir in allen Reichen widerstrebt,
So laß es gelingen,
Was wir vollbringen.

Siegfried.

Mir graust, mein Haar richtet sich empor.

Winfreda.

Erhebe dein Auge hinauf zum Spiegel.

Siegfried.

Ich seh' ihn in sich gären und Wellen schlagen,
Ich höre von innen Gewinsel klagen;
Ich seh' es drinne mit Lichtern tagen.

Winfreda.

Aus dem Licht kam Luft und Meer,
Und die Erd' mit Steinen schwer,
Und der Tier' und Vögel Heer.

Siegfried.

Die Formen sind zersprungen, weit hinab
Dehnt es sich innerlich aus, wie grüne Moose
Sprießt es hervor und wächst als Wald auseinander.
Da seh' ich die Bäume, die wohlbekannten, des Gartens,
Da oben den Altan der Burg und unten die Laube,
Es wandeln Gestalten die Gänge hinauf, hinab,

Ich kenne sie alle, da springt und lärmt der Golo,
Der alte Wolf geht gar bedächtlich und sinnend,
Nun kommt, — es kommt, — ach Gott im Himmel!
Mein' Genoveva in all' ihrer Schönheit,
Im schwarzen Kleide
Mit goldnem Geschmeide,
Sie setzt sich nieder, beschaut das Gras,
Zu ihren Füßen wird grüner das,
Da kommt der Drago, bleibt vor ihr stehn
Und hält mit ihr ein freundliches Gespräch. —
Nun wahrlich, da ist nichts zu schelten.

Winfreda.

Laßt die Zeit nur weiter gehn,
Sollt Ihr andre Dinge sehn.

Siegfried.

Da sitzen sie neben einander
Und schauen sich keck in die Augen,
Sie streichelt ihm die Wange und das Haar. —
Ach, Genoveva, fühl', wie ich für dich erröte!

Winfreda.

Laßt die Zeiten nur weiter gehn,
So werden wohl andre Dinge geschehn.

Siegfried.

Was seh' ich da? Sie hängt an seinem Halse?
Sie sinken in die dunkle Laube nieder? —
Er, — o ich kann's nicht dulden, mit der Faust
Will ich den Bösewicht erwürgen! — Wie? —
Der Spiegel fort? Die Lichter aus? Der Mondschein
Bei uns im einsamen Gemach? Wie ist's?
Wo ist denn all' die bunte Welt geblieben?

Winfreda.

Ihr habt mit Eurem Zorn das Werk gestört,
Zu nah kamt Ihr mit irdischer Glut
Der zarten magischen Welt,
Da hat sie sich in die Unsichtbarkeit gerettet.

Siegfried.

Was will ich denn auch mehr? Mein Golo auf!
Ersteig' dein Pferd und reite mir voran,
So schnell du kannst, die Schändliche zu strafen,
Nicht lebend sei sie mehr, wenn ich hinkomme.
Ich mag die Wohnung nicht betreten, wo
Sie ihren gift'gen Hauch, die Schlange, atmet.

Golo ab.

Leb' wohl, und Dank dir für das Undankbare,
Wovon du mich so innig überzeugt,
Daß wenn die Felsen und die Meereswellen
Dagegen predigten, ich ihnen dennoch
Nur taube und verstopfte Ohren böte. Ab.

Schloßhof.

Else.

Ich kann nicht mehr. Meine Mutter krank und im irren Wahnsinn, der wilde Golo mit entsetzlichen Befehlen von unserm Grafen zurückgekommen! Wohin ich nur geh', wanken mir die schrecklichen Bilder und Gedanken nach. — Wie mag es mit dem Drago stehn? Man hört nichts mehr an seinem Turn; letzt winselte und schrie er gar kläglich, seitdem ist es still, er mag wohl schon tot sein. Und morgen, — morgen in der Frühe soll auch sie sterben. Ach, du gute, liebe Gräfin, weinen muß ich über dein unglückliches Schicksal und kann dir doch nichts helfen, meine Thränen, meine Klagen können dir zu keinem Trost gereichen. — Durch dies kleine Fenster kann man tief in ihren Turn hinunterschauen. — Ach, du liebster Jesu Christ, da säugt sie das arme Kind an der Brust; wie ist sie blaß und abgefallen! Ich kenne sie kaum wieder! Wie schlecht und zerrissen ihr Anzug! Wie alt ist sie geworden!

Von unten. Else, bist du da?

Else. Ich fürchte mich. — Es sieht da unten gräßlich aus. Soll ich fortlaufen? Soll ich bleiben?

Von unten. Else!

Else. Ach, liebe Gräfin, ich bin es. Ich sitze hier oben und weine über Euch und Euer Kind, der Golo ist vom Herrn zurück-

gekommen mit strenger Botschaft. Morgen früh müßt Ihr und Euer Kleiner sterben.

Von unten. Else, wenn du mich lieb hast, so schaff mir ein Blatt Papier und eine Feder.

Else. Sogleich will ich es Euch von meiner Mutter holen. Die will auch sterben. Gott sei ihr gnädig. Aber was wollt Ihr mit den Sachen machen?

Genoveva. Ich will einen Brief an meinen lieben Gemahl und Herrn zurücklassen und Abschied von ihm nehmen.

Else. Ich gehe, Euch die Dinge zu holen.

Zimmer.

Benno, Grimoald, Wein trinkend.

Grimoald. Der Morgen rückt herauf, wir müssen bald an unsre Arbeit gehen.

Benno. Ist dir wohl, ist dir leicht?

Grimoald. Warum das nicht? Es ist ein ehrliches Werk, sie hat den Tod verdient, denn sie ist eine Missethäterin.

Benno. Der Golo hat uns beide, als seine Treusten, auserwählt, weil er uns vertraut, drum sollen wir den Befehl des Grafen ausführen.

Grimoald. Der es befiehlt, mag es verantworten, ich werde die Wohlthaten nie vergessen, die mir der Golo erwiesen hat. Warum sollen wir die Genoveva erst durch den Wald schleppen, warum stirbt sie nicht hier im Gefängnis?

Benno. Der Hofmeister will es so, es soll dadurch um so weniger ruchbar werden, dort werden sie im stillen Thal verscharrt und alles ist dann vorbei, als wär' es nimmer gewesen.

Grimoald. Sieh, Freund, doch thäte ich es nicht, wenn mein Sohn Traugott noch lebte; aber so habe ich in der Welt nichts mehr zu hoffen, was gehn mich die Menschen nun noch an?

Benno. Du wirst doch nicht Grillen fangen?

Grimoald. Nein, komm, wir wollen sie fortführen. Es wird heut ein trüber Tag, dicke Nebel liegen auf den Bergen und Wäldern.

Benno. Trink noch, trink.

Grimoald. Ich mag nicht mehr, mir widersteht der Wein. Ihr habt die Gräfin oft hungern und dursten lassen. Was wir hier verschleudern, wäre ihr vielleicht in den Wochen ein Labsal gewesen. Bei Gott! Es ist nicht recht, aber mich geht's nichts an.

Benno. Dich dauert die Ehebrecherin?

Grimoald. Komm jetzt, ich mag nicht darüber sprechen, aber ihr seid wie die wilden Bestien.

Benno. Du bist betrunken. Sie gehn.

Schloßhof.

Wendelin, Else.

Else.

In meinem Leben werd' ich nicht mehr froh,
Seit ich gesehn, was ich gesehen habe.
Nein, nun kann mir kein Glück mehr Freude machen,
Die Welt ist nur ein trüber, finstrer Kerker,
Mit Gift erfüllt, mit Schlangen und mit Kröten,
Wenn solcher Lohn der schönsten Tugend wird.

Wendelin.

Ja, meine Augen sind vom Weinen blind,
Die Nacht hab' ich beim Beten aufgesessen,
Ich glaubte noch, es würde Gott der Herr
Vor diesem Morgen plötzlich Wunder senden
Und Genovevam herrlich schön verklären.
Doch haben sie die Bösen fortgeführt,
Die Teufel in der menschlichen Gestalt.

Else.

O daß kein Blitz vom Himmel sie getroffen,
Daß aus den Wolken nicht ein Arm gekommen,
Der ihr die Strahlenkrone aufgesetzt
Und ihre Mörder nieder hat geschmettert.

Wendelin.

Die Zeit der Wunderwerke ist vorbei,
Jetzt läßt der Herr die Seinen untergehn.
Mir war es so, als wenn die Jungfrau selbst

Erschiene mit dem Knaben auf dem Arm,
So heilig, so unschuldig ging sie hin,
Sie hatten über's Haupt ihr einen Schleier
Gehängt, man sah nur ihre großen Augen,
So wie die Sonne hinter Wolken scheint.

Else.

So ging sie unbekümmert mit den Mördern,
Nie sehn wir sie mit unsern Augen wieder.

Wendelin.

Entzogen ist sie uns, diebisch entwandt,
Die unser Kleinod war und unser Glück:
Wer darf zur Rechenschaft die Räuber ziehn?

Else.

Man darf nicht sprechen, kaum die Thräne zeigen,
Man muß es sehn und muß dazu noch schweigen.
Lebt wohl, ich muß zu meiner Mutter gehn;
O möchte sie das Ende leicht bestehn! Ab.

Felsenthal.

Genoveva mit dem **Kinde**, geführt von **Benno** und **Grimoald**.

Benno.

Hier ist die Stätte, laßt uns stille stehn.

Grimoald.

Wie schauerlich und einsam ist der Platz!
Was sprecht Ihr denn kein Wort, Frau Genoveva?

Benno.

Was soll sie reden, ihr Gewissen drückt sie,
Drum mag sie auch mit diesem Schweigen sterben.

Grimoald.

Der Ort kann schon die traurigsten Gedanken
Und Mördervorsatz in der Brust erregen,
Er schickt sich gut zur That, wie zu 'nem Kirchhof.

Genoveva.

O Gott, es ist dein unerforschter Wille,
Ein zweiter Abram muß das Weib hier stehen,
Die Opferung des Sohnes soll geschehen,
Ich halte deinem großen Ratschluß stille.

Nur weinen laß mich, daß ich es verhülle,
Das Aug' in Thränen vor den herbsten Wehen,
Nicht will ich zu dir um sein Leben flehen,
Daß sich die Prüfung dein an mir erfülle.

Ich konnte kaum den meinigen ihn nennen,
Da wird er mir, mein einzig Heil, entrissen,
Errungen kaum soll ich ihn wieder missen.

Doch wollen sie nicht Kind und Mutter trennen,
Sie trösten mich und wollen uns doch besser,
Uns bringt zur Ruh', zum Grab dasselbe Messer.

Benno.

Bereitet Euch nunmehr den Tod zu sterben.

Genoveva.

Ich will euch nicht entrinnen, aber noch
Bin ich von meinem Gatten nicht geschieden,
Den Trauring fühl' ich noch an meinem Finger,
Der darf nicht mit mir in die Grube gehn:
So nehm ich dich, du Reif, von meiner Hand,
So bist du nun, Graf Siegfried, frei von mir,
So bin ich nun dem Tode übergeben,
Verloren, wie ich dich in diese Wellen
Des Baches werfe, nie dich mehr zu schaun,
So werd' ich auch die Sonne nicht mehr sehn.

Benno.

Der Knabe stirbt zuerst und Ihr nachher.

Genoveva.

Ich will nicht murren, fahrt mich nicht so an,
Laßt mich gelinde sterben, keinen Laut
Und keine Bitte sollt ihr ja vernehmen,
Ich habe mich im stillen drein ergeben.

Da nehmt das Kind und thut nun, wie ihr dürft.
Er sieht nach mir zurück, und streckt die Hände
Nach seinem Mutterbusen, der ihn nährte.
Noch einen Kuß — und diesen noch, — nun nehmt ihn.

Benno.

Nun zieh dein Messer, feiger Grimoald.

Grimoald.

Ich zittre vor der Morgenluft, bald ist's
Vorüber.

Genoveva.

Haltet noch! O haltet ein!
Ich kann's nicht dulden, nimmer kann's mein Auge
Ertragen, schlachten sehn das liebe Lamm.
Nein, das wär' mehr als Tod, so grause Marter
Kann keine Mutter lebend fühlen, nehmt
Die Messer, stoßt sie erst in meinen Nacken,
Vermischt mit meinem Blut des Säuglings Blut,
So klagen euch nicht meine letzten Seufzer
Vor Gott dem Herren an, der alles sieht,
Und auch, was ich zu dieser Frist empfinde.
O Benno, was hab' ich dir denn gethan,
Daß du mich also hart verfolgen darfst?
O seht das Kindlein, wie es nach dem Glanz
Der blanken Messer mit den Händen langt;
Die Steine hier sie möchten sich erbarmen,
Wie könnt ihr Menschen doch so gottlos sein?

Benno.

Schweigt endlich, macht Euch nun zum Tode fertig.

Genoveva.

Du wirst dem Richterschwerte nicht entfliehn,
Du drängst mich jetzt, einst wirst du auch bedrängt.
Und du, Gehilfe seines Mordes, bist
Du meinem Hause nicht bekannt? Dein Antlitz
Ist mir nicht fremd.

Grimoald.

So ist es, gnäd'ge Frau,
Ich brachte Euch die Kohlen sonst zum Schlosse,

Ihr habt mir manchen lieben Blick geschenkt,
Auch manchen Becher Weins und Speis' und Geld,
Es schnitt mir recht durchs Herz, da ich von Euch
So schnöde Lasterthat vernehmen mußte.

Genoveva.

So helf' mir Gott, wie ich unschuldig bin!
So straf' er mich, vergaß ich je der Treue,
Die dem Gemahl die Eh'frau schuldig ist.
O ihr seid hintergangen, liebe Männer,
Und teilt mit dem Verführer das Verbrechen.

Benno.

Hierher, das sind nur Worte in den Wind.

Grimoald.

Nein, laß sie sprechen, daß wir alles wissen
Und nicht unwissend eine Sünd' begehn.

Genoveva.

Ein böser Mann hat alles angestiftet,
Weil ich nicht Gottes Wort vergessen wollte,
Weil ich die Keuschheit mehr als Leben schätzte.

Benno.

Das Messer ist gezuckt, und Ihr sollt sterben.

Grimoald.

Zurück! sonst stoß' ich dir das blanke Eisen
In deinen Schelmenwanst, da laß sie sprechen.

Genoveva.

O du bist gut, o du bist mir ein Trost,
In dunkler Wüste unverhofft gesandt,
Erbarm' dich mein und meines armen Kindes,
Zu deinen Füßen knie ich, sei barmherzig,
Ich kann nicht sterben, ich bin ohne Schuld,
So schuldlos wie dies Kindlein hier an dem,
Was man mich anklagt, o vergießet nicht
Ein reines Blut, es schreit zu Gottes Thron.
O seht, die Sonne will nicht niederscheinen
Auf solche That, es will das Aug' der Welt
Nicht sehn, was euch auf immer nagen würde;

Ihr wollt mit Menschenaugen, Menschenherzen,
Mit euren Händen dieses Blut vergießen,
Es fließen sehn das dunkle Thal entlang?
O seht die schwarzen Weiden, wie sie rauschen,
Als wenn sie mit in meine Klage stimmten,
Als gäben sie den Bitten mein Gehör:
Und du willst so dein menschlich Herz verhärten?
Hab' ich nicht schon genug erlitten? Froh
Ward ich des Kindes nicht in schwerer Stunde,
Kein Mensch, der Hilfe mir im Kampf geleistet,
Der Trost mir eingesprochen, da mir bangte:
Da war das Kind und weinte mir entgegen,
Ich konnte ihm zum Gruß nur Thränen geben,
So winselten wir beide, keiner achtet's,
Auch gab mir keiner Labung und Erquickung,
Kein Bett in meinem feuchten kalten Turn,
Und keiner sah, wie ich mich selbst verzehrte,
Dem Kindlein nur die dürft'ge Kost zu reichen,
Auch Kleidung und Gewand war nimmer da,
Und alles fehlte, was der Bettler hat. —
Nun lassen sie mich noch ermorden, weil
Sie meines Herrn, des Grafen Zorn befürchten.
Bin ich nicht elend g'nug? O laßt mich leben,
Um meines Kindes willen laßt mich leben,
In ihm ist Welt, und Reichtum und Gemahl
Und alle Herrlichkeit und Wohlergehn.
O laßt mich leben, daß ich dieses Lämmlein
Zur Gottesfurcht und seiner Lieb' erziehe.

Benno.

Du weinst, du Memme? Das soll Golo wissen.

Grimoald.

Bei Gott, ich hab' die Thränen eingeschluckt,
Mich lang geschämt, nun brechen sie hervor,
Mag er's doch wissen, mag er mich doch töten,
Ich bin kein Tier, wie du, dein wilder Herr. —
Zurück von ihr, das sag' ich dir im Guten,
Sonst pack' ich dich, du Schurke, bei der Gurgel
Und hast das Tageslicht zuletzt gesehn,

Den Mord will ich vor Gott dem Herrn vertreten.
Sei zahm, das rat' ich dir, steck's Messer weg!
So, — nun mag's sein, daß du noch leben bleibst;
Doch hast du's nicht verdient. — Ach, liebe Frau,
Wenn Ihr auch leben bleibt, was wollt Ihr thun?

Genoveva.

Zuerst dir danken, lieber Mann, der mir
Und meinem Kind so hold und lieb gewesen.
Gewiß hast du auch Kinder auferzogen.

Grimoald.

Wir wollen lieber davon stille schweigen,
'nen Sohn, Traugott genannt, ein einzig Kind,
Er ist im Mohrenkriege umgekommen.

Genoveva.

Du siehst ihn dort, er ist dir nicht entronnen.

Grimoald.

Ach, liebe Frau, wo wollt Ihr hin von hier?

Benno.

Wenn wir Euch nun auch leben lassen, dürft
Ihr doch zu Menschen nicht, erführe das
Herr Golo, ließ er uns mit Martern sterben.

Genoveva.

Zu Menschen will ich nicht, ich hab' gelernt,
Daß man nicht Hilfe muß bei Menschen suchen,
Nein, in die wilden Berge will ich flüchten,
In Wüsten, die kein Menschenfuß betritt,
In Einsamkeit mein Leben dort beschließen,
Mein Kind bei mir, mein Trost, mein' einz'ge Freude,
Je ferner von der Welt, je lieber mir.

Grimoald.

So geht, wohledle Frau; da habt Ihr ihn,
Den lieben Knaben, — lachst du mich so an,
Du holdes Kind? Wie ist mir wohl und leicht,
Als hab' ich eine gute That gethan.

Genoveva.

So lebe wohl, es segne dich der Herr.
Komm auf die Pilgerschaft, mein Schmerzenreich. Geht.

Grimoald.

Sie muß verschmachten in den Wäldern hier,
Die arme Frau.

Benno.

Drum war es minder grausam,
Sie schnell mit einem einz'gen Streich zu töten.

Grimoald.

Sprich davon nicht! Kein einzig Wort sprich mehr,
Sonst brech' ich dir noch jetzt den schurk'schen Hals!

Benno.

Mag's sein, doch müssen wir dem Golo sagen,
Daß wir sie umgebracht; und wie soll's werden?
Befahl er nicht Wahrzeichen mitzubringen,
Die Augen und die Zunge?

Grimoald.

Wunderbar
Hat's Gott gelenkt, daß mit uns lief ein Windspiel,
Dem schneiden wir es aus, wie soll er's kennen?
Das arme Tier muß nun unschuldig leiden;
Doch besser, als daß wir die Gräfin morden,
Die uns vor Gottes Richterstuhl verklagt.
Am Ende fürcht' ich mich vor keinem Menschen,
Doch den da oben muß man immer fürchten.

Sie gehn.

Wald.

Golo.

In diesem Augenblick geschieht die That —
Vom Angesicht der Erd' ist sie vertilgt,
Und ewig niemals kann sie wiederkommen.
Mein Roß ist hingestürzt, ich rennte nach,
Sie zu befreien, sie zu sehn; beschlossen
Vom Himmel selber ist ihr Untergang.

Es kann, es will nicht anders sein, drum sei's;
Schlag frei mein Herz, nun bist du frei von Furcht,
Es hat sich alles so begeben müssen.
Sie ist gestorben, du hast überwunden,
Dein Schlaf und deine Ruhe kehrt zurück.
Wie braust der Wald, wie ziehn die schweren Nebel!
Der Frühling will nicht kommen, alle Schönheit
All' jugendliches Leben ist gestorben.

Grimoald und **Benno** kommen.

Golo.

Sie kommen wieder, meine düstren Schergen.
Ich fürchte ihren Blick, die grause Botschaft.
Ja, sie ist tot, sie wagen's nicht zu melden.
Was wollt ihr, Leute? — Hat sie ausgelitten?

Benno.

Sie ist nicht mehr.

Golo.

Ich mag nichts weiter hören.

Benno.

Wahrzeichen mitzubringen hießt Ihr uns.

Golo.

Ich will nichts sehn, begrabt's bei jenem Baum.

Sie gehn.

Wie könnt' ich doch die holden Augen sehn?
So endigt sich mit einem Grabe alles?
Die Henker! daß sie's wagen durften, sie,
Die hellen Kreise auszuschneiden! Fiel
Kein Zittern die verruchten Hände an?
Die Zunge ruht nun dort, das Saitenspiel
Voll süßester Musik! O hätte sie
Ein Wort mit ihrer Melodie gesprochen,
Sie hätten sich der That nicht unterfangen.
Leb' wohl, du Genoveva, holdes Bild,
Nun ist es aus mit deinen heil'gen Blicken,
Vorüber ist die Angst und mein Erquicken,
Leb' wohl, du Wald, nie werd' ich sie mehr sehn,
Und ew'ges Elend wird nun mit mir gehn. Ab.

Grimoald, Benno zurück.

Grimoald.

Behalte meinen Teil vom Lohne auch,
's ist Sündengeld und schlägt zu Sünden aus.

Benno.

Du bist ein Thor, es sei so wie du willt. Ab.

Grimoald.

Leb' wohl, du Land, das du mich auferzogen,
Ihr Berge, Bäume, denen ich gewogen,
Ihr Linden, hohe Eichen, helle Buchen:
Ich muß mir eine fremde Heimat suchen,
Ich mag den beiden nicht mein Wohl vertrauen,
Drum muß ich nun nach andern Wäldern schauen,
Ich wandre fort in meinen alten Tagen,
So weit mich nur die Beine wollen tragen. Ab.

Wüste.

Genoveva mit fliegenden Haaren.

Wohin? Wohin soll ich mich retten?
Daß ich das Geschrei, den Jammer meines Kindes nicht höre?
Es verschmachtet und hat keine Nahrung,
Und wimmert, daß es mein Herz zerbricht.
Ich kann, ich kann nicht helfen
Und muß es nun verhungern sehn.
Ohne Milch sind meine Brüste,
Durch die Wälder bin ich gewandert,
Den Durst mit Wasser stillend,
Mit Gras und Wurzeln den Leib ernährend,
Auf Bäumen in Nächten gewacht,
Vor wilden Tieren in Angst mich bergend:
Nun kann ich nicht mehr helfen,
Es saugt mein Blut das liebe Kind
Und gern, gern wollt' ich dir es geben,
Müßten wir dann nicht beide sterben.
Ich höre aus der Höhle sein Jammergeschrei!

Ach wie glücklich ist die Bettlerin auf der Landstraße,
Die den Wandersmann um milde Gabe fleht.
Ich darf mich nicht vor Menschen zeigen,
Auch wüßt' ich nicht den Weg zu finden
Aus diesen verworrenen wüsten Felsen.
Ach, ihr Bäume, erbarmt euch mein!
Erbarme dich, du Sonnenschein!
Wohin soll ich fliehn? Wer steht mir bei?
Ihr Steine, ihr harten Felsen, bewegt euch nicht
Mein tiefes Lied, meine Herzensqual?
Ihr Tiere im tiefen dunkeln Wald,
O kommt herauf, ihr Quellen, o gebt mir Labsal
Und springt zur Hilfe dem armen Kinde herbei!
Ach! keiner hört mich!
Die Felsen sind stumm und taub,
Die Bäume rauschen verhöhnend,
Die Quellen murmeln ruhig fort!

Allmächtiger! wie konnt' ich dich vergessen?
Allgegenwärt'ger so in Gras wie Steinen,
Du hörst mich jetzt, hast meiner nicht vergessen,
Du hörst mein tiefes Flehn, du siehst mein Weinen,
Wenn du nur winkst, so bin ich nicht vergessen,
Aus Berg und Fels muß Hilfe mir erscheinen.
O guter großer Gott, laß dich's erbarmen,
Mein Kindlein übergeb' ich deinen Armen.

Mein Herze betet und will zu dir dringen,
Ich suche dich mit Sinn und mit Gedanken,
Gedank' und alle Kräfte sind im Ringen,
Die Zuversicht auf dich läßt nimmer wanken,
Ich fühl' mein Flehn durch alle Felsen klingen,
Die Segenshand, und wie sie niedersanken
Die Worte deines Trostes, wie ein Tauen,
Das neu erfrischt die heiß erstorbnen Auen.

Eine **Hirschkuh** tritt neben Genoveva.

Ich danke dir, Güt'ger!
Der Steine erreget,
Und Tiere beweget,
Mir Retter zu sein.

Komm, fromme Hirschin, du mir zugesendet,
Du blickst mich an mit treuen, lieben Augen,
Zu meinem armen, matten Kinde komm,
Es wartet dein und sehnet sich nach dir.
Gepriesen sei der Ew'ge für und für!

Sie geht ab und führt die Hirschkuh mit sich.

Siegfrieds Schloß.

Siegfried.

Wie einsam und wie wüst sind diese Mauern?
Ich geh' oft in Gedanken zum Gemache
Der Genoveva und sie ist nicht dort,
Drago ist tot und alles ist verändert.
Mir frommt nicht Golos Trost, die Gasterei'n,
Der Schwarm der Gäste, nichts will mich erquicken.
Warum bin ich im Schlachtfeld nicht gestorben?
Dann kommt mir manchmal ein, ich hätte Unrecht
An Genoveva ausgeübt, und ohne Urtel
Sie hingerichtet, ohne Richterspruch.
Seh' ich die Kleidung, die sie ehmals trug,
So geht die vor'ge Zeit durch mein Gedächtnis.
Verwichne Nacht kam alles mir zurück,
Ich hörte sie wie sonst die Laute spielen,
Die Töne thaten freundlich zu mir, mahnten
An alles Glück, ich konnt' sie nicht verscheuchen.

Golo kommt.

Golo.

Ihr seid zu finster, teurer Graf, in Euch
Verschlossen, gebt Ihr fast dem Grame Raum.

Siegfried.

Ich fürchte fast, ich werde noch verrückt.
So steht mir alles vor, so mahnt mich alles,
Nun fühl' ich's erst, wie ich sie sonst geliebt.

Golo.

Denkt ihres Fehls, so wird die Liebe weichen.

Siegfried.

Verwichne Nacht war mir gar wunderbar,
Mir deucht', ich lebte in der vor'gen Zeit,
Unschuldig war die teure Genoveva,
Vergessen hatt' ich gänzlich ihrer Sünde,
So seltsam zugerichtet mein Gemüt;
Ich liebte sie mit recht inbrünst'gem Herzen
Und fand mein Glück an ihrer holden Brust.
Da kam ein Drache aus der Luft geschossen
Und führte Genovevam mir hinweg.
Ich jammerte und winselte, im Innern
Recht tief im Herzen ward mir eine Lücke,
Wie weggerissen war's, und dann die Kluft.
Ich stöhnt' und wachte, mußte weiter weinen,
Die Finsternis umher war mir betrübt,
Der Mond schien in die Kammer golden ein,
Vom Garten auf hört' ich die Nachtigall,
Da wußt' ich, daß es Sommer war, vorher
Dünkt mir, ich läg im allerhärt'sten Winter,
In einem tiefen Raum des Turns gefangen.

Golo.

Der Traum ist wahrlich ohne Deutung nicht,
Der Drache, der Euch raubte das Gemahl,
Das Ihr geliebt und das Euch wieder liebte,
Ist Drago, er zerstörte Euer Glück.
Wollt Ihr hinuntergehn? Die Gäste warten
Auf Eure Gegenwart, schon ist die Tafel
Gedeckt, dann wollen wir die Jagd beginnen.

Siegfried.

Ich gehe, kommt bald nach, mein lieber Golo. Geht.

Golo.

Wo bist du, Benno? Komm herein, mein Benno!

Benno tritt auf.

Benno.

Was habt Ihr zu befehlen, teurer Junker?

Golo.

Ich will dich fragen, ob du mit mir ziehst,
Denn hier ist meines Bleibens länger nicht.

Die Mauern, diese Stein' sind mir zuwider,
Die Türn' hier kann ich nicht vor Augen leiden,
Auch endigt's wohl mal schlimm und geht uns schief.
Der Wolf hat mir ein altes Haus geschenkt,
Das weit hinauf in dicken Wäldern liegt,
Da bin ich vor dem Siegfried sicher, gehst
Du mit mir oder denkst du hier zu bleiben?

Benno.

Wo Ihr seid, bin auch ich, ich traue selbst
Dem Grafen nicht, denn er ist unbeständig,
Veränderlich gelaunt und wie ein Kind,
Seitdem er aus dem Felde wieder kam.

Golo.

Dort soll die Jagd im Forste uns ergötzen,
Das wilde Echo von den steilen Felsen,
Da jagen wir den Bär, das wilde Schwein,
Da hören wir von hies'gen Mären nichts,
Das Haus ist tief versteckt und schwer zu finden,
Auch fest, daß wir in Ruhe leben können.

Benno.

Ei was, ein Hund, der sich an Euch nur wagt!
Doch besser vorbedacht als nachbeklagt.

Sie gehn.

Wald.

Jagdgeschrei, **Siegfried** mit **Jägern.**

Siegfried.

Ihr lust'gen Jäger, tief zum Thal hinunter
Erklingt das Schreien, Bellen, Blasen munter,
Daß sich der Wald in allen Zweigen regt,
Vor Freude sich mit Rauschen schön bewegt.
Hier haltet still und laßt die Hörner klingen,
Auch mögt ihr wohl ein lustig Jagdstück singen.

Jäger mit Hörnern.

Durch die dicken Zweige grün
Geht der Klang der Hörner hin,
Spricht zu den Vöglein
In laubigen Ästen fein:
Auf und euch rührt,
Die Kehlen regiert,
Singt dazwischen
Aus allen Büschen!
Sie machen sich auf mit munter'm Schrei'n,
Das schallt in die Jagdmusik hinein,
Kommt Wiederhall aus Felsen hinterdrein,
Erschüchtert das Wild so groß wie klein.
Hurra! Ihr jagenden Leute
Erfreut euch der Beute,
Und heute
Jagt allen Gram in die Weite.

Siegfried.

Nun kommt, ihr habt den Ton gar brav gehalten,
Daß Wald und Horn und Sang zusammen schallten.

Sie gehn.

Golo tritt auf mit einer Armbrust.

Golo.

Ich kann nicht jagen, ich bin müd' und matt,
In allen Gliedern krank, der Ton der Hörner
Erfrischt mich nicht wie sonst. Die Armbrust möcht' ich
Auf Siegfried legen, also haſſ' ich ihn,
Und mich dann selbst hinab zur Tiefe stürzen.
Hier ist der Baum und hier der kleine Hügel,
Wo ihre Zung' und Augen sind begraben.
Sieh, wachsen da nicht schöne Blümlein auf
Und frisches grünes Gras, die blauen Kinder,
Sie strecken sich hervor, und wilde Nelken.
Ach, küssen muß ich euch, denn ihre Lippen
Durft' ich niemals berühren. Fühlst du, Herz,
Die Gegenwart der teuren Überreste?
Hinunter möcht' ich sinken, und im Sterben
Vergehn in tausend tausend kleine Blumen,

In Tropfen Taus, in klare Silberwellen,
Und so mich tief in das Vergessen tauchen. —
Hinweg! Dies sind noch ihre blauen Augen,
Sie sehn nach mir, die auferstandnen Augen,
Sie blitzen nach mir her und thun ein Grüßen,
Das Gras erregt sich, alle Bäume schelten!
Sie ist es selbst! Wo soll ich mich verbergen?

Er entflieht.

Zimmer.

Siegfried mit einem Briefe.

Siegfried.

Ha, Bösewicht! Ha, gift'ger Bösewicht!
Unschuldig hingerichtet! Ja, hier steht's,
Und immer hat's mein treues Herz geglaubt.

Wendelin kommt.

Wo bleibt der Golo? Ist er nicht zu finden?

Wendelin.

Er ist im Stall und sieht nach seinem Pferde,
Er kommt sogleich.

Siegfried.

Geh' schnell und heiß ihn eilen!

Wendelin ab.

Ja, er hat sie verleumdet, nun ist's klar,
Ich konnt' es niemals glauben, immerfort
Empörte sich mein Geist so schnöder That,
Sie ist von edlen Eltern, fromm erzogen,
Dies Zeugnis, ehe sie zum Tode ging,
Es reimt sich alles, sie entschuldigend
Und Golo anzuklagen, der mir log.

Golo kommt.

Golo.

Ihr habt mich rufen lassen, edler Graf.

Siegfried.

Zu deiner Schmach, zu deiner Schand' und Strafe,
Lies diesen Brief, erröte vor dir selbst.

Golo liest.

Du willst es, mein Gemahl, ich soll nun sterben,
Ein böser Argwohn hat dein Herz umzogen,
Doch hat ein böser Mann dich arg betrogen,
Mit mir zugleich erwürgst du deinen Erben.

Ich seh' vor meinem Blick den Tod, den herben,
Ich lüge nicht und habe nie gelogen,
Du liebst mich nicht, doch bin ich dir gewogen,
Lüg' ich, so straf' mich ewiges Verderben.

Ich will mit diesen Zeichen Abschied nehmen,
Schwer sündigst du, doch will ich dir vergeben,
Glaub' mir, daß ich dich immer herzlich liebte.

Verlassen wirst du bald nach mir dich grämen,
Und fühlen, daß ich dir verlor mein Leben,
Weil ich dir treu nie keine Unthat übte.

Genoveva

Siegfried.

Dies fand ich plötzlich heut' in meinem Zimmer
Und laut bezeugt es ihre volle Treue,
Wie deine Schuld und schwere Missethat.
Du hast mir die Gemahlin schnöd' entrissen,
Sie ungerecht verdammt und umgebracht,
Und dafür zieh' ich dich zur Rechenschaft,
Und denke mir nur nicht mehr zu entgehn,
Denn du sollst es mit deinem Leben büßen.

Golo.

Wo liegt denn ihre Unschuld? Meine Schuld?
Habt Ihr, mein edler Graf, in Eurem Amte
Schon einen Dieb, schon einen Ehebrecher
Erfunden im Verhör, der nicht geleugnet?
Wer mit dem Leugnen zu gewinnen denkt,
Ist thöricht, wenn er nicht die Zunge braucht.
Wer klagt sich selber an? Doch jeder sucht
Von Fehlern sich zu rein'gen mit der Zunge,

Vor andern wie vor sich, drum kann ihr Brief
Sie nicht entschuldigen, mich nicht verklagen.
Wie kommt Ihr auf soböslichen Verdacht?
Wann wies ich Euch in einer einz'gen Handlung,
Ja, ich darf wohl es sagen, einem Wort,
Was Euch berechtigte zu diesem Argwohn?
Ihr kränkt mein Herz, wenn Ihr so böslich denkt,
Wie soll der Diener treu sein, wenn den Treusten
Die Tugend nicht vor schlimmen Händeln schützt?
Ich hab's bedacht und glaube festiglich,
Daß Genovevas Eltern böse Leute,
Die heimlich Sünden auf ihr Haupt gehäuft,
Die in den Kindern werden abgestraft.
So ist es oft, die Eltern scheinen edel,
Doch offenbaren sich in ihren Kindern
Die lang verhehlten Laster plötzlich, sie
Empfangen Schuld und Strafe dann zugleich,
Da jene schuldig lebten ungestraft:
Denn kein Verbrechen wandelt ungeahndet,
Es trägt den Gift in seinem eignen Busen,
Die schwere Zukunft in der Gegenwart.
Auch wirkt auf unsre Leiber das Gestirn,
Wie es bei der Geburt der Menschen steht,
So steigt der Einfluß aus den Kreisen nieder;
Drum rächet nicht an mir, was Gottes ist,
Des Schicksals Schuld, der bösen Sterne Einfluß,
Die innere Verderbung der Natur.

Siegfried.

Mir scheint es wahr, was du gesprochen hast,
Erst rührten mich die Worte ihrer Hand,
Nun hast du plötzlich mein Gefühl gewandt,
Dann lockt die Einsamkeit zu andern Thaten,
Ich bin verwirrt und weiß mir nicht zu raten. Ab.

Golo.

Ich weiß es, was ich thu', dir nimmer trauen,
So lang' es Zeit, nach meiner Wohlfahrt schauen,
Im Hofe stehn gesattelt unsre Rappen,
So flieh' ich fort mit meinem treuen Knappen. Ab.

Wüste.

Der heilige Bonifacius tritt ein.

So hat es sich an Siegfrieds Hof begeben,
Vernehmet die denkwürdige Geschicht'
Von unsrer Genoveva heil'gem Leben,
Und haltet nicht die Sache für Gedicht.
Gar bald muß sich der Unterdrückte heben
Und Gott geht mit dem Bösen ins Gericht,
Denn lange zwar bleibt Bosheit oft verschwiegen,
Doch immer wird gerechte Sache siegen.

Graf Siegfried sieht gar wunderbare Zeichen,
Die seine Zweifel nur noch stärker gründen,
Die alte Lieb' zur Frau will nicht entweichen,
Und bald muß er noch andre Sachen finden,
Die jeden Argwohn aus der Seele scheuchen,
Ihm zeigen ganz das Maß von seinen Sünden,
Daß er die reine Gattin hat getötet
Und mit unschuld'gem Blut die Hand gerötet.

In einer Nacht kann nicht der Siegfried schlafen,
Da, dünkt ihm, tritt ein Wesen in die Kammer,
Es hebt die kalte Hand ihn zu bestrafen,
Sein toter Blick verkündigt Pein und Jammer,
Es wälzt sich in das Bett zum bleichen Grafen
Und legt sich an ihn, er ruft in die Kammer
Die Diener sein, daß sie ihm Hilfe bringen,
Indes den Geist die Wände in sich schlingen.

Die Diener gehn, er richtet sich zum Beten,
Doch plötzlich hört er Eisenketten klirren,
Und das Gespenst erscheint an selber Stätten,
Um ihm so Sinn wie Glauben zu verwirren,
Er sieht es wieder nach dem Bette treten,
Ihm schaudert's kalt, der Geist läßt sich nicht irren,
Er starrt ihn an mit seinen toten Blicken,
Bleibt kühnlich und will nicht von dannen rücken.

Da sprach der Graf: Wer bist du, Jammerbild,
Daß du so darfst des Schlosses Ruhe stören?
Sag' an, was du von uns verlangen willt,
Wir wollen deine Bitte gern gewähren,
Wenn irgend was dich zu erlösen gilt,
So zeig uns an, wir lassen uns belehren,
Daß man dir irrem Geist Erquickung brächte,
Und du nicht stören magst die Ruh' der Nächte.

Und das Gespenst erhebt die weißen Finger
Und winkend fängt es an hinwegzuschleichen,
Die Bangigkeit des Grafen wird geringer,
Er folgt des Nachtgeists unverstandnem Zeichen,
Der führt ihn tief in seines Schlosses Zwinger,
Dort bleibt er stehn, und eh' er will entweichen,
Legt er die Hand und Kette auf die Erde
Und schwindet mit entsetzlicher Gebärde.

Die Diener kommen auf des Grafen Schrei'n
Und finden ihn an diesem dunkeln Ort,
Er sagt, wie er gekommen da hinein
Und wie er ahnde unbekannten Mord.
Die Erde muß hier stracks geöffnet sein,
So heischt sein laut und ernst gebietend Wort,
Sie graben gleich und was sie unten finden,
Ein Leichnam ist's, den Ketten schwer umwinden.

Der Drago wird von ihnen gleich erkannt,
Man sucht ihn schnell zum Grabe zu bestatten,
Der Graf erkennt hierin des Himmels Hand,
Seelmessen lesen läßt er Dragos Schatten,
Nach Golo, Benno wird alsbald gesandt,
Die sich vom Schlosse schon entfernet hatten.
Er ruft, sie kommen nicht, nun sieht er frei,
Daß Drago, Genoveva sündenfrei.

Sie führt indes ein tief betrübtes Leben,
Den Kummer kann die Andacht nur erheitern,
Sie hat sich ganz in ihren Gott ergeben,
Und will die Brust von allem Ird'schen läutern,

Sie fühlt um sich die Kraft der Engel schweben,
Und wie sich Sinn und Herz und Glaub' erweitern,
So sitzt die treue, liebevolle Seele
Und schaut hinauf aus ihrer engen Höhle.

O laß uns alle diesen Wandel führen,
Daß wir wie sie die Tugendkron' erringen,
Mit Himmelsglanz die Seele auszuzieren,
Daß wir uns Gott ein würdig Opfer bringen.
Uns drängt die Welt, uns selber zu verlieren,
Dem Kleinmut wachsen keine Engelschwingen;
Doch aus dem Krieg zu retten unsern Frieden,
Ist Gottes Auserwählten nur beschieden.

Die Hirschin täglich kam das Kind zu säugen,
Sie war der Genoveva einz'ger Trost;
Die Gräfin selbst muß sich dem Elend beugen,
Und Gras und Wurzeln sind die einz'ge Kost,
Wie mußte sie so tief hinunter steigen,
An Glück gewöhnt, an Füll' und süßen Most,
Jetzt kann die Erde ihr nicht das gewähren,
Was sonst die Bettler selber nicht entbehren

Die Wüstenei anstatt ihr schönes Haus,
Statt ihres Prunkgemachs die finstre Kluft,
Statt Diener gingen Tiere ein und aus,
Statt schöner Speisen Kräuter in der Gruft,
Statt reicher Betten Ängstigen und Graus
Auf dürren Reisern in der kalten Luft,
Der edlen Perlen mußte sie entbehren,
Statt deren dienten ihre heißen Zähren.

Wie mußte sie dies Elend doch empfinden,
Die Herzogstochter, gräfliches Gemahl!
Wann Sommerlüfte spielten in dem linden
Geblüm, so trug sie's leichter noch zumal,
Doch wenn der Winter kam mit scharfen Winden,
Dann ging erst an der armen Frauen Qual,
Ach Gott, wie mußt' sie ob dem Kind sich härmen,
Wie mocht' sie sich, ihr Kindlein auch erwärmen?

Im Dürsten nahm sie Eis in ihren Mund,
Bis es von ihrem Hauch geschmolzen war,
Im Hunger grub sie in den harten Grund
Und machte ihn zuvor des Schnees klar,
Ihr Hölzlein fand nach mancher bittern Stund'
Die Wurzeln in dem Schoß der Erde bar,
Dann mußte sie des grimmen Frostes wegen
Die Händ' und Arm' zur Wärme schnell bewegen.

Wie lang erschienen ihr die Winternächte!
Wie hat sie wohl nach Sonne ausgesehn,
Die ihr den lieben hellen Morgen brächte,
Das klare Licht, die Tagesstunden schön;
Wie rief sie an die Jungfrau, die Gerechte,
Ihr doch bei ihrem Kinde beizustehn,
Damit es ja zu ihr und Jesu Ehre
Ein frommes Christenkind erfunden wäre.

Sie drückt es oft mit Zähren an die Brust,
Damit die Gliederlein ihm nicht erfrieren,
Und wenn's vor Kälte zittern dann gemußt,
So konnte sie oft nicht den Schmerz regieren,
Es ist in wilder Wüst' all' ihre Lust
Und fürchtet, es so schrecklich zu verlieren;
Du leidest mit mir, hat sie dann gesprochen,
Du wirst gestraft und hast noch nichts verbrochen.

Sie dachte wieder dann an Jesu Wunden
Und was er für der Menschen Sünd' gelitten,
Dann fühlte sie so Herz wie Geist gesunden,
Und mut'ger ward der Kampf alsbald gestritten: —
Also verschwanden ihr gar viele Stunden
Und Monden, Jahre, unter brünst'gen Bitten
Und heil'ger Andacht, ihres Kinds Erziehen,
Indessen sieben Frühling' auferblühen.

Einst lag sie da bei ihrer Höhle knieend,
Die Augen starr zum Himmel hingewandt,
Da sieht sie aus der Höhe niederfliehend
Ein Engelsbild, er trägt in seiner Hand

Ein Kruzifix, von Elfenbeine blühend,
Daran der Jesu Christ gekreuzigt stand,
Das Antlitz, die Gestalt so innig rührt,
Man sieht, daß Engel es gefiguriert.

Kein Auge sah das Bildnis ohne Thränen,
So schön gebild't war Christi großes Leiden,
Die Brust ward anerfüllt mit tiefem Sehnen
Inbrünst'ger Angst und goldnen Herzensfreuden:
Der Genoveva gab er diesen schönen
Gemalten Christ, die Seele dran zu weiden;
Er sprach: Ich bring' ihn aus den Höhn, den lichten,
Daß du vor ihm magst dein Gebet verrichten.

Und bist du nun zum Tode tief betrübt,
So schau mit Aug' und Herzen auf dies Kreuz,
Und wenn dich Drangsal um und um umgiebt,
So richte Flehn und Herze nach dem Kreuz,
Wann Ungeduld den Seelenfrieden trübt,
Denk' des Geduld, der dorten hängt am Kreuz,
Dann steht dies Kreuz als Schirm den Feinden vor,
Ein Schlüssel ist es zu des Himmels Thor.

So sprach er, und das Kreuz blieb vor ihr stehen,
Worauf er in den Himmelsglanz verschwand;
Es war ein Felsenaltar in der Nähen,
Worauf das Kruzifix von selbsten stand,
Und Genoveva kniet in ihren Wehen
Demütig nieder, kaum sich unterwand
Die Fromme, zu dem Weltheiland zu beten,
So schwer ist sie bedrängt von seinen Nöten.

Ihr ist, als muß das Herz im Busen springen,
Doch wird sie noch in Liebe mehr verwund't,
Als sie vernimmt im leisen Chore singen,
So heilig wie von einem Engelsmund,
Das Bild streckt seinen Arm in während Klingen,
Und drückt sie an die Brust zur selben Stund,
Nun war das Kruzifix ihr ein'ges Heil,
Sie dient ihm, betet zu ihm alle Weil.

Im Sommer sucht sie Blümlein in dem Wald
Und schmückt es bunt, dazu mit grünen Maien,
So wie der Morgen kommt, so geht sie bald
Nach Blumen aus, läßt sich nicht Müh' gereuen,
Doch kommt der Herbst, nach ihm der Winter kalt,
So weiß sie auch das Bild noch zu erfreuen,
Mit Tannenreisern, wilden Distelblüten
Und dunklem Laub, das die Wachholder bieten.

Einst kam der Schmerz in ihre Seele wieder,
Daß sie in Wüstenei hinausgestoßen,
Da setzte sie sich still zum Kreuze nieder
Und klagte, weil die Augen reichlich flossen:
O Kruzifix, o Jesu Christe bieder,
Wie ist das Elend um mich her ergossen,
Daß ich als Ehebrech'rin dies erduldet,
Wodurch hab' ich so harte Pein verschuldet?

Da kam ein Stimmlein aus dem elfnen Bilde:
Was hab' ich, Genoveva, doch gesündet,
Daß man mich Menschensohn im Grimme wilde
Ans bittre Holz des schnöden Kreuzes bindet?
Daß man mich mitten in der Sündengilde
Als einen Übelthäter sterbend findet?
Ich starb, den Menschen Heil und Wohlfahrt gebend,
Und durch mein Sterben ihren Tod belebend.

Denn keiner aller, die auf Erden sind,
Kann durch sein Thun das kleinste Glück erwerben,
Und doch kann jedes sünd'ge Menschenkind
Durch seinen Tod des Himmels Leben erben,
Tod ist ihr Leben, und ihr Sehn ist blind,
Geboren werden sie in ihrem Sterben,
So wer für Gott und Tugend muß erdulden,
Kann diese Leiden nimmermehr verschulden.

Sein Dulden ist ein himmlisch Freudenreich,
Er zieht den Himmel in sein irdisch Herz,
Er deutet, wie man Gotte strebe gleich,
Er macht zur Seligkeit den ird'schen Schmerz,

Er wird entblößt an Himmelsschätzen reich,
Ein Cherubim wird schon sein irdisch Herz,
In ihm hernieder Morgenröte regnet,
Die dort dem großen Morgenrot begegnet. —

Das kam wie Blumen um sie her entsprossen,
In denen Kinder lieblich tröstend lachen.
Das war wie Funken um sie ausgegossen,
Wie Schimmer, die den Regenbogen machen,
Wie Auferstehung, die ihr Herz genossen,
Wie Heil'ge, die zum jüngsten Tag erwachen,
Seitdem erlitt sie still mit Freudigkeit
Den Frost, die Blöße, Armutseligkeit.

Der Schmerzenreich erwuchs und lernte sprechen,
Das freute nun gar sehr die Mutter sein,
Sie sah, wie ihm Verstand nicht that gebrechen,
Sein kindisch Reden war ihr Freudenschein,
Doch mußt' ihr Glücke die Betrachtung schwächen,
Daß nackt daherzog dieser Knabe fein,
So mußten sie sich beid' in Blöße zeigen
Und deckten sich mit Moos und grünen Zweigen.

Da kam ein Wolf auf einmal hergegangen,
Im Maule trug er eines Schafes Haut,
Die warf er vor dem Kinde und der bangen
Pfalzgräfin hin, die innerlich ergraut,
Doch bald nimmt sie mit dankbarem Verlangen
Und wickelt Schmerzenreich in diese Haut;
So war er sicher vor dem schlimmen Frost,
Und so fand Genoveva ihren Trost.

Es wurde auch das Wild zur selben Zeit
Mit ihnen gar vertraulich und gemein,
Das liebe Kind hat daran manche Freud',
Daß sie um ihn so schön ergötzlich sein.
Er ritt auf seinem Wolf gar oftmals weit
In Wald, die Hasen liefen hinterdrein,
Die Vöglein sich auf Hand und Häuptlein schwungen,
Erquickten ihn und sie, so wie sie sungen.

Ging's Kindlein aus, um Kräuter aufzulesen,
So liefen auch die frommen Tierlein mit,
Und zeigten ihm die guten von den bösen
Mit ihren Füßen, folgten jedem Schritt:
Dann kehrt' er freudig, war er ausgewesen,
Und brachte seiner Mutter Essen mit,
Dann lehrte sie ihn Vater Unser sagen,
Liebkosend in den schönen Sommertagen.

Doch sprach sie nie, von wem er sei entsprossen,
Damit er nicht zur Welt sich sehnte hin,
Und etwa die einfält'gen Spielgenossen
Verachtete mit übermüt'gem Sinn: —
So sind nun sieben Jahre hingeflossen
Und Genoveva hält es für Gewinn,
In dieser Wüst' zu bleiben stets ihr eigen:
Sie wird sich dort mit ihrem Kindlein zeigen.

Geht ab.

Genoveva und **Schmerzenreich** treten auf.

Genoveva.

Schön warmer Tag. Gelobt sei Jesus Christ.

Schmerzenreich.

Lieb' Mutter, hör', du lehrst mich immer sagen
Im Beten: Vater Unser, der du bist
Im Himmel; nun wollt' ich dich gerne fragen,
Ob derselb' Herr denn auch mein Vater ist,
Wenn das, so möcht' ich ihm wohl manches klagen.

Genoveva.

Er ist dein Vater, wohnt in jenen Höhen,
Wo Sonn' und Mond und tausend Sterne stehen.

Schmerzenreich.

Kennt mich denn auch derselbe hohe Mann,
Und weiß, daß ich hier tief im Berge bin?

Genoveva.

Er sieht die Welt mit einem Blicke an,
Streut Licht und Segen über Fluren hin.

Schmerzenreich.

Wenn er so große Dinge machen kann,
Was läßt er denn so tief in Not uns drin?
Er läßt mich steck'n und mag mich wohl nicht leiden.

Genoveva.

Nein, Kind, er liebt die Welt und auch uns beiden.

Dies Leben, diese Welt ist nur ein Thor,
Wodurch wir in sein Himmelreich eingehen,
Da kommt uns Leid und manches Drangsal vor,
Da beißt der Frost, da müssen Stürme wehen,
Doch dann empfängt uns froh der Engel Chor,
Wann wir im hellen Himmelssaale stehen,
All' liebe Kinder, wie du selber bist,
Sie folgen unserm Herren Jesu Christ.

Schmerzenreich.

Hat denn mein Vater auch der Söhne mehr?

Genoveva.

Gar viele, wir sind zwar nur hier allein,
Doch giebt es viele, viele Leute mehr,
Die alle hinter jenem Walde sein,
Der ganz weitab im Scheine glänzt daher;
Da giebt es Städte, Dörfer, Schlösser fein,
Und viele unter ihnen sind die Frommen,
Die auch dereinst in Gottes Himmel kommen.

Schmerzenreich.

Was gehn wir, Mutter, denn nicht zu den Leuten,
Und sitzen hier in unserm Berg und Wald?
Ich glaube, daß sie sich gern mit uns freuten,
Und wärmten uns, wenn Winde kommen kalt.

Genoveva.

Wir gehen darum nicht nach jenen Weiten,
Damit wir gehn in Gottes Reiche bald,
Daß wir allhier, der Einsamkeit ergeben,
Dem Vater führen ein gefällig Leben.

Schmerzenreich.

Ich will nun gehn und dir dein Essen bringen,
Die Tierlein kommen schon mich fortzuführen,
Die Vögelein sind dort mit ihrem Singen,
Die Hasen seh' ich da die Ohren rühren,
Ich weiß, daß sie all' gerne mit mir gingen,
Ich spiele gern mit weichen kleinen Tieren,
Wo Kräuter sind, da setzen sie die Hände,
Daß Schmerzenreich sie desto bälder fände.

Geht ab.

Siegfrieds Schloß.

Wendelin, ein **Diener.**

Diener. Ist das Verhör bald vorüber?

Wendelin. Der Graf hält mit der Hexe ein gar scharfes Gericht. Sie ist schon überwiesen.

Diener. Auch ist der Scheiterhaufen schon fertig, um sie darauf zu verbrennen.

Wendelin.

Wie gottlos sind doch viele in der Welt!
Daß man sie muß mit Feu'r und Schwert ausrotten,
Erwürgen, schlachten und zu Asche brennen,
Daß sie der Christenheit nicht Schaden bringen.

Siegfried tritt auf.

Siegfried.

Ich bin ermüdet, und die schlimmen Bilder
Verfolgen mich, wo ich nur geh' und stehe.
Ihr geht hier fort.

Wendelin.

Ihr seid zu viel allein,
Es zehrt an Eurem Leben, teurer Graf.

Siegfried.

Das soll es, daß ich bald zum Grabe reife.
Geht, lieben Kinder, seid ihr auch zugegen,
Entweichen dennoch die Gedanken nicht.

Wendelin und Diener ab.

Stets geht's mir nach und ruft mir: Genoveva!
Wo ich nur bin, steht auch ihr Bildnis da.
Ich kann nicht einsam sein, ich wär's so gern,
Die Luft, die mich umgiebt, nennt ihren Namen,
Wenn ich was denken will und mir erwägen,
So kann ich's nicht, im Kopf und innern Herzen
Erblüht sogleich die herrliche Gestalt
Und dehnt sich aus und immer weiter aus,
Und zieht vor mir dahin und winkt mich nach.
Ach könnt' ich sie nur eine Stund' vergessen!
Oft muß ich Dolch und Schwert beiseite legen,
Weil mir der Satan schreckliche Gedanken
In meine Seele giebt, mich zu gewinnen.
Die Diener sehn mich an, als wie ein Kind,
Es wird mir schwer, dem Amte vorzustehn,
Mein Haar ist grau geworden vor der Zeit,
Und mein Gedächtnis schwindet wie dem Greise;
Nur ihrer kann ich denken, meiner Schuld,
Doch was mir sonst geschehn, ist weit entrückt.
Letzt kam der Bruder her mich zu besuchen,
Ich konnt' ihn erst nach langer Zeit erkennen,
Da sagt' ich: Ach, Matthias! bringst du sie,
Die Genoveva mit? Er sagte: Nein,
Die ist ja tot. Das ist es, daß sie tot ist,
So sprach ich, drum sollst du sie eben bringen.
Oft weiß ich's nicht, wenn ich so irrig rede.

Wendelin kommt.

Siegfried.

Was giebt's? So laßt ihr mich nicht ungestört?

Wendelin.

Die Hexe, gnäd'ger Herr, will mit Euch sprechen.

Siegfried.

Befohlen hab' ich ja, sie zu verbrennen.

Wendelin.

Sie stand bereits schon in den Zauberhütten,
Schon wollten wir das Pech anzünden, als sie rief,
Wir möchten sie noch einmal zu Euch führen,
Sie habe Euch gar wicht'ge Ding' zu sagen.

Siegfried.

Es kann ihr nicht verziehen werden, Gottes
Gericht ist gegen sie, sie hat bekannt,
Und die Verfluchte ist des Feuers schuldig,
Sie hat manch armes Christenkind verzaubert,
Das Vieh verdorben, Krankheit ausgebracht,
Mit Lug und Trug die Sinne oft geblendet,
Ich mag das Scheusal nicht vor Augen sehn.

Wendelin.

Die Schergen haben sie herausgenommen,
Gar dringend bittet sie, Euch noch zu sehn.

Siegfried.

So bringt sie her, Verzeihung wird ihr nicht.

Wendelin ab.

Den frommen Drago hab' ich lassen richten,
Die heil'ge Genoveva lassen töten
Und Mißgeburten und der Hölle Auswurf
Könnt' ich verzeihn?

Wendelin und die **Schergen** mit **Winfreda.**

Siegfried.

Was willst du, Scheusal, dann?

Winfreda.

Ein Wort mit Euch, mein edler Graf.
Ich kann nicht sterben, denn noch ein Verbrechen
Liegt schwer auf meiner Seele.

Siegfried.

Sprich, du Hexe.

Winfreda.

Kennt Ihr mich nicht?

Siegfried.

Wie sollt' ich? Niemals pflog ich
Mit Hexen Umgang und mit Zauberern.

Winfreda.

Einmal in Straßburg habt Ihr mich besucht
Mit Golo, wo ich Euch Gesichte zeigte
Von Eurer edlen Gräfin Genoveva.

Siegfried.

Bist du es, Scheußliche, die mir gelogen,
Die mich mit Teufelskünsten hat betrogen?

Winfreda.

Die Sinnen hab' ich damals Euch geblend't
Und die Vernunft Euch künstlich abgewend't,
Damit Ihr möchtet Todesurtel sprechen,
An dem unschuldigen Gemahl zu rächen,
Was sie nie in Gedanken hat begangen:
Zu sehr war Eure Lieb' ihr ganz Verlangen.

Siegfried.

O Hölle! Hölle! Was hat dich getrieben,
Durch Lug und Trug mit Flammen mich zu füllen?

Winfreda.

Der Golo hatte mich durch Gold bestochen,
Und wußte keinen Rat, sich selbst zu helfen,
Als die Gemahlin mußte plötzlich sterben,
Sonst kam die Unschuld, seine Schuld ans Licht,
Erst hat er sie geliebt, doch nie gelang es,
Sie zu bereden, daß sie günstig ihm.
Drauf hat die Liebe sich in Haß verwandelt,
Dazu die Furcht vor Euch, er sah nur Rettung,
Wenn sie nicht mehr auf Erden, drum bewog
Er mich, die falschen Künste Euch zu zeigen,
So starb sie dann und mußt es wohl verschweigen.

Siegfried.

Genung! Nun führt sie fort in ihre Flammen,
Auf meinem Haupt schlägt Feuer auch zusammen.

Sie gehn mit Winfreda ab.

O Genoveva, ach, mit diesen Nägeln
Möcht' ich dich aus dem Boden wieder graben.
Wo find' ich dich? Wo mag ich dich erwecken?
O Golo! höllenschwarzer Bösewicht!
Wie konnt' ich doch dem niedern Bastard trauen?
Ihn strafen muß ich, und dann will ich sterben!

Geht ab.

Die Wüste.

Genoveva, Schmerzenreich.

Schmerzenreich.

Was ist dir, Mutter? Ei, wie bist du blaß?

Genoveva.

Ich fühle, daß ich sterben muß, mein Sohn,
Ich gehe von dir, und der Tod ist das,
Der bringt mich nun zu Gottes lichtem Thron.

Schmerzenreich.

Nein, bleiben sollst du, ich dich nimmer laß,
Ich bin dir gut, o du besinnst dich schon.

Genoveva.

Oft hab' ich dir gesagt, wir müssen sterben,
Hier zeitlich tot dort ew'ges Heil erwerben.

Ich fühle nun, daß mich der Tod gerührt
Mit seinem Arme, mit eiskalter Hand,
Er ist Wegweiser, der uns sicher führt
Aus dieser Wüste in das schöne Land,
Wo uns Herr Christ mit seinem Schmucke ziert,
Für Gotteskinder sind wir dort erkannt;
Wie man den Kindern Weihnachtsspiel beschert,
So wird uns dort das Himmelreich gewährt.

Schmerzenreich.

So nimm mich mit zu jenen Blumenhöhen,
Von denen du mir schon so oft erzählt,
Lieb' Mutter, ja, ich kann ja mit dir gehen.

Genoveva.

Allhie zu bleiben bist du auserwählt.

Schmerzenreich.

Möcht' auch das schöne Land da droben sehen!
Was wird es dir gegeben, mir verhehlt?

Genoveva.

Du mußt, mein Kind, den Gott erst kennen lernen,
Eh' darfst du dich von Erden nicht entfernen.

13 f. Vgl. Hamlet I, 2: „Du weißt, es ist gemein, was lebt muß sterben und ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben."

Schmerzenreich.

Ich kenn' ihn schon, er hängt am Kreuze da,
Schon oft hab' ich ihm meine Not geklagt,
Lebendig ich ihn auch bei Nachte sah,
Doch ist er fort, wenn's hell hernieder tagt,
Wenn ich ihn auch nicht seh', ist er mir nah,
Und wohl hab' ich um manches ihn gefragt:
Drum darf ich mich nicht vor dem Gotte schämen,
Und kannst mich drum auch, Mutter, mit dir nehmen.

Genoveva.

Nein, du mußt bleiben, bis er dich verlangt,
Dann läßt er dich von selbsten zu sich bringen.

Schmerzenreich.

Allein zu sein, lieb' Mutter, das mich bangt,
Dann freut mich nichts, was meine Vögel singen,
Und fürcht' mich noch, daß mich der Böse fangt,
Dann kann ich nimmer wieder zu dir dringen,
Du hast mich Gott zu lieben ja gelehrt,
Gehst du nun fort, so werd' ich gar verkehrt.

Mir macht das Wild dann nimmer keine Lust,
Kein Eichhorn mich mit Sprüngen dann erfreut,
Und wenn in Angst ich sterben hab' gemußt,
So thut es dir nachher im Himmel leid.
Ich hab' so schöne Frömmigkeit gewußt,
Ave Marie, im Beten recht gescheit,
Doch bist du nun von mir hinweggeflogen,
So werd' ich gottlos und gar ungezogen.

Genoveva.

Mein Kind, du sollst zu Menschen wieder kommen,
Dort hinterm fernsten Walde liegt ein Schloß,
Da hast du, Kind, den Ursprung dein genommen,
Ich war des Grafen Siegfried Eh'genoß,
Dort geh' und halte dich alsbald zu Frommen,
So wächst du in der Furcht des Heilands groß,
Du brauchst dich kaum dem Vater dein zu nennen,
Er muß dich an der Ähnlichkeit erkennen.

Und kommst du dann zu den verständ'gen Jahren,
Wann du des Menschen Thun magst unterscheiden,
So wirst du auch die Ursach' wohl erfahren,
Warum wir beide Einsamkeit und Leiden
Erduldet, doch sollst du dein Herz bewahren
Und dich an keinem Rachgedanken weiden,
Denn der gestanden mir nach Ehr' und Leben,
Ich habe längst dem bösen Mann vergeben.

Leb' wohl, mein Kind, jetzt kommt der finstre Tod,
Ich kann und mag mich seiner nicht erwehren.

Schmerzenreich.

Ach, Mutter mein! Was fang' ich in der Not
Ich Ärmster an? Ich kann dich nicht entbehren.

Genoveva.

Schon dämmert mir jenseit'ges Morgenrot.

Schmerzenreich.

Wer soll mich nun von Gott und Christ belehren?

Genoveva.

Schon schlaf' ich ein, es zieht mein Geist von hinnen.

Schmerzenreich.

Wo bin ich denn? Ich kann mich nicht besinnen.

Der Tod tritt ein.

Der Tod.

Dein Stündlein ist, o Genoveva, kommen.
Du sollst nunmehr vor Gottes Thron erscheinen.

Genoveva.

Hier bin ich.

Der Tod.

Leicht wirst du der Erd' entnommen,
In Zukunft wirst du keine Thränen weinen.

Genoveva.

So nimm mich fort.

Der Tod.

Dein Leben ist verglommen,
Der Leib muß sich mit finstrer Erde einen.

Genoveva.

In Jesu Namen.

Der Tod.

Sense thut schon blinken,
Dein' Lebensstunden alle untersinken.

Zwei glänzende **Engel** treten herein.

Die Engel.

Halt' an, du mit dem Stundenglas und Hippe!

Der Tod.

Was wollt ihr beide, von dem Herrn gesendet?

Der Engel.

Neu Leben bringen wir von unsrer Lippe,
Die Todesstund' sei von ihr abgewendet.

Der Tod.

Noch längres Leiden auf der Erden Klippe?

Genoveva.

Welch Himmelsglanz mir meine Augen blendet!

Die Engel.

Sie soll noch Glück und Frieden wieder sehen.

Der Tod.

So darf ich diese Blume noch nicht mähen. Geht ab.

Die Engel.

Wir heil'gen Engelein
Von Gott gesendet sein
Mit frischem Lebensschein.
Du sollst genesen sein,
Und kommt dein Stündelein,
Daß du zu uns gehst ein,
Gedenken alle dein,
Daß es sei sanft und fein. Gehn fort.

Genoveva.

O Lichtstrom, o du heil'ge reine Quelle,
Die sich mit Balsamkraft um mich ergossen,
Genesen ist das Herz, die Augen helle,
Durch all mein Sein die Himmelskräfte flossen,

Wo Tod erst stand, sind an der öden Stelle
Im Haupt und Herzen Engel aufgesprossen.
Mein Sohn, hast du den Schimmer nicht gesehen,
Sahst du zwei Flügelkinder bei uns stehen?

Schmerzenreich.

Mir war, als sei ich fest im tiefen Träumen,
Und weiße Lichter um mein Auge spielten,
Als säh' ich Wolken, die mit Gold sich säumten,
Und meine Ohren schön Gesänge fühlten,
Daß Klang und Glanz hell in einander schäumten,
Im Wasserspiel rot Blumen in sich hielten,
Doch weiß ich nicht, was dieser Traum gewesen,
Schon Glück genug, daß Mutter du genesen.

Genoveva.

Der Ew'ge leitet mich auf seinen Wegen
Und ich empfange, wie er Gaben giebt,
Drum will ich fest den süßen Glauben hegen,
Daß er mich als sein Kind von Herzen liebt,
Vielleicht schickt er mir großes Glück entgegen,
Mag wohl, daß er mich noch in Leiden übt,
Gepriesen sei sein Nam' zu allen Zeiten,
Von nun an bis in alle Ewigkeiten!

Waldgebirge. Nacht und Mondschein.

Golo, Benno.

Golo. Höher, herauf zu mir!

Benno. Wo klettert Ihr hin? Mir schwindelt. Hol' der Henker dies nächtliche Umherstreifen.

Golo. Jetzt bin ich oben auf dem letzten Gipfel.

Benno. Ich kann Euch nicht nach, mir wirbelt's in all meinen Sinnen. Ich fürchte, unten in den Strom zu fallen.

Golo. Halt' dich an dem vorragenden Gestein.

Benno. Mir zittern Händ' und Füße; die Steine glitschen unter mir ab, das Moos ist glatt.

Golo. Klimm herauf, feiger Knecht! So, da bist du nun.

Benno. Was habt Ihr nun davon, hier oben zu sitzen?

Golo.

Hör', wie der Waldstrom unten braust und schäumt,
Wie golden sich des Waldes Wipfel säumt,
Wie die Strahlen hinunterklimmen,
Im Schein die Fichten flimmen.
Wie das Gebirg', in seinen Klippen gespaltet,
Gar wunderbar im Mondschein sich gestaltet,
Wie die Wälder sich rauschend neigen,
Da unten die engen Thäler schweigen,
Aus Felsenritzen Nebelwolken steigen.
Wie die Sterne über uns stehn,
Schwimmende Wolken darunter gehn,
Wie die Nacht mit ernstem Angesicht
Hoch in den Himmel stehet aufgericht.
Hier bin ich sicher und froh in meinem Mut,
Kein Gedanke mich hier erreichen thut.

Benno.

Laßt uns zurück nach Hause, nimmermehr
Geht's gut, Ihr werdet so einmal verrückt.

Golo.

O Thor! Mich kann nun keine Furcht bezwingen,
Sieh, wie die Geister aus Bergen zu uns dringen,
Wie Himmel und Erd' in ihrer Gewalt uns hegen,
Die Sternenkreis' um uns Gewinde legen,
Allseitig in Ketten der hohen Natur geschlagen,
Welche Kraft will sich durch all' die Netze wagen?
Sieh, der Bär im Walde sich nicht regt,
Sich keine Kreatur bewegt,
Kein Baum im Wachsen kann gedeihn,
Sich türmen mag kein Felsgestein,
Wirkt nicht in ihm der Weltgeist
Und seine Bahn, sein Ziel ihm weist.

Benno.

Von diesen Dingen kann ich nichts begreifen,
Es macht uns toll, so durch die Wildnis schweifen,
Wir sind bereits unsinnig ganz und gar,
Uns umzutreiben so mit Lebensgefahr.

Golo.

Meinst du, daß uns die Sterne dort nicht kennten,
Nichts von uns wüßten die Erze in der Erden?
Wenn uns die Geister aus Pflanz' und Luft und Wasser nicht gönnten
Ihr Leben, müßten wir bald verderbet werden.
So ist's ein einz'ger Gang,
Der regiert das Leben der mächt'gen Welt,
Nicht der leiseste Klang,
Der nicht hinab zum tiefen Abgrund fällt.

Benno.

Mir graut in dieser Einsamkeit allein
Mit Euch, wenn Ihr so irre sprecht, zu sein.

Golo.

Und Genoveva schläft doch sicher im Grund?
Daß sie nicht erscheint bei nächtlicher Stund'?

Benno.

Für diese Furcht seid ohne alle Sorgen,
Sie ist im tiefen Felsenthal verborgen.

Golo.

Und keinen Gruß an mich hat sie gegeben,
Eh' sie verblutete ihr armes Leben?

Benno.

Wie sollte sie dem Mörder Grüße sagen?
Wie könnt Ihr doch so wunderlich nur fragen.

Golo.

Wie sah sie aus, als sie zum Tode ging,
So blühend noch, ein Wunder anzuschauen?

Benno.

Der Kummer hatte sie gar sehr gealtert,
Die Wochennot, das Darben an der Nahrung,
Hätt' ich es nicht gewußt, ich hätte sie
Im Leben nicht erkannt, so war sie anders.
Sie schien wie eine alte kranke Frau
Gar blaß und abgefallen, tiefe Augen,
Doch waren noch die Augen schön und lebhaft.

Golo.

Ja, ihre Augen! Hinter ihnen lag Himmelreich,
Das schimmerte herfür gar wonniglich.
Sie stehn in meiner Brust statt meines Herzens,
Und weinen immerwährend rotes Blut:
Drum kann ich nicht mehr fühlen wie ein Mensch.

Benno.

Jetzt laßt uns dem Gespräch ein Ende machen.

Golo.

Wie konntest du sie, Bösewicht, ermorden?
Wie durftest Hand an ihre Augen legen?
Dich schreckte nicht der helle Blick zurück?
Dich jammert' nicht das arm' unschuld'ge Weib?

Benno.

Hatt' ich von Euch nicht zu der That Befehl?

Golo.

Auf mich willst du die Schuld nun wälzen, Schurke?

Benno.

Was wollt Ihr mir, daß Ihr mich so ergreift?

Golo.

Hinab dich stürzen in den tiefen Abgrund.

Benno.

So sag' ich's doch, es macht die Nacht Euch toll.
Nun laßt mich los, ich werfe Euch hinab.

Golo.

Jetzt gilt's, wer von uns beiden stärker ist.

Benno.

Er hat nicht Menschen, nein, des Satans Kräfte.
Besinnt Euch, Golo, denkt doch, was Ihr thut.

Golo.

Du sollst hinunter, eh' will ich nicht ruhn.

Benno.

Barmherzigkeit! Ich wanke, — laßt Euch sagen —

Golo.

Da fall'!

Benno.

Sie ist nicht umgebracht!

Golo.

Hinab!

Benno stürzt hinab.

Nun hab' ich Ruhe vor dem wüsten Mörder,
Der auch nach meinem Leben stand, der immer
Die schwere Missethat mir wiederholte.
Mich dünkt, ich hört' ihn noch nach Hilfe schrein,
Des Stromes Strudel hat ihn wild verschlungen.

Ein **Pilgrim** tritt auf.

Pilgrim.

Kam hier die Stimme, die um Hilfe schrie?

Golo.

Ich weiß von nichts, ich habe nichts gehört.

Pilgrim.

So grüß Euch Gott in Jesu Christi Namen.

Golo.

Ich kenn' Euch nicht, was wollt Ihr hier bei mir?

Pilgrim.

Ich bin ein armer Pilgrim, auf dem Wege
Nach heil'gen Wallfahrtsörtern, Wunderbildern,
Um meine schweren Sünden abzubüßen.
Ihr seid der Golo, haust in dieser Gegend.

Golo.

Wie kennt Ihr mich? Ich hab' Euch nie gesehn.

Pilgrim.

Ihr denkt darauf, nach Siegfrieds Schloß zu gehn.

Golo.

So lang' ich klug bin, werd' ich mich wohl hüten,
Zwar schickt er mir zuweilen Botschaft, doch
Ich weiß, daß er mich haßt, mir schaden möchte,
Drum geh' ich aus dem Wege seinem Schlosse
Und halte mich in meiner Veste auf.

Pilgrim.

Ach, warum zogt Ihr nicht vor sieben Jahren
In jenen heil'gen Krieg mit Siegfried aus?
Da stünd' es jetzt um Euren Zustand anders.

Golo.

Ich bin zufrieden, mehr braucht nicht der Mensch.

Pilgrim.

O wohl dem Mann, der dieses schöne Wort
Vermag von sich zu sagen: ich kann's nicht.
Mich reut die Jugend mein, so manche Stunde,
So manche Sünde, die verborgen blieb!
So seid Ihr glücklich, daß Ihr so bestellt.

Golo.

Die Sterne sind's, die unser Schicksal machen,
Und unsre Tugend, unsre Laster, drum
Ist Sorge, Gram und Reue, Thorheit nur.

Pilgrim.

Wenn's Euch gefällt, mit durch den Wald zu gehn,
So mögen wir darüber uns besprechen.

Sie gehn.

Schloß.

Siegfried, Wendelin.

Siegfried.

Reit' schnell mit diesen Briefen, lebend muß
Ich ihn in meine Macht bekommen, dann
Ist mein Gemüt beruhigt und gesänftigt.

Wendelin.

Er traut Euch nicht, drum kommt er nimmermehr.

Siegfried.

Ich habe die Verwandtschaft schon entboten,
Mein Bruder auch, Matthias, kommt hierher,
Samt meinem Vetter Kunz und andern Ritter,
Ein großes Jagen soll gehalten werden,

Wir wollen weit hinein besuchen das
Revier, die öde Gegend und die Wälder,
Wo in dem dicksten Forst das schönste Wild:
Dazu muß ich den Golo zu mir locken,
Daß insgesamt wir richten über ihn.
Drum reite schnell, richt' deinen Auftrag aus.

Wendelin.

Er kennt sich selbst und Euch, drum kommt er nicht.

Sie gehn.

Golos Haus.

Golo.

Ich kann den Pilgrim, den ich neulich sah,
Nicht aus dem Kopfe bringen. Seltsamlich!
Er wußte so genau, wie alles sich
Begeben hatte, kannte ganz mein Leben,
Ja, bis auf die Gedanken wußt' er alles. —
Es ist mir unerträglich einsam hier,
Der Benno war kein unebner Gesell.
Ich zieh' am End' in Krieg zu dem Martell
Nach Friesenland. — Wie still ist's hier im Hause!
Kein Diener will mehr mit mir sein, sie haben
Die Dienste aufgesagt, sind fortgezogen.
Von unten auf hör' ich die Glocke nur
Des Einsiedlers, zu Nacht des Wildes Schrei'n, —
Ich muß hier fort, Gespenster jagen mich,
Die Menschen fürchten mich, so wie ich sie.

Wendelin kommt.

Golo.

Bist du schon wieder da? Du weißt die Wege
Jetzt gut zu finden. Hast du wieder Briefe?

Wendelin.

Der edle Graf läßt Euch von Herzen grüßen
Und bitten, doch sein Schloß nicht zu verschmähn.
Er ist so ganz allein, da wird er traurig
Und denkt dann immer der verfloßnen Zeit,

Wie er mit Euch die frohen Tage lebte.
Jetzt hat er lustige Gesellschaft auf
Das nächste Fest zu 'ner großen Jagd geladen
Und bittet Euch, Ihr mögt zugegen sein,
Und wenn der Jägerschwarm sich hat entfernt,
Ihm in der Einsamkeit Gesellschaft leisten.

Golo.

Er schreibt mir hier im Brief das nämliche
Und ist dazu gar freundlich und verbindlich,
Ich kann ihm fast die Freude nicht versagen.
Mir ist es auch zu leer, zu einsam hier,
Und gerne nehm' ich die Versöhnung an,
Mir ist es lieb, daß sein Verdacht entwichen.
Geh' nur voran, ich folge dir sogleich,
Wir reiten miteinander dann zurück.

Wendelin ab.

Ja, ich will hin, lang' ängstigt mich ein Heimweh
Nach Siegfrieds Garten, nach den schönen Lauben,
Nach all' den Blumen, die ich ehmals kannte.
Dann will ich auch das Felsenthal besuchen,
Wo sie begraben, da ein Haus mir bau'n,
Dort will ich wohnen und auch dorten sterben.

Geht ab.

Feld.

Heinrich mit einem Knaben.

Heinrich. Nun, Hans, sieh auf die Schafe, ich geh' nur einen Augenblick ins Haus zur Mutter. Aber wer kommt denn da?

Golo tritt auf.

Golo. Sieh da, mein lieber Heinrich. Wie geht's dir?

Heinrich. Ich kenn' Euch nicht, gnädiger Herr.

Golo. Erinnerst du dich deines Freundes Golo nicht mehr?

Heinrich. Heil'ger Gott! Seid Ihr's? Nein, nimmermehr hätt' ich Euch so wiedererkannt; Ihr habt gealtert, daß es zum Erbarmen ist, Ihr seht blaß und krank aus. Willkommen in unsrer Gegend; besucht Ihr uns einmal wieder?

Golo. Ich gehe zum Grafen Siegfried.

Heinrich. Der arme Herr ist auch recht betrübt, Ihr thut ein christlich Werk, daß Ihr ihm die Zeit ein bißchen vertreiben helft.

Golo. Wer ist der Knabe?

Heinrich. Mein Sohn Hans, gnädiger Herr, mein ältster Junge von dreien, der jüngste liegt noch an der Brust.

Golo. Und Else ist gesund?

Heinrich. Wir sind gottlob alle wohl und frisch.

Golo. Singst du noch fleißig?

Heinrich. So so, es geht noch mit. Der alte Dietrich ist aber tot, alles ist ausgestorben.

Golo. Ja, alles ist ausgestorben, du hast recht.

Heinrich. Hans, geh' daher, gieb dem Herrn eine Hand. — Nu, sieh da, granst der große Junge. Komm, du bist doch sonst nicht so läpp'sch.

Knabe. Fürchte mich, Vater.

Golo. Laß ihn nur.

Heinrich. Ich versichere Euch, der Junge ist ein rechter Trotzkopf und wilder Springinsfeld, ich und die Mutter wir können ihn oft beide nicht bändigen. Und im Vertrauen gesagt, so fängt er ordentlich schon an sein Liedchen zu singen, daß es nur so sein muß.

Golo. Art läßt nicht von Art. Führe mich doch in dein Haus, daß ich deine Frau und Kinder seh', und deine Wirtschaft betrachte.

Heinrich. Kommt, mein lieber, gnädiger Herr, Ihr seid doch immer noch der alte. *Geht ab.*

Vor Siegfrieds Schloß.

Siegfried, Matthias, Kunz, Jäger.

Matthias.

Nun, Freunde, zeigt einmal, was Ihr vermögt,
Noch nie hab' ich in dem Revier gejagt,
Doch ist's nicht meine Sache, hin und her
Zu reiten in 'nem kleinen engen Zirk,
Das muß wie Gott's Gewitter durch die Wälder
Thal nieder, Berg hinauf mit Schnaufen gehn,

14. granſen, heulen.

Daß uns zu Pferd' der Kopf im Jagen taumelt.
Dann find't man aus der Weite sich zusammen
Beim Hörnerschall und wieder auseinander,
So unermüdet, bis es Abend wird.

Siegfried.

Ich bin zu schwach, so weit umherzureiten.

Matthias.

Ei was, zu schwach! Mußt du von schwach schon reden?
Im Walde geht das Herz dem Menschen auf,
Da ist es, wo er hingehört. Hat man
Nicht Krieg, so muß man Jagd gar fleißig treiben.
Heut' muß du schon mitmachen, diesen Tag
Bin ich der Meister hier, hab' zu befehlen.

Siegfried.

Nu, wie du willst, woll'n sehn, wer gut sich hält.

Matthias.

Nun blast und sporenstreichs zum Werke dann!

Die Jäger blasen, sie gehn.

Golo. Wendelin.

Wendelin.

Die Jagd hat sich dort allbereits versammelt,
Da rennen sie schon in den Wald hinein.

Golo.

So laßt uns gleich aufsitzen, ihnen folgen. Gehn.

Wald.

Siegfried, Matthias.

Matthias.

So ist es recht, heut' bist du brav und wacker.

Siegfried.

Hier wollen wir uns trennen, geh' du dort,
Ich will den Fußpfad ins Gebirge nehmen.

Matthias.

So sei's, wir finden uns wohl bald zusammen Ab.

Siegfried.

Da kommt der Hirsch, den ich schon lang' gejagt.

Ein **Hirsch** eilt durch den Wald.

Siegfried.

Ich muß ihm nach, der ist gar schön und feist.

Golo tritt auf.

Golo.

Ich zittre vor dem Lärmen und Geschrei,
Mir ist, ich sei das Wild, das wird gejagt,
Ich weiß nicht, wo ich bleibe, Busch und Wald
Sieht mich mit finstern, grimmen Augen an. Ab.

Die Wüste.

Genoveva.

Ich höre Hörner und ein wildes Schrei'n,
Was nie in diesen Felsen noch gehallt:
Ist's Krieg, ist's Jagd, was soll es doch wohl sein?
Es kommt herauf, da unten aus dem Wald.
O käme nur mein Schmerzenreich herein!
O Gottes Schutz, du über ihm doch walt'!
Daß nicht mein armes Kind verloren gehe,
Das wäre mir das letzt' und größte Wehe.

Geht in die Höhle.

Die Hirschkuh kommt gelaufen und eilt in die Höhle.

Siegfried tritt schnell herein.

Siegfried.

Das Wild floh in die Höhle. — Jesu Christ!
Was seh' ich da? Im Berg dort ein Gespenst; —
All' gute Geister loben Gott den Herrn —
Es wankt nicht und sitzt unbeweglich da —
Bist du ein gut Geschöpf, so komm heraus!

Genoveva drinnen.

Ave Maria, heil'ge Mutter Gottes!

Siegfried.

Bist du von Gott, so zeige dich am Licht.

Genoveva.

Ich bin von Gott, doch darf ich mich nicht zeigen,
Ich bin ein armes, nacktes, elend Weib,
Wenn ich soll zu Euch kommen, werft mir erst
Den Mantel zu, muß mich sonst vor Euch schämen.

Siegfried.

Da ist der Mantel. — Komm heraus und sprich.

Genoveva tritt auf im Mantel eingehüllt.
Die Hirschkuh folgt ihr.

Siegfried.

Nun, beim allmächt'gen Gott, ich bin erschrocken:
In aller Welt, wer bist du, also krank
Und nackt in dieser wüsten Höhle, einsam,
Wo nie ein Menschenfuß die Steine tritt?
Und was ist's doch, daß dir dies Wild gehorcht
Und wo du bist auch neben dir sich stellt?

Genoveva.

Ach, lieber Herr, Ihr wollet mir verzeihn, —
Auch ich erschrak vor Eurem Anblick sehr,
Nie kam ein Mensch in diese Wüstenei,
Nun fügt es Gott und schickt mir eben Euch.

Siegfried.

Wer bist du denn? Und wie ist denn dein Name?
Hast du von je in dieser Wüst' gewohnt,
Wie, oder bist du sonst ein Mensch gewesen
Wie andre auch und kanntest beßre Zeiten?
Vor Mitleid, daß ich dich so vor mir sehe,
Kann ich mich kaum der Thränen mehr enthalten.

Genoveva.

Ach, freilich kannt' ich beßre Zeiten einst,
Aus Burgund bin ich, floh in diese Wüste,
Weil man mich unverschuldet töten wollte
Und mit mir auch mein armes, schönes Kind.

Siegfried.

Wie kam dir das? Wie lang' ist das nun her?

Genoveva.

Ich war mit einem werten Herrn vermählt,
Der warf auf mich Unschuldige Verdacht,
Als hätt' ich ihm die Ehetreu gebrochen;
Im Zorn befahl er seinem ersten Diener,
Zu töten mich und auch sein liebes Kind,
Das ich von ihm empfangen. Aus Erbarmen
Erhielt ich von den Mördern noch mein Leben,
Versprach in eine Wüstenei zu gehn
Und meinem Herrn vor Augen nie zu kommen,
Zu dienen Gott: — dies sind nun sieben Jahr.

Siegfried.

Es ist nicht möglich! Wie ich Euch betrachte,
Ihr seid mir fremd, ich hab' Euch nie gesehn, —
Es kann nicht sein, — nun sagt mir Euren Namen
Und auch den Namen Eures Eheherrn.

Genoveva.

Mein Eheherr, — ach Gott, er heißt Herr Siegfried,
Ich Unglückselige heiße Genoveva.

Siegfried stürzt sinnlos nieder.

Ist er gestorben an dem harten Wort?
O Siegfried! teures Herz! ermanne dich.

Siegfried niederknieend.

O Genoveva! Genoveva! Ihr?
Ach, höchster Gott! O habt Ihr mir verziehn? —
Nein, nein, laßt mich auf meinen Knieen sitzen,
Nicht aufstehn, nicht mich trösten, — so Euch sehn?
Die nackten heil'gen Füße will ich küssen, —
So gar vermagert? — Ach, du liebster Gott!
Wie kann mich Bösewicht die Erde tragen?
Wie könnt Ihr mir verzeihn? Nein, nimmermehr!
Ich bin die Schuld von Eurem großen Elend,
Ich bin es, der die herrliche Gestalt
Also entstellt, in große Not gebracht.
Ihr hier? — O kann ich kaum den Sinnen trauen!
Wie will ich Euch versöhnen? Stünd' ich auch
Zehn ganzer Jahr in lichten Schwefelflammen,

Litt' ich auch Durst und Hunger, Frost und Blöße,
Ja, wohnt' ich unter Schlangen und Skorpionen,
So könnt' ich nimmer das vergelten, was Ihr mir
Gelitten habt. Ja, fließt nur, heiße Thränen,
Zu ihren Füßen fließt. O Genoveva!
Darf ich noch Euren teuren Namen nennen?
Ist's mir vergönnt, die Augen aufzuschlagen?
Stoßt Ihr mich nicht mit diesen Füßen fort?
Speit Ihr nicht an den Mörder, den Verruchten?
O um der Wunden Jesu Christi willen,
Um die fünf Wunden, die er hat erlitten,
Um seiner Leiden willen, ach, vergebt!
Nicht eh' erheb' ich mich, ich kann nicht aufstehn,
Bis Ihr mir habt verziehn, und sollt' ich ewig
Hier liegen, sollte hier mein Körper wurzeln;
Erbarmt Euch doch des alten Bösewichts,
Auch sterben darf ich nicht, vor Gott nicht treten,
Wenn ich nicht sagen kann: sie hat verziehn.

Genoveva.

Ich mische meine Thränen mit den Euren, —
Nicht so betrübt Euch, — ach! ich kann vor Schluchzen
Nicht sprechen, — nicht betrübt Euch, teurer Siegfried,
Nein, nicht betrübt Euch also sehr, mein Herz —
Mein armes Herz muß brechen, wenn ich Euch
So weinen seh', und von dem greisen Bart
Die Zähren rinnen, — sammelt Euch, steht auf.
Es war nicht Eure Schuld, der Himmel fügt' es,
Daß ich in diese Wüste kam, zum Heil
Der Seele, — gern verzeih' ich Euch und längst
Hab' ich Euch schon verziehn, — Gott woll' uns beiden
Vergeben unsre Schuld, zukommen lassen
Sein Reich und seine Gnade, drum erhebt Euch.

Siegfried.

Ich fasse sie, die teure, teure Hand,
Und stehe auf und schau' das Antlitz an.
Ach nein, so lang' ich lebe, kommt kein Trost
In meine arme Brust. Sind dies die Mienen,
Die sonst den Engelsbildern himmlisch glichen?

Wo sind die Rosen auf den Wangen? Wo
Die schönen Lippen? Was habt Ihr gelitten? —
Ich mag nicht du zu dir, o Heil'ge, sprechen,
Vergönnst du's mir, das vor'ge Wort? Die Liebe?
Willst du mich nicht verwerfen? — Und das Kind,
Das arme Kind, — wo ist es denn geblieben?
Hat Gott es auch so wunderbar erhalten?

Genoveva.

Ja, durch ein Wunder hat es Gott erhalten,
Denn anfangs in der Wüsten wollt' es sterben,
Und mir entging aus Mangel alle Milch:
Wie es im Jammer war, im Ängstigen,
Da schickt' ihm diese Amme Gott der Herr,
Die fromme Hirschin hat es groß gesäugt.

Schmerzenreich kommt mit Wurzeln und Kräutern.

Schmerzenreich.

Bring' Essen dir, mein liebes Mutterlein.
— Ach, Mutter, sieh, — was soll das Bild doch sein?
Ich fürchte mich, wie es so bei dir steht.

Genoveva.

Nicht fürchten mußt du dich, nein, komm herzu,
Komm her, es thut der Mann dir nichts zuleide.

Siegfried.

Mein Geist sagt mir, daß dieser unser Sohn.

Genoveva.

Dies ist das arme Kind, daß Gott erbarm!

Siegfried.

So nackt? In dieser Haut? O überleb'
Ich diesen Tag, so biet' ich allem Trutz! —
Ach, Kind, — komm zu mir, fürcht' dich nicht vor mir,
Willst du den Vater fliehn? Ach wohl, du hast
Wohl Ursach' ihn zu fürchten, nicht zu lieben —
Allein die Mutter hat mir schon vergeben,
Vergieb mir auch, komm her in meine Arme,
Komm her, mein Sohn, daß ich dich küssen mag.

Genoveva.

Sieh, Schmerzenreich, das ist dein teurer Vater,
So geh' nun hin und gieb ihm fromm die Hand.

Siegfried.

In meine Arme komm! An meinen Mund!
An meine durst'ge Brust! Ach, Herzenskind!
Ach, du mein lieb' herzgüldnes Herzenskind! —
O schau' mich an; wie hast du klare Äuglein,
Die sind ein Bronn, da schau' ich vor'ge Zeiten,
Die vor'ge Genoveva, meine Hochzeit,
All' Lust und Freude, Himmel ist darin,
Wie sollt' ich sie nicht teuer köstlich achten?
Ach, du mein Kleinod! Kind und Genoveva,
Zugleich gefunden? Ach, du Gott im Himmel,
Wie hast du mir mein Herz so leicht gemacht,
Wie schwer zugleich, — soll ich mich freun, soll ich
Laut schluchzen, weinen und den Felsen klagen, —
Wir sind hier so allein, ich muß die Menschen
Herrufen, daß sie sich mit mir erfreun,
Daß diese Berge Freude wiederschallen.

Er bläst in das Jägerhorn.

Wendelin mit andern **Dienern** und **Jägern.**

Wendelin.

Herr Graf, — wer ist das Kind? und die Gestalt?

Siegfried.

Seht sie nur an, betrachtet sie genau.
Kennt ihr sie nicht?

Diener.

Sie ist uns unbekannt.

Siegfried.

Ihr Thoren schaut, sie ist die Genoveva!

Alle.

Wie, Genoveva? — O gelobt sei Gott!

Wendelin.

Ich küsse Eure Füße, teure Frau,
Ich möchte sprechen, kann vor Weinen nicht.

Diener.

Seid uns gegrüßt nach sieben langen Jahren.

Wendelin.

O sieben schwere Jahre, ach, wie schwer
Sind Euch die Zeiten hier im Wald geworden!

Siegfried.

Ja, sieben schwere, trauervolle Jahre,
So wie ein ängstigender Traum so schwer.
Wo ist mein Bruder mit den andern Rittern?

Diener.

Sie jagen im jenseitigen Walde noch.

Siegfried.

Wo ist der Golo?

Diener.

Um die Felsenecke
Sitzt er tief denkend, kümmert sich um nichts.

Siegfried.

Bringt ihn hierher.

Genoveva.

Den Golo soll ich sehn?

Siegfried.

Sagt ihm, ich hätt' ein seltsam Wild gefangen.

Diener ab.

Wendelin.

Ich will indes vom Schloß 'ne Sänfte holen,
Die gnäd'ge Frau bequem drin fortzutragen,
Samt Frauenkleidern, um sich drin zu zeigen,
Auch für den kleinen Junker will ich sorgen.

Geht ab.

Siegfried.

Ich danke dir, ich denk' im Taumel an nichts.

Golo wird hereingebracht.

Genoveva.

Ach, güt'ger Gott! Ist dieser da der Golo?
Wie sieht er wild und tief bekümmert aus?

Siegfried.

Heran tritt, Golo, kennst du dieses Weib?

Golo.

Herr Jesu Christ! so hat's mir stets geträumt.

Siegfried.

So schau' sie an.

Golo.

Ich kenn' sie wahrlich nicht!

Siegfried.

Gottloser Schalk, du kennst sie also nicht,
Die Genoveva nicht, die du verfolgt?
Die fälschlich du verklagt, die du zum Tod
Verdammt? O Mörder! Arger Henkerknecht!
Um dessentwillen sie ins Elend wandern
Gemußt, um dessentwilln mein Kindelein
Die härt'ste Not erduldet, ich die Trübsal!
O wenn man auch auf Martern wollte sinnen,
Nie wärest du doch wohl genug zu strafen!

Golo zur Erde stürzend.

Barmherzigkeit!

Siegfried.

Ihr führt ihn fort und bindet
Mit Stricken ihn, — wir halten dann Gericht.

Golo fortgeführt.

Komm her, mein Kind, daß ich dich wieder küsse.
Willst gerne bei mir sein?

Schmerzenreich.

Wenn Mutter mitgeht.

Siegfried.

Ja, Genoveva folgt uns nach dem Schlosse,
Da wird für mich der Himmel künftig sein.

Genoveva vor dem Kruzifixe.

O güt'ger Gott, er hält ihn in den Armen,
Ich seh', was ich im Traum so oft gesehn,
Die ganze Welt ist Freude und Erbarmen,
Ich dank' dir, Christ, daß es also geschehn,

Du schaust mit Huld hernieder zu der armen
Sündhaften Magd, gelöst sind ihre Wehn,
O nimm zum Dank die heißen reinen Thränen,
Ja, du verstehst, du fühlst mein innig Sehnen.

Siegfried.

Sieh, wie sie brünstiglich das Kreuz umfasset.

Genoveva.

Mit diesen Küssen sag' ich Lebewohl.

Schmerzenreich.

Sie ungern nur das schöne Kreuz verlasset.

Genoveva.

Mit diesen Thränen sag' ich Lebewohl.

Schmerzenreich.

Das Kreuz hat uns geliebt und nicht gehasset.

Genoveva.

Mit meinem Herzen sag' ich Lebewohl.

Schmerzenreich.

Auch mir thut's leid, aus unserm Haus zu gehen.

Genoveva.

Nun lebewohl, mein Sinn bleibt immer stehen

Jetzt gehn wir fort aus unsrer Wüstenei,
Du führest mich und auch das liebe Kind.

Siegfried.

Was ist das für ein seltsamlich Geschrei?

Schmerzenreich.

Das groß und kleine bunte Vöglein sind,
Die flattern alle neugierig herbei.
Wo ist die Hirschkuh?

Genoveva.

Sie folgt uns geschwind.

Schmerzenreich.

Ja, immer soll die Hirschin bei uns sein,
Die Vögel bleiben hier im Sonnenschein.

Alle ab.

Vor dem Schloß.

Versammelte **Dienerschaft**, unter ihnen **Else**, **Kinder**.

Diener. Und habt ihr die Mär' vernommen?

Andre. Wer wollte nicht? Wer wollte nicht? Unsre gnäd'ge Frau mit dem Junker ist wiedergefunden.

Else. O daß mein Heinrich nicht hier ist! Er ist mit den Schafen auf der Weide.

Alle. Da kommen sie, da kommen sie!

Siegfried mit **Genoveva** und mit **Schmerzenreich**, beide bekleidet, **Wendelin** trägt ihn auf dem Arme, andre **Diener**, **Matthias**, **Kunz** und **Ritter** folgen.

Alle. Es lebe unsre gnäd'ge Frau! hoch! und abermals hoch!
Alle drängen sich um sie.

Die Kinder zu Schmerzenreich hinauflangend. Ach, lieb' Kindelein! Lieb' Kindelein!

Schmerzenreich. Setz' mich hinunter. O wie schöne Leute! Wie liebe Kinder!

Genoveva.

Ich dank' euch allen, doch ich kann nicht sprechen,
Nur meine Thränen können für mich reden.

Zwei Fischer treten auf.

Erster Fischer. Da ist ja Freude über Freude, und gnädiger Herr Graf, da sind wir so dreist, Euch einen überaus seltnen und großen Fisch zu verehren, den wir vor einer Stunde gefangen haben.

Zweiter Fischer. Ja, er schickt sich gut auf Eure Tafel und zu der freudigen Gelegenheit, denn ich habe wohl schon viele tausend Fische gefangen, aber noch keinen so großen in Zeit meines Lebens gesehn.

Siegfried.

Ich dank' euch, laßt ihn gleich vom Koch bereiten.
Ihr aber nehmt hier dies zu eurem Lohn.

Erster Fischer. Nein, gnäd'ger Herr —

Zweiter Fischer. Nein, teurer Herr Pfalzgraf —

Erster Fischer. Nein, mit Verlaub zu reden, ein so großer seltner Fisch läßt sich gar nicht bezahlen —

Zweiter Fischer. Und zweitens haben wir ihn Euch verehrt, und drum muß es nicht sein.

Erster Fischer. Ja, Ihr müßt ihn bei der großen Freude zum Geschenk von uns annehmen, sonst macht Ihr uns betrübt.

Siegfried.

So sei es denn, ihr lieben Leute.

Der **Koch** kommt.

Koch. Gnäd'ger Herr, als ich den Fisch bereiten wollte, fand ich diesen kostbaren Ring in seinem Bauche.

Siegfried.

Das ist der Trauring, Genoveva, den
Ich dir an unserm Hochzeittage gab.

Genoveva.

Wie wunderbar sich alles muß begeben,
Im höchsten Unmut, als ich sterben sollte,
Warf ich das Ringlein in ein fließend Wasser,
Mich vor dem Tod von dir, Gemahl, zu scheiden.

Siegfried.

Wir sind von neuem nun in eins verbunden,
Der Himmel schickt auf wunderbaren Wegen
Den Ring uns wieder. — Kommt nun all' hinein.

Alle.

O Freude! Freude! übergroße Freude!

Alle ab.

Saal.

Genoveva in einem Sessel, **Siegfried**, **Matthias**, **Kunz**, **Ritter**.

Matthias.

Jetzt laßt den Bösewicht herein, wir alle
Woll'n dann das Urteil sprechen über ihn.

Golo hereingebracht.

Siegfried.

Dies ist er! Schaut ihn an! O seht die Tücke,
Wie sie sich in den stieren Augen malt!
Seht das verruchte, mißgestalte Antlitz!

Dies ist der Bösewicht, der so viel Elend
Erregt, daß keine Menschenzunge ganz
Es sprechen und erzählen kann; der erst
Das keuscheste Gemahl verführen wollte,
Der sie nachher, als ihm dies nicht gelang,
Ohn' Wissen und ohn' Willen meiner, warf
Wie eine Ehebrecherin in den Turn,
Da hat er sie gespeist mit Brot und Wasser,
Hat der hartherz'ge Hund ihr jeden Beistand
Versagt in ihren Kindesnöten: noch
Muß ich's beweinen, wenn ich daran denke;
Die kleinste Hilfe hat er nicht gereicht,
Nicht so viel Mitleid, als man gegen Hunde
Zu haben pflegt; drauf ist durch seine Schuld
Das arme Kindlein nicht getauft, durch Zaubrer
Hat er der Sünd' sie böslich lassen zeihen,
Den frommen Drago dann mit Gift gemordet,
Befohlen umzubringen Kind und Liebste,
Worauf sie in ein siebenjährig Elend
Gewandert, ich erwünschter Beiwohnung
Beraubt, dem Hause meiner Väter Erben
Entzogen und geschändet die Verwandtschaft.
Urteilt, welch eine Strafe ihm gebührt?

Alle.

Tod.

Matthias.

Rache und die grausenvollste Marter.
Ich war damals in England in der Fremde,
Sonst hätt' ich nie die That geschehen lassen.

Golo wirft sich vor Genoveva nieder.

Ich weiß es, Ihr, ja, Ihr erbarmt Euch meiner,
O schafft mir Gnade vor den wilden Freunden,
Ich glaubt' Euch tot und wäre gern gestorben,
Ich weiß, Ihr lebt, nun wünsch' ich auch zu leben,
Um, wie ich kann, die Sünde zu bereuen.

Genoveva.

Erbarmt euch seiner, wie ich mich erbarme,
Vergebt ihm also, wie ich ihm vergebe,

Gott ist sein Richter. Seht, er hat indes
In sieben langen Jahren schon gelitten,
Seht, wie ihm ist die Jugendkraft entwichen,
Er ist schon längst bestraft, drum seid barmherzig.
Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben,
So betet ihr, jetzt zeigt, daß ihr nicht spottet.

Siegfried.

Gern will ich thun, was du nur fodern magst,
Und ungern dieses Freudenfest verdunkeln,
Also verzeih' ich ihm von meiner Seite.
Doch fällt das Urteil der Verwandtschaft heim.

Alle.

Tod.

Matthias.

Rache, Tod, sonst heißt es in der Welt,
Wir haben ihn wohl nimmer strafen dürfen,
Weil er von aller Schuld befreit gewesen.

Siegfried.

Du siehst, daß nichts den strengen Sinn erweicht.

Matthias.

Wenn du dich deines Rechts, der Pfalz begiebst,
Und mich das Urtel fällen heißest, so
Mag ich auf deiner edlen Gattin Bitten
Ihn aller Marter wohl entledigen,
Doch sterben muß er, und zwar zur Vergeltung
In jenem Thal, wo er sie morden hieß.
Ihr Schergen führt ihn, ich und Kunz wir folgen
Und stechen ihn mit Spießen dorten tot.

Golo fortgeführt.

Auf, Vetter Kunz, und ein'ge andre Ritter,
Wenn dies vollbracht, so ist die Freude rein.

Gehn.

Felsenthal.

Heinrich.

Ist hier auch nur wenig Gras für das arme Vieh. Die Winde gehn kalt, die Blätter fallen ab, es wird ein früher Winter. Singt:

Wie fern liegt dies Thal
Von der Welt Herrlichkeit,
Hier wohnen zumal, —

Wen führen sie denn da gebunden herbei? — Großer Gott! Es ist der Golo! Entflieht.

Golo geführt, **Matthias, Kunz,** zwei andre Ritter.

Matthias.

Hier ist die Stätte, wie man mir gesagt,
Nun halt' dich fertig, schnöder Bösewicht.

Kunz.

Den ganzen Weg hierher hat er gebrüllt,
Wie ist er nun so plötzlich still geworden?

Matthias.

Hast du noch was zu sagen, eh' du stirbst?

Golo.

Euch nichts, doch laßt mich vorher beten.

Matthias.

Das sei vergönnt.

Golo knieend.

Dicht von Felsen eingeschlossen —
O vergieb mir, große Güte,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Warum bist du fern geblieben?
Wo die dunkeln Weiden sprossen —
Wie kann ich mich so gar nicht, gar nicht finden!
Allmächtiger! vergieb mir meine Sünden!
Dicht von Felsen eingeschlossen —
Und immer, immer das Lied mir wiederkehrt —
Wo die dunklen Weiden sprossen —
Und mich in meiner Andacht stört —
Wo die Bächlein —

23. Golo glossiert in den folgenden Versen das im Eingange angeschlagene Stimmungslied (s. oben S. 113).

Allmächt'ger Gott! Wo bin ich hingeraten?
Da stehn die Weiden! Sieh, dort schleicht der Bach,
Da sind die Felsen, schließen eng' uns ein.
Gelobt sei Gott! — Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn! —
Wie hat dies Lied prophetisch mir geklungen?

Matthias.

Nun, bist du bald mit beten fertig?

Golo.

Gönnt
Mir Raum, ihr hättet auch wohl Not, euch ab
So schwerer Sünd' zu thun. Nun tötet mich
Und schenkt ein Grab mir unter diesen Weiden.

Matthias.

Nein, unbegraben soll dein Körper liegen,
Den Raben und den wilden Tieren Beute.

Golo.

Nein, nur ein Grab, das Lied hat's so versprochen.

Kunz.

Er rast, ich hab' ihn nieder schon gestochen.

Golo.

O nur ein Grab, ich wünsche ja nicht viel.

Matthias.

Er stirbt, hier hat die Rache unser Ziel,
Hat er noch gute Freunde in der Welt,
So sei von denen ihm ein Grab bestellt.

Gehn ab.

Golo.

Erlöser, löse mich aus dieser Qual —
Dort im fernen einsam grünen Thal. —

Stirbt.

Heinrich kommt zurück.

Heinrich. Ach, großer Gott! Was haben sie angerichtet? Wie schlimm ist es dir, mein lieber Golo, ergangen? Du bist immer so gut gegen mich gewesen, dir hab' ich alles zu danken, und ich kann dir nun dafür nichts weiter als ein ehrliches Begräbnis schenken.

Aber ich will dich begraben, und auf deinem Erdhügel weinen, und oben zu deinem Andenken einen jungen Baum pflanzen. Lieber Himmel, wer hätte das denken sollen!

Saal.

Siegfried, Schmerzenreich.

Schmerzenreich.

Was weinst du, Vater?

Siegfried.

Daß die Mutter stirbt.

Schmerzenreich.

O laß sie ziehn, denn das ist ihr Verlangen,
Nach Himmelslichte steht ihr frommer Sinn,
Die Erde nährte sie mit Pein und Bangen,
Nun geht sie in die ew'ge Freiheit hin,
Sie saß im harten Kerker hier gefangen,
Nun bringt der Tod ihr köstlichen Gewinn,
O laß uns beten, daß wir aus den Leiden
Doch also rein und selig mögen scheiden.

Siegfried.

Kind, du kannst ruhig ihren Tod betrachten,
Von dir hat sie kein Leiden je empfangen,
Ich war's, der sie unschuldig ließ verschmachten,
Der ihr erregte Pein und Angst und Bangen,
Indes die Mörder meiner Schwachheit lachten:
Nun ist im Busen herzlich mein Verlangen,
Ihr alle Leiden liebend zu vergüten
Und was ich kann, der Holden anzubieten.

Und kaum hab' ich das süße Werk begonnen,
So fängt sie an den Armen zu entfliehn,
Und kaum gefaßt, ist schon mein Glück zerronnen,
Kaum rückgekehrt, will sie von dannen ziehn,
Viel Lieb's und Gutes hatt' ich ausgesonnen,
Doch will kein neuer Frühling auferblühn,
Sie ist mein Leben und sie will nicht leben,
Mein höchstes Glück muß ich verloren geben.

Schmerzenreich.

Oftmals hat mir die Mutter es verkündet,
Daß uns das Scheiden hier nicht lange trennt,
Daß wer sich liebt, sich dorten wieder findet,
In gegenseit'ger Wonne sich erkennt,
Dann sind wir alle fest in eins verbündet,
Das Freudenreich mit ew'gen Lichtern brennt,
Sie ist die müdeste, sie geht voraus,
Wir kommen nach in unsers Vaters Haus.

Wendelin kommt.

Siegfried.

Was macht mein edles, treffliches Gemahl?

Wendelin.

Jetzt ist der Bischof Hidulf angekommen,
Sie beten beide in dem alten Saal,
Sie hat das heil'ge Sakrament genommen,
Absolution und Ölung auch zumal
Empfangen aus des Bischofs Hand, die Frommen
Sind jetzt vertieft in heiligen Gedanken,
Hidulfus spricht von Gott und Christ der Kranken.

Hidulfus tritt auf.

Es sei mit euch des Herren ew'ger Friede!
Sie hat empfangen Sakrament und Weihe,
Drauf im Gesang ob einem schönen Liede,
Daß ihr der Herr so Gnad' wie Schutz verleihe,
Versanken ihre heil'gen Augen müde,
Es scheint, daß sie im Schlummer sich erfreue,
Kein Sterbender hat noch sein irdisch Leben
So fromm und still dem Heiland übergeben.

Eine Kammerfrau kommt.

Kammerfrau.

Die Gräfin ist vom Schlummer schon erwacht
Und fühlt mit neuen Kräften sich erfüllt,
Sie preiset Gott, ihr helles Auge lacht,
Sie küßt entzückt des Welterlösers Bild,

Auch hat sie liebend Eurer oft gedacht,
Sie bittet Euch, daß Ihr doch noch gewillt,
Den letzten Abschied von ihr zu empfangen,
Eh' sie zu ihrem Vater heimgegangen.

Die Thüren öffnen sich, **Genoveva** liegt im Bette.

Genoveva.

Tritt her, Gemahl, tritt her, mein Söhnelein,
Ich laß euch jetzt, bald sehen wir uns wieder,
Dann sollen wir stets bei einander sein,
Und singen Gott die wohlgefäll'gen Lieder,
Schon spielt um mich des Himmels reiner Schein,
Der Leib sinkt in die tote Erde nieder.

Siegfried.

Ach bleibe, bleibe noch, du frommes Blut,
Und mach mich Sünder rein und fromm und gut.

Genoveva.

Ich sah jetzt ein erfreuliches Gesichte,
Gestorben lag mein Leib und ausgestreckt,
Die Seele sprach: Herr, geh' nicht ins Gerichte!
Da war der Himmel all mit Glanz bedeckt,
Vorüber zog die biblische Geschichte,
Mein reines Herz vom Tode auferweckt,
Propheten, Kön'ge und Apostel kamen
Und jeden nannt' ich bei dem heil'gen Namen.

Da brachten sie mir auch mein Kind getragen,
Ein Engel war es, diente vor dem Thron,
Es kam, mir Nachricht vom Gemahl zu sagen,
Der stand verklärt vor Gottes Antlitz schon,
Ich ging hinzu, um nach dem Lamm zu fragen,
Da kam die heil'ge Mutter mit dem Sohn,
Und Kinder mit den goldnen Flügelein,
Sie sangen all': Erbarmen und Verzeihn.

Wohin ich blickte, sah ich Blüten prangen,
Aus Strahlen wuchsen Himmelsblumen auf,
Am Throne sproßten Glauben und Verlangen
Und rankten sich wie Edelstein hinauf,

Gebete blühend in den Himmel drangen,
Zu Füßen aller goldnen Sterne Lauf,
Und die Natur in tausendfachen Weisen,
Den dreimal heil'gen Gott, Sohn, Geist zu preisen.

Gebete stiegen auf, herab der Segen
Zur Erde nieder durch das Firmament,
Die Sterne kamen Gottes Lieb' entgegen
Und drungen in das ird'sche Element,
Verschlungen all in tausendfachen Wegen,
Daß Himmel, Erd' in einer Liebe brennt,
Und tief hinab in Pflanz', in Erzgestalten
Des Vaters Kräfte im Abyssus walten.

Der Sohn war recht des Vaters Herz und Liebe,
Der Vater schaffende Allgegenwart,
Der Geist im unerforschlichen Getriebe,
Das ew'ge Wort, das immer fort beharrt;
Und alles wechselnd, nichts im Tode bliebe,
Indes der Vater wirkt die Form und Art,
So Lieb' und Kraft und Wort in eins verschlungen,
In ew'ger Liebesglut von sich durchdrungen.

Wie Strahlen gingen Engel aus und ein,
Entzückt in der Dreieinigkeit zu spielen,
Sich niedertauchend in der Gottheit Schein
Die volle Seligkeit beherzt zu fühlen,
Sie durften in der Kraft und Gnade sein,
Die Sehnsucht in der großen Liebe kühlen,
Auch meine Seel' muß sich dem Tod' entringen
Und in dem Lebensmeer als Welle klingen.

Stirbt.

Schloßhof.

Wendelin, Heinrich, Else, Diener.

Wendelin.

Die Sel'ge mußte ach! so schnell verscheiden,
Wir sind so holder Gegenwart nicht wert,
Drum ist sie von uns Sündern heimgegangen.

Else.

Wir sind im kurzen Leben alt geworden,
Wer hat dergleichen doch gesehn, gehört?

Heinrich.

Ja, wunderbar sind des Allmächt'gen Wege!

Wendelin.

Manch graues Haar hat dieses nicht erfahren,
Was wir noch jung gesehen und gehört,
Die Gnade Gottes hat uns heimgesucht,
Wer nun nicht in sich kehret, ist verflucht.

Else.

Auch was ihr von dem unvernünft'gen Tier
Erzählet, dünkt mir äußerst wunderbar.

Wendelin.

Ja, seit die Gräfin krank und bettlägrig,
Hat nicht die Hirschkuh Nahrung nehmen wollen,
Sie sah mit ihren Augen nach den Fenstern,
Wo sie die edle Gräfin sonst erblickt,
Als sie nun starb, da hing sie ihren Kopf
Und wandte sich nach keiner Seite um,
Sie folgte still dem traurigen Gepränge,
Als man den Leichnam in die Gruft gesetzt.
Dann blieb sie liegen dort vor der Kapelle
Und kratzte oftmals an der Kirchenthür,
Als wenn sie ihr wer öffnen sollte, so
Lag sie zwei Tage dort und ist verschmachtet,
Das Winseln war erbärmlich anzuhören.

Else.

Es stellt der Herr zu Pred'gern Tiere auf,
Wer könnte da noch wohl sein Herz verstocken?
Die Hirschin lehrt uns Frömmigkeit und Treue.

Wendelin.

Ach Gott, magst du nach unserm ird'schen Leben
Uns auch ein feines sel'ges Ende geben.

Sie gehn.

Schloß. Nacht.

Siegfried.

Die Sinne mein vergehn, wohin ich blicke,
Scheint alles mir zu wanken und zu zittern,
Ich wage nicht, was in die Hand zu nehmen,
Ich fürchte, daß es mir alsbald zerrinnt.
Das Dauernde scheint mir so gar vergänglich,
Und das Vergängliche so unvergänglich.

Wendelin kommt.

Wendelin.

Ein Pilgrim ist hier eingekehrt und wünscht
Recht sehr, Euch alsobald zu sprechen.

Siegfried.

So laß ihn zu mir, denn er bringt vielleicht
Mir Trost und Stärkung.

Wendelin.

Es ist finstre Nacht
Und seltsam sein Begehren.

Siegfried.

Ist es Nacht?
Das wußt' ich nicht, doch laß ihn nur herein.

Wendelin ab, der **Pilgrim** tritt auf.

Pilgrim.

Des Herren Friede sei mit diesem Hause.

Siegfried.

Und bis in alle Ewigkeiten, Amen.
Was kommt Ihr noch so spät zu meiner Klause?

Pilgrim.

Ich hörte, was Euch Gotts Gerichte nahmen,
Drum komm' ich, Euch den süßen Trost zu bringen.

Siegfried.

Gesegnet sein die Füß', die dazu kamen,

Doch wird es, frommer Pilgrim, nie gelingen,
Denn allzu tief ist dieses Herz verwundet,
Kein ird'scher Trost kann in die Seele dringen.

Pilgrim.

In Gottes Namen, sprech' ich: auf, gesundet!
Und faßt voll Glauben und Vertrau'n die Hand
Und nehmt das Heil, das ich für Euch erkundet.

Siegfried.

Ich fühle schon mein Zagen abgewandt,
Wer bist du, Mann, der so vermag zu heilen?
Dein Antlitz, die Gestalt ist mir bekannt.

Pilgrim.

Ich komme dir zu Liebe von den steilen
Gebirgen, teurer Siegfried, mußt mich kennen,
Auch will ich gerne, ohne mehr zu weilen,

Dir meinen alten Menschennamen nennen:
Ich hieß einst Otho, als ich noch im Leben;
Zu dir zu gehen wollte Gott vergönnen,

Um dir den süßen Balsam, Trost, zu geben,
Daß du dem Herren immer magst vertrauen,
Und nicht verzweifelt nach Vergangnem streben.

Siegfried.

Allgüt'ger Gott! Welch Wunder muß ich schauen,
Wie viel erfahr' ich jetzo Wunderwerke!
Von nun an will ich deiner Macht vertrauen.

Ich fühle schon in mir die neue Stärke,
Hinweg entflieht das irdische Verzagen,
Gepriesen sei dein Nam' und deine Werke!

In meiner Seele fängt es an zu tagen
Und heilige Entschlüss' zur Reif' gedeihen,
Zu Lobgesängen werden meine Klagen.

Nicht mehr will ich mich mit mir selbst entzweien,
In Gottes Dienst will ich mein Leben enden,
Den matten Geist mit Himmelsspeis' erfreuen.

O dank' dir, Freund, aus deinen lieben Händen
Hab' ich das köstlichste Geschenk empfangen,
Das Gottes Güte mir mochte senden.

Pilgrim.

Schon immer hegte ich nach dir Verlangen,
Besuchen wollt' ich dich vor ein'gen Jahren,
Die Thränen trocknen dir von deinen Wangen.

Ich hatte jenseit alles schon erfahren,
Doch wußt' ich auch, wie sich es würde schließen,
Und wer die Mörder deiner Ruhe waren.

So ließ ich denn die Zeit vorüberfließen,
Geläutert erst von meinen ird'schen Sünden
Mußt' mir ein neuer Sinn im Geiste sprießen.

Nun ging ich aus, dich und den Sohn zu finden,
Den ich in Sünden dir zu Schmach erzeugt,
Und dir von Gott den Frieden zu verkünden.

Der Golo, der zum Grabe dich gebeugt,
Derselbe ist mein Sohn aus schlimmer Ehe,
Er selber schlimm, wie er sich dir bezeigt.

Siegfried.

Gar wunderbar! Des Herren Will' geschehe,
Ich bete an die Wege sein im Dunkeln
Und danke selber für dies Herzenswehe:
Ich hoff' dereinst in seinem Licht zu funkeln.

Die Kapelle. Morgen.

Hidulfus, Siegfried, Schmerzenreich.

Siegfried.

Hier, wo die Bilder schön die Pfeiler schmücken
Vom Sankt Laurentio und Sebastian,
Soll man auch Genovevam bald erblicken,
Sie wird den Wundermännern zugethan.

Mag mir mein letzter Wunsch, Herr Bischof, glücken,
So bin ich ganz ein seelerfreuter Mann,
Dann fehlt mir nichts in dieser Welt hienieden
Zu meinem Seelenheil und meinem Frieden.

Hidulfus.

Sprecht aus, was Ihr nur immer mögt begehren,
Wenn es nicht Gottes Satzung widerspricht,
So will ich es mit Freuden Euch gewähren.

Siegfried.

Damit in Zukunft mir kein Wunsch gebricht,
So wünsch' ich Gott beständig zu verehren,
Zu wandeln in der Andacht reinem Licht,
Drum will ich ein' Kapelle auferbauen,
Wo ich die Gräfin in der Wüst' thät schauen.

Dort will ich ein einsiedlisch Leben führen
Und meinen Staat dem Sohne übergeben,
Ich will fortan Gebete rezitieren
Und nach dem Himmelsregimente streben,
Kein irdisch Glück soll die Begierde rühren,
In Vater, Sohn und Geist will ich nur leben,
Und dieser Sohn sei noch, bevor ich sterbe,
Mein rechtsbestätigter und einz'ger Erbe.

Schmerzenreich.

Warum willst du doch, Vater, mich vorteilen?
Du nimmst den Himmel für dein Eigentum,
Nicht schön, daß du willst also ungleich teilen,
Mir bleibt ein wenig Erde nur zum Ruhm.
Auch ich will in der Welt nicht länger weilen,
Ich folge dir zu deinem Heiligtum,
Da wollen wir uns in Gebeten üben,
So lang' uns noch die Wallfahrt vorgeschrieben.

Hidulfus.

Die hohe Frömmigkeit treibt mir die Zähren
In meine Augen, es geschehe so.
Ich will die Bitt' euch beiden gern gewähren,
So führt ein strenges Leben still und froh,

Doch muß das Land des Schützers nicht entbehren,
Oft drängen es die Heiden wild und roh,
Drum muß Matthias Euren Platz besitzen
Und Landesrecht, die heil'ge Kirche schützen.

Sie gehn alle ab.

Der heilige Bonifacius *tritt ein und beschließt.*

So gingen sie zum wunderthät'gen Bilde,
Das ihnen, als sie kamen, gab den Segen,
Das Paternoster nehmend statt den Degen,
Ruht Siegfried dort, in Gottes Andacht milde.

Sie wohnten unter seinem heil'gen Schilde.
Sie aber ging auf lichterfüllten Wegen
Der schönen Dulderkrone dort entgegen,
Das Land verehrt sie im gemalten Bilde.

Die Heil'gen sind es, die den Himmel stürmen,
Das Paradies sich neu zu eigen machen,
Das uns verloren hat Adam und Eva:

Nun beten Fromme, wann sich Wetter türmen,
Im harten Kampfe mit dem alten Drachen:
Ora pro nobis sancta Genoveva!

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
von
Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Dünker, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling

herausgegeben
von

Joseph Kürschner

Der Preis des Bandes ist M. 2.50 Fl. 1.50, Fr. 3.50

Alle 14 Tage erscheint 1 Band im Umfang von 20–36 Bogen

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart